2

Eine
Maria Magdalena
in Wien.

Sittenroman aus unserer Zeit

von

Eduard Breier.

Zweiter Band.

Wien.
Druck und Verlag von J. P. Sollinger's Witwe.

[1849]

Eine
Maria Magdalena
in Wien.

Erstes Kapitel.

Wir betreten die bekannte Lottocollectur in der Alservorstadt.

Frau Jacobine Ruckenberg, die in Ruhestand versetzte Pfarrersköchin, sitzt sinnend am Einschreibtische.

In diesem Augenblicke ist die heilige Ueberschattung ihres ehemaligen Dienstherrn ganz von ihr gewichen, und sie ist mit sehr weltlichen Dingen beschäftiget.

Sie denkt an Wilhelm Hellrath, an den jungen Chirurgen, der im Hause wohnt und mit Fräulein Mathilde näher bekannt ist.

Wenn eine Dame wie Frau Jacobine Ruckenberg an einen jungen Mann denkt, so geschieht dieß nie ohne Absichten; aus welcher Quelle diese Absichten in unserem Falle flossen, das können unsere Leser leicht errathen, wenn sie erwägen, daß Frau Jacobine Ruckenberg eine Pfarrersköchin gewesen. Unsere Leser werden sich auch wundern, daß wir besagter Dame die Ehrentitulatur „Frau" beilegen, allein das geht einmal bei ehemaligen Pfarrerswirthschafterinen, Köchinen u. s. w. nicht anders, sie kommen zum Titel Frau, so wie Mancher zu einem Orden, das heißt, sie wissen nicht wofür und warum? — Wie sollten wir sie aber auch anders nennen? — Witfrau? das wäre

unwahr, da sie nie verehelicht gewesen. Jungfrau? das ginge schon gar nicht, denn dieß wäre ein Blasphemie gegen den Herrn Pfarrer, und dann was würde die zehnjährige Fanni dazu gesagt haben, die im Laufe der Zeit, der Himmel weiß woher! gekommen war? Es bleibt uns also nichts übrig, als die Mitte zwischen Jungfrau und Witfrau zu wählen, und diese ist Frau.

Also Frau Ruckenberg dachte an Wilhelm Hellrath, und je länger sie an ihn dachte, desto hübscher fand sie ihn, und desto mehr ärgerte sie sich über die Gleichgiltigkeit, mit welcher er ihre bisherigen kleinen Aufmerksamkeiten hingenommen hatte. Der junge Mann war der Collecturbesitzerin Nummer 999 — denn die Lottocollecturen gehen nach den Nummern, so wie die Fiaker, Polizeimänner und die Mitarbeiter des Conversationslexikons — schon lange aufgefallen, und die Dame 999 hatte auch schon lange ein Auge auf ihn geworfen, aber der Verblendete bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken, dieß beunruhigte die Dame, und darüber sann sie jetzt nach.

Sollte er wirklich so unempfindlich sein? Ich kann es kaum glauben, er hat meine Bestrebungen nur nicht bemerkt. Ich halte ihn für zu klug; die Herren Mediciner wissen Frauenbekanntschaften sehr zu schätzen, und Herr Hellrath wird wohl von der Regel keine Ausnahme sein. Sein Verhältniß mit Mathilde? Pah! das macht mir nicht bange; was hätte er von dieser Proletarierin Anderes zu erwarten als höchstens ein Paar vergnügte Sonntage? Er besitzt

nichts, sie wenig, diese Rechnung wird er schon längst gemacht haben, das Verhältniß kann also nicht von Dauer sein, denn auch von Liebe ist bei einem Mediciner keine Rede, er hat immer den anatomischen Secirtisch vor Augen, und bei meiner armen Seele! diese magere Mathilde muß sich selbst als Cadaver nicht gar einladend ausnehmen.

So weit ungefähr war Frau Ruckenberg in ihren Betrachtungen vorgeschritten, als sich ein altes Weib bei der Thüre hereinschob.

Die Collecturbesitzerin Nr. 999 in der Meinung, die Angekommene gedenke die Glücksgöttin zu versuchen, griff nach der Feder, um sich schreibfertig zu machen, allein schon die ersten Worte der Fremden belehrten sie eines Anderen.

Um Vergebung, liebe Madame, flüsterte sie, ich komme Ihre Güte und Menschenfreundlichkeit in Anspruch zu nehmen.

Dem Anzuge der Unbekannten zu Folge vermuthete Frau Ruckenberg ganz einfach, daß es auf eine Bettelei abgesehen sei, und sagte mit wenig einladender Miene: Nun, was wollen Sie, halten Sie mich nicht lange auf —

O, liebe Madame, ich will gar nichts, ich bin auch nicht gekommen, um etwas zu wollen, sondern ich bitte nur um gefällige Auskunft.

Frau Ruckenberg hob unwillkürlich den Kopf, und wurde aufmerksamer.

Hier im Hause, fuhr die Fremde fort, wohnt ein junger Herr, Wilhelm Hellrath —

Die Collecturbesitzerin Nummer 999 zuckte bei diesem Namen zusammen; wer war das Weib, und in welcher Beziehung stand es zu Hellrath? Diese Fragen drängten sich ihr natürlich im ersten Augenblicke auf. Sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, und faßte die Fremde scharf in's Auge. Ganz recht, nahm sie nach einigen Augenblicken das Wort, der junge Herr wohnt hier, was wünschen Sie von ihm?

Von ihm? nichts; was könnte ich auch von ihm wollen, er ist ein armer Student; das Essen von den Leuten, das Leben von Gott, dieß Sprichwort findet bei ihm vollkommene Geltung.

Frau Ruckenberg horchte; der bissige Ton der Fremden fiel ihr auf. Sie scheinen Herrn Hellrath zu kennen, sagte sie nach einer Weile, und ließ ihren forschenden Blick unausgesetzt auf der Fremden ruhen.

Ob ich ihn kenne! erwiederte diese grinsend; fragen Sie den Jäger, ob er den Wilddieb kennt, der ihm in's Gehege geht, er kennt ihn gewiß sehr gut, doch erwischen kann er ihn nicht: gerade so kenne ich Herrn Hellrath; aber der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht, das Kind spielt so lange mit der Nadel, bis es sich sticht.

Frau Ruckenberg wurde etwas unruhig. Die Worte der Alten ließen erkennen, daß sie über den jungen Mann einigen Aufschluß zu geben vermöge; die Neugierde der Collecturbesitzerin war rege geworden, eine Ahnung flüsterte ihr zu sich, der Fremden zu nähern. Sie wurde daher freundlicher, lächelte verschmitzt, indem sie die Augen zusammen-

kniff, und sagte: Ach, liebe Frau, ich verstehe Sie in der That nicht, ich weiß nicht, was Sie mit der Geschichte von dem Jäger meinen; haben Sie vielleicht eine Tochter?

Eine Tochter? Nein, ich habe keine Tochter; aber muß es denn gerade eine Tochter sein?

In diesem Augenblicke trat aus dem Nebenzimmer die zehnjährige Fanni, welche Frau Ruckenberg ihre Tante nannte, und welche im Laufe der Zeit, der Himmel weiß woher! gekommen war. Die Alte hatte das Mädchen kaum ersehen, als sie an die ehemalige Pfarrersköchin die Frage richtete: Ist das Ihre Tochter?

Die Dame wurde glühend roth und stotterte verlegen: Was fällt Ihnen ein? Das ist meine Nichte!

Nun, sehen Sie, lächelte die Fremde, kann ich nicht auch eine Nichte haben, muß es denn gerade eine Tochter sein? —

Frau Ruckenberg erholte sich. Wir wollen über die Sache ausführlicher sprechen, nahm sie das Wort, kommen sie doch in's Zimmer mit mir, meine Nichte wird indessen im Laden bleiben.

Als sie dort anlangten, mußte die Fremde auf dem Sopha Platz nehmen, die Collecturbesitzerin ließ sich an ihrer Seite nieder und sagte: Nun, liebe Frau, lassen Sie hören, sprechen Sie, erklären sie sich deutlich; vor Allem, darf ich Ihren werthen Namen wissen?

Meinen Namen, den kann ich Ihnen schon nennen, ich heiße Eulalia Riegel. Doch bitte ich nicht zu vergessen,

daß ich gekommen bin, um bei Ihnen Erkundigungen einzuziehen, es scheint aber, als gedächten Sie von mir Manches zu erfahren.

Frau Ruckenberg gerieth in Verlegenheit. Sie verkennen mich, stotterte sie, ich bin wirklich nicht neugierig, aber der junge Mann interessirt mich —

Das hatte ich nach den ersten zehn Worten schon weg, antwortete die würdige Feldweblin, und darum kann ich Ihnen keinen besseren Vorschlag machen, als wenn ich Sie ersuche, mir Alles mitzutheilen, was Sie in Bezug auf Herrn Hellrath wissen, dann sollen Sie auch das erfahren, was ich weiß.

Sie werden also —

Dann aufrichtig sein, wenn Sie es sind.

Ich bin damit vollkommen einverstanden.

Ihre Hand darauf.

Die ehemalige Pfarrersköchin und die Feldweblin reichten sich die Hände und erstere begann: Herr Hellrath wohnt in diesem Hause, ich habe ihn seit mehreren Wochen scharf in's Auge gefaßt und bemerkt, daß —

Nun, was denn?

Daß er ein Verhältniß habe.

Nur Eines?

Frau Ruckenberg wurde verblüfft und entgegnete: So viel ich weiß, nur Eines!

Und wer ist diese Glückliche?

Eine Putzmacherin.

Frau Riegel lächelte.

Warum lachen Sie?

Weil ich nichts Neues erfahre. Diese Putzmacherin heißt Mathilde und wohnt da oben in der Nähe der Straußschen Buchdruckerei.

Sie wissen —

Ich weiß Alles. Ich weiß aber auch, daß Herr Hellrath auf dem Rennwege drüben eine mehrjährige Liebschaft hat, ein braves Mädchen, welches ihn unterstützt, dem er seine Hand versprochen hat, und welches sich nun auf eine so abscheuliche Weise von Herrn Hellrath betrogen sehen wird.

Frau Ruckenberg fiel bei dieser Nachricht wie aus den Wolken. Also zwei Verhältnisse auf einmal! rief sie, das ist zu viel.

Wie man es nimmt, entgegnete die würdige Riegel; ich glaube, Herr Hellrath wäre im Stande, noch einige Mädchen und Frauen hinter's Licht zu führen.

Der Schändliche!

Ja, schändlich und niederträchtig, und eben deßhalb ist es an der Zeit, ihm die Larve herabzureißen und den betrogenen Mädchen die Augen zu öffnen.

Diese Worte der Feldweblin verfehlten bei ihrer neuen Vertrauten die Wirkung nicht. Ja! rief sie, der Schändliche muß entlarvt werden, wir müssen ihm die beiden Opfer entreißen!

Beide Damen stimmten in diesem Entschlusse voll-

kommen überein, denn jede hoffte durch dieses Mittel ihren Zweck zu erreichen. Frau Riegel, um Marie ganz in ihre Gewalt zu bekommen, mußte sie von der Untreue des Geliebten überzeugen; Frau Ruckenberg hingegen hoffte wieder den jungen Mann um so leichter zu ködern, wenn es ihr nur früher gelang, ihn von den beiden Mädchen loszureißen.

Da die Frauen über das Ziel einig waren, so verständigten sie sich auch bald über den Weg, den sie einschlagen mußten, um dasselbe zu erreichen. Man beschloß dem Herrn Chirurgen eine Falle zu legen; Frau Ruckenberg nahm es auf sich, der Feldweblin seinen nächsten Ausgang mit der Putzmacherin bekannt zu machen, bei welcher Gelegenheit er von Marie überrascht werden sollte. Frau Riegel ihrerseits übernahm die Obliegenheit, bei dem Mädchen auf dem Rennwege zu wirken.

Nachdem die beiden Damen so weit übereingekommen waren, drückten sie sich freundlichst die Hände, die Feldweblin ließ zur Vorsorge ihre Adresse zurück, und entfernte sich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen,

Die Collecturbesitzerin Nummer 999 rieb sich vergnügt die Hände und flüsterte leise vor sich hin: Nun warte nur, du kleiner Pascha, ich werde dich schon katholisch machen; du mußt noch mein Mann werden, und mein ehemaliger Herr Pfarrer soll die Ehre genießen, uns zu trauen. Ach, was wird der Gute für Augen machen, wenn ich ihm vor der Trauung das alles beichten werde, was er ohnedem

schon weiß; ich hoffe, er wird mir um Seinetwillen die Absolution nicht verweigern, denn sonst könnte ja auch er nicht selig werden. Also noch einige Wochen Frau Ruckenberg, und dann Frau Hellrath!

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Frau Riegel, als sie ihre neue Vertraute verlassen hatte, schlug den Weg nach Hause ein. Die würdige Feldweblin hatte auf der langen Strecke hinlängliche Gelegenheit ihren Gedanken nachzuhängen; wir wollen es versuchen, diese Gedanken in Worten auszudrücken: Die Lotteristin scheint eine liebenswürdige Frau — ein wenig mannssüchtig — pah! was geht das mich an, mag sie mit Herrn Hellrath machen, was ihr gut dünkt, wenn es mir nur gelingt, Marien von ihm zu trennen, und dieß wird sich jetzt machen; aber vollkommenes Vertrauen mag ich dieser Frau Ruckenberg doch nicht schenken, deßhalb habe ich ihr nur meine Adresse gegeben, von Marie weiß sie kein Wort, sie glaubt, Hellrath betrüge meine Tochter. Ha! ha! ha! ich habe sie mit dem Pfarrerskind in eine schöne Verlegenheit versetzt. Die Sache mit Marie geht viel leichter und schneller als ich geglaubt habe, um so schwieriger gestalten sich die Verhältnisse bei Berlau. Sofie ist fort, als Gesellschaftsfräulein zu einer Herrschaft nach Ungarn, so heißt es allgemein im Hause; ja, prost die Mahlzeit! saubere Gesellschaft! der Fürst hat sie schon in seinen Klauen, so viel ist gewiß; denn woher nehme denn die

Mutter jetzt das Geld? Aber wo Sofie auffinden? Sollte sie ihrem Vorsatze, nur die Gattin des Fürsten werden zu wollen, untreu geworden sein, oder hat ihr der Fürst wirklich seine Hand gereicht? Darüber muß ich Gewißheit haben! Aber wo etwas erfahren? Die Mutter hat die Sache klüger angestellt, als von ihr zu erwarten war. Elise scheint von dem Allem keine Kenntniß zu haben, der Fürst hat Sofie wahrscheinlich auf eines seiner Güter gebracht, doch halt — darüber werde ich bald Gewißheit haben, es gilt eine Nachfrage im Palais des Fürsten, ist er hier, so kann auch Sofie nicht ferne sein, und ist Sofie hier oder in der Nähe, dann werde ich der Wahrheit schon auf die Spur kommen. Was Elise anbelangt, so muß ich sehr behutsam sein, daß die Mutter nicht wieder hinter meinem Rücken mit dem Hofrathe abschließt, doch ist die Gefahr hier nicht groß, denn Elise ist verliebt, und verliebte Mädchen sind selten gehorsame Töchter.

Die würdige Feldweblin, gewohnt, ihre einmal gefaßten Beschlüsse auch rasch auszuführen, schlug die Richtung nach der inneren Stadt ein, um in dem Palais des Fürsten Erkundigung einzuziehen. Dieß gelang ihr ohne Schwierigkeiten und sie erfuhr zu ihrer innigsten Zufriedenheit, daß der Fürst nicht nur in Wien anwesend, sondern auch seit mehreren Wochen schon die Residenz gar nicht verlassen habe. Dem zu Folge mußte sich auch Sofie noch innerhalb der Mauern Wiens oder wenigstens in der nächsten Nähe be-

finden. In ihren Nachforschungen so weit gelangt, wollte sie kein Mittel unversucht lassen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Sie begab sich in das Freihaus auf der Wieden.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß Frau Riegel an jenem Abende, als die Familie Berlau in einer Loge des Theaters an der Wien erschien, nach der Vorstellung dem Unterhändler Seiner Durchlaucht nachgeschlichen war, und auf die Frage, wo sich die Wohnung dieses Herrn befinde, von dem Hausmeister die Antwort erhielt: In diesem Hofe Nr. 88.

Diese Auskunft im Gedächtnisse, begab sie sich nun zum Hausmeister, um über die Partei in Nr. 88 in diesem Hofe Erkundigung einzuziehen.

Auch dieses gelang ohne Mühe; da sie jedoch wußte, daß Herr Leopold sie bei Gelegenheit seines ersten Besuches bei Berlau gesehen hatte, so fürchtete sie von ihm erkannt zu werden, was seinen Verdacht wecken mußte, sie beschloß daher, den Baron in seiner Abwesenheit aufzusuchen, um wo möglich von Helene Auskunft zu erhalten.

Frau Riegel stieg also wohlgemuth die Treppe hinan, suchte die bestimmte Thür und zog die Glocke.

Als Helene erschien, fragte die Feldweblin, ob der Herr Baron sich zu Hause befinde.

Im Falle einer bejahenden Antwort, oder wenn ihr der Baron vielleicht gar selbst die Thür geöffnet hätte, war die Listige schon darauf gefaßt, nach einem gewissen Herrn

Müller oder Schmidt zu fragen, welche Namen in Wien vielleicht einige tausendmal vorkommen; da jedoch die Antwort verneinend ausfiel, so sagte sie, darüber erfreut: Das ist mir sehr lieb, denn ich habe mit Ihnen zu sprechen.

Mit mir? fragte das Mädchen erstaunt.

Ja mit Ihnen, liebe Mamsell, war die Antwort.

Helene lud die Alte ein, einzutreten.

In der Behausung des lieben Barons hatte sich seit unserem letzten Besuche nichts geändert; es stand noch immer Alles auf dem alten Platze, Ofen, Tisch, Kasten, Bettstatt, sogar das freiherrliche Wappen hing noch an der alten Stelle, der kleine Theodor schlief in seinem Korbe, und war so wie am Vorabende des Leopolditages mit dem alten Tuchrocke zugedeckt; wie gesagt, keine Aenderung, noch immer der alte Zustand, noch immer, oder besser gesagt, schon wieder das alte Elend.

Wir sagen schon wieder! denn schon einige Male seit dieser Zeit hatte der liebe Baron von seinem fürstlichen Gönner Geld erhalten, allein das Geld verschwand jedes Mal, sobald die augenblicklichen Bedürfnisse befriediget waren; diese Tage bildeten in dem Leben Helenens einzelne Lichtmomente, denen aber jederzeit unausbleiblich lange trübe Nächte des bittersten Mangels folgten.

Eulalia Riegel, als sie in das Zimmer trat, ließ ihren Blick die Runde machen, und erkannte alsogleich die obwaltenden Verhältnisse. Es bedurfte geringen Scharf-

sinnes, um aus dieser Umgebung Helenens Lage zu beurtheilen. Die Feldweblin stellte sich um so freundlicher, je gedrückter sie die Gemüthsstimmung des Mädchens fand.

Sie verzeihen, liebe Mamsell, daß ich Sie belästige.

Sie belästigen mich gar nicht, liebe Frau.

Ich störe Sie vielleicht in der Arbeit?

Bei diesen Worten blickte Frau Riegel auf die Handschuh-Nähmaschine, welche in der Nähe des Fensters stand. Helene erwiederte: Ein halbes Stündchen Zeit kann ich schon entbehren.

Ihre Güte ist sehr rührend und es thut mir sehr wehe —

Da die Feldweblin inne hielt, so blickte Helene sie besorgt an und sagte: Was thut Ihnen wehe, liebe Frau? sprechen Sie.

Es thut mir wehe, daß ich Sie stören muß, und daß mein Besuch leider wenig geeignet sein wird, Ihnen für den Zeitverlust Ersatz zu bieten.

Wenn es sonst nichts ist, als dieß, entgegnete Helene wehmüthig lächelnd, so dürfen Sie ganz ruhig sein; ich bin nicht geizig, obwohl die Zeit das einzige Eigenthum ist, welches ich besitze.

Die Alte suchte noch freundlicher zu grinsen und fuhr fort: Ja, wenn es sich um die Zeit allein handelte, die ich Ihnen raube, aber —

Da sie wieder inne hielt, so sagte Helene: Nun, so sprechen Sie doch.

Ich fürchte, daß der Inhalt meines Gespräches wenig geeignet sein wird, Ihnen Freude zu machen.

Helene wurde ernst und beklommen und sagte: Wenn Sie mir Schlimmes mitzutheilen haben, so wird es mir sehr erwünscht sein, wenn Sie warten, bis mein Leopold nach Hause kommt.

Das kann ich nicht! entgegnete die Alte, welcher dieser Antrag sehr unwillkommen kam.

Und warum nicht? fragte Helene.

Weil meine Angelegenheit gerade ihn betrifft, und weil ich deßhalb mit Ihnen allein sprechen muß.

In diesem Falle zögern Sie ja nicht lange, denn Leopold wird bald nach Hause kommen.

Das war nun freilich das beste Mittel, die Dame zum Sprechen zu bringen.

Sie lieben wohl Herrn Leopold sehr?

Welche Frage? Er ist der Vater meines Kindes.

Sie nehmen also an seinem Schicksale warmen Antheil?

Wir theilen Freude und Kummer miteinander, sein Glück ist auch das meine, sein Unglück trifft auch mich.

Dieses offene Geständniß flößt mir Bedauern ein.

Bedauern? weßhalb?

Weil Ihrem Geliebten eine große Gefahr droht.

Die Blässe auf Helenens Wangen machte einem Todtenbleich Platz.

Gefahr! rief sie, woher? von welcher Seite? sprechen Sie, liebe Frau, ich bitte Sie darum, sprechen Sie!

Kennen Sie den Namen Werdenfeld?

Diese Frage machte Helene erzittern.

Sie muß auch davon wissen, dachte die Feldweblin, als sie die heftige Bewegung des Mädchens gewahrte.

Nun, antworten Sie, liebe Mamsell: kennen Sie den Namen Werdenfeld?

Wer — den — feld? stotterte Helene, wenn ich nicht irre, so hatte Leopold mit einem Fürsten desselben Namens Geschäfte.

Ja, Geschäfte, saubere Geschäfte; und so viel ich merke, sind Ihnen diese Geschäfte sehr gut bekannt. Nun will ich Ihnen aber noch einen Namen nennen, den Namen eines Fräuleins —

Helene wurde schier ohnmächtig, sie klammerte sich an die Lehne des Stuhles.

Dieses Fräulein heißt Sofie.

Heiliger Gott! ächzte das Mädchen, Sie wissen —

Ich weiß Alles, sagte die Feldweblin, zufrieden mit den Ergebnissen; ich weiß, daß Ihr Geliebter der Kuppler des Fürsten ist; ich weiß, daß er ihm das Mädchen in die Hände geliefert hat; ich weiß, daß Sie Mithelferin bei dem Geschäfte waren! Mehr weiß ich freilich nicht, aber schon dieß reicht hin, Sie und Ihren Geliebten ins Zuchthaus zu bringen, vorausgesetzt, daß Sie mir gegenüber nicht aufrichtig sein werden.

Erbarmen! schluchzte das Mädchen, haben Sie Erbarmen mit mir und mit meinem armen Kinde!

Fassen Sie sich, liebe Mamsell; ich will Ihr Unglück nicht, seien Sie aufrichtig und erzählen Sie.

Die unerfahrene Helene befand sich ganz in der Gewalt der Alten. Was sollte sie thun? Sie bat die Frau, sie nur heute zu verlassen und morgen wieder zu kommen, da ihr erbarmenswerther Zustand ihr fast die Sinne geraubt hatte, aber diese hütete sich, die günstige Gelegenheit unbenützt verstreichen zu lassen, und drang um so ernster auf die Mittheilung. Helene widerstand nicht lange, und in wenigen Minuten war Frau Riegel im Besitze des Geheimnisses.

Ich danke Ihnen, liebe Mamsell, nahm sie am Schlusse von Helenens Mittheilung das Wort, ich erkenne Ihre Aufrichtigkeit und verspreche Ihnen nochmals, daß weder Ihre noch Ihres Geliebten Ruhe durch mich gefährdet werden soll. In Ihrem Interesse bitte ich Sie jedoch, seien Sie gegen Herrn Leopold verschwiegen; durch mich soll er es nie erfahren, daß ich Sie je gesprochen habe. Von Ihrer Verschwiegenheit hängt auch die meinige ab.

Nach diesen Worten verließ Frau Riegel das Zimmer.

Helene sank erschöpft auf das Lager.

Es war ein Glück, daß Leopold heute viel später als sonst nach Hause kam, denn bis dahin hatte sich das Mädchen schon erholt, und suchte so viel als möglich die Thränenspuren zu verwischen.

Zweites Kapitel.

Rudolf ward von einem Nervenfieber aufs Krankenlager geworfen; wenn er genas, so hatte er dieß nur seiner kräftigen, unverdorbenen Natur zu danken, und seinem Freunde Emil.

Dieser wich nicht von dem Krankenlager, brachte Tage und Nächte an demselben zu, sorgte für Arzneien und Erfrischungen, und pflegte den Leidenden sorgsamer und liebevoller, als es irgend ein Anverwandter thun konnte.

Ja die Freundschaft, sie ist kein leerer Schall; was die Liebe zwischen Mann und Weib, das ist die Freundschaft zwischen Mann und Mann. So heiß und innig wie die Liebe, so heiß und innig glüht die Freundschaft, beide Gefühle sind so hehr und groß, daß selten eine Brust sie zur selben Zeit umfassen kann. Wenn die Liebe der Rose gleich fast jedem der Sterblichen auf dem ebenen Lebenswege entgegenduftet, und erst wenn er sie pflücken will, ihre Dornen gegen ihn kehrt, so ist die Freundschaft ein Alpenröslein, welches rar und selten auf felsigem Bergesrücken sproßt, zu dem der Weg über Klüfte und Abhänge führt; die Liebe kommt und ist da, die Freundschaft müßt ihr suchen; sucht und späht umher, ihr werdet eher eine treue Geliebte als einen aufrichtigen Freund finden.

Rudolfs Krankheit hatte ihren Gipfelpunct über-

schritten, ihre Kraft war gebrochen, die Natur ging aus dem gefährlichen Kampfe als Siegerin hervor.

Wir finden den jungen Lithographen bleich und matt auf dem Siechbette, aber schon sein Blick beurkundete die Beseitigung der Gefahr, denn er war hell und frisch. Unweit von ihm saß Emil und las in einem Hefte, dessen erbsengrüner Umschlag bereits so allgemein bekannt war, daß jeder nur halbwegs Gebildete augenblicklich die so verpönten »Grenzboten» erkennen mußte.

In dem Zimmer wehte ein reiner, lauer Odem; trotz der strengen Jahreszeit war Emil doch besorgt, täglich das Zimmer zu lüften und die Atmosphäre durch Essigdämpfe zu reinigen Es athmete sich hier so leicht und angenehm, daß man es kaum gewahrte, sich in einer Krankenstube zu befinden.

Wie sehr Rudolf die Aufopferung seines Freundes empfand und zu schätzen wußte, dürfen wir kaum erwähnen; so oft sich Emil in seiner Nähe befand, faßte er seine Hand, drückte sie und lächelte wehmüthig.

Rudolf war eben erwacht.

Emil bemerkte es und näherte sich ihm.

Wie befindest du dich heute? fragte er theilnahmsvoll.

Rudolf nickte bejahend mit dem Kopfe und sagte: Gut; vielleicht besser als ich es verdiene.

Besser als du es verdienst? Mein lieber Freund, hüte dich, die weise Vorsehung im Himmel tadeln zu wollen; was sie thut, ist wohlgethan; deine Genesung lag in ihrem Willen, wer weiß, zu welchem Zwecke sie dich auserse hen!

Ich — zu einem Zwecke ausersehen? Wahrscheinlich um zu leiden.

Fühlst du dich nicht stark genug, um Leiden zu ertragen?

Was ertragen! nichts ertragen! gar nichts ertragen! Bin ich ein Lastthier, um mich willenlos dem Joche zu beugen?

Nein, der Mensch ist kein Lastthier, sondern ein vernunftbegabtes Wesen; sein Geist verleiht ihm Stärke, Muth und Trost, er erleichtert ihm die Bürden des Lebens; doch sprechen wir von etwas Anderem.

Du hast Recht. Sag' mir doch, wie lange ist es schon her, daß ich das Bett hüten muß?

Fast drei Wochen.

Und du bist während dieser schweren Zeit mir so liebevoll beigestanden?

Ich danke dem Himmel, daß er dich mir wiedergegeben.

Und ich will ihm danken, daß er mich einen solchen Freund finden ließ.

Wünschest du, daß ich dir etwas vorlese? fragte Emil nach einer Weile.

Hast du das neueste Heft der Grenzboten?

Emil bejahte dieß und nahm das Heft wieder zur Hand.

Ach Gott! lächelte Rudolf, noch immer der spinatgrüne Umschlag.

Spotte dieses Umschlages nicht; der Metternich-Sedlnitzkische Todfeind sollte dir eben so heilig sein, wie mir. Glaube mir, mein Freund, wenn es in Oesterreich je zu

einem Umschwung der Dinge kommen sollte, diese Hefte werden jedenfalls das Ihre dazu beigetragen haben.

Ein Umschwung? in Oesterreich? Woher soll er kommen? Wird ihn etwa **** mit seiner ****zeitung herbeiführen?

Mittelbar trägt auch er dazu bei, so wie die Pfütze, die ihre stinkenden Dämpfe zur Mitbildung der Wolken entsendet, die sich dann entladen, und in Donner und Blitz einherfahren. Ich bin der Meinung, daß der Umschwung der Dinge aus der Staatskanzlei selbst hervorgehen werde.

Rudolf schüttelte den Kopf und sagte: Von einem Metternich kann nichts Gutes kommen; selbst wenn er sich zu Reformen entschließen sollte, was ich aber kaum glaube, so werden es nur Scheinreformen sein, Reformen, die in einer neuen Manier bestehen werden, wie man die Knechtschaft und Geistesfinsterniß in Oesterreich erhalten kann.

Du hast mich mißverstanden, lieber Freund. Wenn ich vorhin sagte, daß der Umschwung der Dinge in Oesterreich aus der Staatskanzlei hervorgehen werde, so dachte ich an Reformen gar nicht, sondern ich dachte an die Politik der Staatskanzlei, welche am besten geeignet ist, zu einem Umschwunge zu führen, und zwar zu einem Umschwunge durch Revolution. Ich bitte dich, lieber Rudolf, lächle nicht und antworte nicht, denn das viele Sprechen könnte dir schädlich sein, darum laß mich gewähren. Du lächelst, daß ich von einer Revolution in Oesterreich spreche? du hältst dieß für unmöglich? Ich kann dich nur auf die Ge=

schichte verweisen, um dich vom Gegentheile zu überzeugen. Freilich sind seit der letzten Wiener Revolution 400 Jahre verflossen, freilich haben Jesuitismus und Pfaffenthum Alles gethan, um das Volk zu verdummen; aber du darfst der Bauernkämpfe im sechzehnten Jahrhunderte nicht vergessen, du darfst nicht vergessen, daß die Reformen Josef des Zweiten die Pfaffenregierungen der früheren Ferdinande vergessen gemacht und daß sie es eigentlich sind, die den Grund zu unserer Revolution gelegt haben. Daß unsere künftige Revolution so spät erfolgt, daran tragen die französischen Kriege die Schuld, denn die gänzliche Erschöpfung der materiellen und physischen Kräfte nach denselben lähmten das Volk. Die französische Revolution im Jahre Dreißig kam für uns etwas zu früh, wir hatten uns kaum erholt, und auf dem Felde der Geister begann man erst den Samen zu säen, welcher nun in der üppigsten Blüte steht; die nächste Erschütterung in Frankreich wird aber auch uns, wird ganz Deutschland erfassen, und dem Fürsten Metternich mit seinem Systeme wird es dann ergehen wie jener Königsleiche, die sich in einem hermetisch geschlossenen Glassarge Jahrhunderte lang scheinbar frisch erhielt, die aber beim Eindringen des ersten freien Luftzuges in Asche zerfiel. Je länger aber der Zeitpunct des Umschwunges hinausgeschoben wird, je länger man dem Andringen des Zeitstromes durch künstliche Dämme Widerstand leistet, je enger man ihn einzuzwängen sucht, desto höher werden seine Wasser schwellen, und desto heftiger

wird der Durchbruch sein; ob es dann blos bei einem Umschwunge verbleiben, oder ob es zu einem Umsturze der bestehenden Verhältnisse kommen wird, das ist eine Frage, die man jetzt noch nicht beantworten kann; so viel aber ist gewiß, daß ein allmächtiges Streben nach Vorwärts die Völker erfassen wird; daß sie, je tiefer man sie früher gebeugt, desto höher sich dann emporrichten werden, und daß es dann schwerlich eine Macht geben wird, um ihnen auf dem eingeschlagenen Wege Einhalt zu gebieten. O mein Freund, es wird eine ereignißreiche, es wird eine geschichtlich große Zeit werden!

Als Emil schwieg, sagte Rudolf lächelnd: Du bau'st schöne Schlösser, wir wollen hoffen, daß es keine Luftgebilde sein werden; übrigens ist es ein Glück, daß keine der Sedlnitzki'schen Creaturen dich gehört hat, sonst liefest du Gefahr, um dich unschädlich zu machen, entweder eingesperrt zu werden, oder eine Anstellung zu erhalten.

Wenn Fürst Metternich allen jenen, die gegen sein System eifern, Anstellungen geben wollte, er würde bald mehr Beamte, als der Kaiser von Oesterreich Unterthanen haben.

Du glaubst also, daß die Unzufriedenheit eine allgemeine ist?

Sie ist in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen. Du wirst dich jener Zeilen entsinnen, die ich vor längerer Zeit erhielt, und die ich dir einige Tage darauf mittheilte. Sie kamen von einem Polen, der mich zu sich lud. Ich leistete der Einladung

Folge, und fand eine Gesellschaft von Männern, welche den verschiedensten Ständen angehörten. Man unterhielt sich scheinbar von ganz gewöhnlichen Dingen, aber man vermochte es nicht ganz den politischen Bocksfuß zu verhüllen, und ich ahnte bald, daß ich in einen wohlorganisirten Clubb gerathen war.

Sieh doch, wie du auch verschwiegen sein kannst! Von dieser Expedition habe ich noch kein Sterbenswörtchen erfahren.

Ich nahm mir vor, mich mit dir darüber zu besprechen, allein bald darauf kam jener unglückliche Vorfall, welcher dich aufs Krankenlager warf, und jetzt bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Zeit abzuwarten, wo du vollkommen genesen sein wirst.

Die beiden Freunde wurden in ihrer Unterhaltung durch die Ankunft der Frau Cäcilia Schwelle unterbrochen.

Die glückliche Besitzerin des Traumbuches von anno 1231 machte mehrere Knixe und sagte: Um Vergebung, schätzbarster Herr von Werner, daß ich Sie hier aufsuche, aber Sie haben sich in meiner Wohnung so rar gemacht, und ich habe nach Ihnen eine solche Sehnsucht, daß ich nicht umhin kann, Sie bei Ihrem Herrn Freunde aufzusuchen, und da man zu Kranken nie mit leerer Hand kommen soll, so war ich so frei —

Da sie hier stockte, so sagte Emil: Nun, liebe Frau Schwelle —

Ach Gott! nennen Sie mich doch Cäcilia, jener

furchtbare Name ist mir jetzt ganz und gar unausstehlich; der Tyrann, der Barbar, das hyänische Krokodill, welches diesen Namen führt, ist nicht mehr mein Mann, wir sind geschieden von Bett und Tisch.

Sie haben doch nicht Ihren Gatten verlassen?

Verlassen? noch nicht ganz! Vor der Hand esse ich blos mit ihm nicht mehr an einem Tische, und unsere Betten sind durch den großen Schubladkasten getrennt.

Die beiden Freunde mußten über den tragischen Ton der Kanzleidienerin lächeln, doch diese ließ sich nicht irre machen und fuhr fort: O meine Herren, lächeln Sie nicht, ein Schubladkasten ist keine Kleinigkeit und ich, wenn ich es mir in den Kopf setze, kann ganz curios standhaft sein. O, er wird es schon empfinden, was es heißt seine zweite Hälfte so zu mißachten und zu quälen. Doch, daß ich nicht vergesse, nehmen Sie's nicht übel, ich war so frei dem Herrn Patienten ein Töpfchen mit frischer Suppe zu bringen.

Emil entlastete die Zimmerfrau von der mitgebrachten Bürde, und Rudolf sagte: Sie sind eine gute Frau.

Ja, sehen Sie, Herr von Stein, ich bin eine gute Frau, alle meine früheren Zimmerherren haben dasselbe gesagt, nur mein Mann, dieser Barbar, will nicht zur Einsicht kommen; aber wenn mir der liebe Himmel nur eine Terne in der Lotterie beschert, so weiß ich schon, was ich zu thun habe.

Und was gedenken Sie dann zu unternehmen? fragte Emil.

Das ist vor der Hand mein Geheimniß; o, mein liebster Herr von Werner, so wie Sie mit meinem Manne und dem jungen Grafen, so habe auch ich meine Geheimnisse; o, ich weiß auch Manches, was andere Leute nicht wissen, wenn ich auch selten auf den Rennweg komme, so kommen doch Leute vom Rennwege zu mir.

Vom Rennwege? fragte Emil, dessen Herz heftiger zu klopfen begann.

Rudolfs Wange röthete sich einen Augenblick lang, dann nahm die frühere Blässe den Platz ein; ein leichtes Frösteln durchlief seinen Körper. Emil, welcher dieß bemerkte, erfaßte besorgt seine Hand und lispelte: Nur Ruhe, lieber Rudolf, nur Ruhe!

Der Angesprochene athmete schwer auf, lächelte wehmuthsvoll und entgegnete: Es war nichts, gar nichts; mir ist jetzt ganz wohl, es war nur eine unangenehme Erinnerung.

Emil wandte sich zu seiner Zimmerfrau und sagte im strengen Tone zu ihr: Daß Sie aber auch mit Ihrem verdammten Rennwege kommen mußten! —

Frau Cäcilia wurde betroffen, und sah die beiden jungen Männer erstaunt an. Ei, du mein liebes Jesulein, stammelte sie, ich habe ja nichts so Verfängliches geredet —

Freilich nicht, nahm Rudolf das Wort. Emil ist zu heftig und Sie sind unschuldig, ganz und gar unschuldig.

Freilich bin unschuldig, jammerte die Kanzleidienerin,

das heißt unschuldig, insofern ein verheirathetes Frauenzimmer es sein kann; ich habe ja nur vom Rennwege gesprochen —

Das hätten Sie eben nicht thun sollen? rief Emil.

Nicht thun sollen? fragte die Dame erstaunt, warum nicht, lieber Herr von Werner?

Warum? — weil — nun, das ist ein Geheimniß!

Geheimniß! platzte Cäcilia heraus, schon wieder ein Geheimniß! Heilige Mutter Gottes! warum gibst du es denn zu, daß meine besten Freunde mich mit Geheimnissen umspinnen? Schätzbarster Herr von Stein, ich wende mich an Sie, denn Herr Emil ist in diesem Puncte eben so hartherzig wie mein Mann, haben Sie Erbarmen mit mir: was steckt wieder hinter diesem Rennwege? Sagen Sie mir: was haben Herr Emil, mein Mann und der Graf für ein Complott miteinander? Seien Sie barmherzig!

Aber, liebe Madame, bat Emil, schonen Sie doch des Kranken!

Schonen? ich soll schonen? Haben Sie mich geschont? Bin ich nicht auch krank? Sie wissen es recht gut, ich ertrage keine Geheimnisse —

Haben Sie Geduld, liebe Frau, nahm Rudolf das Wort, Sie werden Alles erfahren, aber es ist noch nicht an der Zeit. Doch jetzt sagen Sie meinem Freunde, wer war vom Rennwege bei Ihnen?

Ein nettes Fräulein, Marie ist ihr Name, und dieses Fräulein suchte Herrn Emil —

Mich? fragte dieser. Ich kenne kein Fräulein dieses Namens auf dem Rennwege.

Es ist möglich, aber dieses Fräulein kam ja im Auftrage eines andern Fräuleins, welches Elise heißt. Sie möchten sich am Sonntage ganz gewiß an dem bestimmten Orte zur gewöhnlichen Stunde einfinden. Nun, kennen Sie vielleicht auch kein Fräulein dieses Namens auf dem Rennwege?

O, sehr gut und jetzt, nachdem Sie diesen Namen genannt, kenne ich auch Fräulein Marie.

Frau Cäcilia sah bald Rudolf, bald Emil schweigend an, da jedoch Beide wenig geneigt schienen die Unterhaltung fortzusetzen, so erhob sie sich und sagte: Meinen Auftrag habe ich erfüllt, jetzt will ich den Heimweg antreten. Herr von Stein, ich wünsche, daß Sie bald ganz gesunden. Herr von Werner, lassen Sie sich bald wieder zu Hause sehen; ach, wenn nur die verdammten Geheimnisse nicht wären, wie ruhig und zufrieden könnte ich leben! Aber Eines, Herr von Werner, muß ich Ihnen noch sagen: was Sie auch immer mit meinem Manne für Geheimnisse haben mögen, nur verleiten Sie meinen Jonathan zu keiner Untreue, denn in diesem Puncte bin ich nicht mehr Cäcilia, sondern ich bin Furie!

Sie verließ das Gemach.

Emil, um seinen Freund zu zerstreuen und seine Gedanken auf eine andere Bahn zu lenken, begann aus den „Gränzboten" vorzulesen.

Drittes Kapitel.

In Katzmayers Kaffeehaus ging es bereits lebhaft her.

Die Uhr am Augustinerthurme verkündete eben die neunte Stunde.

Die Tagesblätter waren angekommen, und die Gäste machten sich gierig darüber her, um die Millionen Notizen zu verschlingen, mit welchen sie täglich von den Wiener Journalen bedient wurden.

Wer dieses Kaffeehaus zu jener Zeit besucht hat, wird fast täglich dieselben Physiognomien angetroffen haben. Erste und zweite Mitglieder des Hof- und Operntheaters, Musiklehrer, Compositeure, Maler, Recensenten, kurz Personen aus der Kunstwelt, welche sich namentlich für all die tausend Neuigkeiten aus der Theater- und Musikwelt und für die Kritiken interessiren, waren hier tägliche Gäste. Es darf uns also gar nicht wundern, wenn dieses Kaffeehaus zu jener Zeit der Hafen aller Tagesneuigkeiten war. Wer den sogenannten Stadttratsch erfahren wollte, mußte Katzmayer besuchen. Bei Katzmayer wurde am meisten geklatscht, räsonnirt, disputirt und kritisirt. Politik gab es damals für Wien nicht, den „österreichischen Beobachter" vermied jeder halbwegs freisinnige Mensch in die Hand zu nehmen und die „Augsburger Allgemeine" begann bereits verhaßt zu werden, der Mangel

an Politik wurde also durch Chronik scandalös ersetzt, und an diesem Artikel litt unsere Residenz niemals Mangel. Uebrigens muß man gestehen, daß unser damaliges Publicum in dieser Beziehung sehr genügsam war; ein einzelner Vorfall bot ihm für einige Tage Unterhaltungsstoff, ein Streit zwischen einem Redacteur und einem Theaterdirector reichte hin, um die Gemüther durch volle acht Tage zu beschäftigen.

Die anwesenden Gäste tranken ihre Melange, rauchten Cigarren und lasen die Blätter.

Mitunter sprach man auch und zwar laut, ohne sich um die Anderen zu bekümmern.

Herr Capellmeister, ist es wahr, daß Sie eine neue Oper vollendet haben?

Ich eine neue Oper vollendet? Wer sagt dieß?

Hier im »Wanderer« ist's gedruckt.

Der Wanderer ist ein Esel. Es fällt mir gar nicht ein, an eine Oper zu denken.

Wie fürchterlich diese Blätter lügen! ließ sich ein Dritter hören.

Ganz natürlich, entgegnete der Capellmeister: da sie die Wahrheit nicht sagen dürfen, so müssen sie lügen.

Ah! ah! es ist unerhört, abscheulich! rief ein Anderer.

Nun, was gibt es denn?

Ich bitte Sie, meine Herren, diese Infamie! In dem Referate über das neue Stück im Leopoldstädter Theater heißt es hier: Madame Brünning wurde von dem zahlreich versammelten Publicum herausgejubelt und sprach ihren

Dank in wenigen, aber gewählten Worten aus! Ich selbst war im Theater anwesend, das Haus war sehr leer, einige Claquers riefen wohl Frau Brünning, aber sie erschien gar nicht und müßte den Dank in wenigen, aber gewählten Worten höchstens dem Herrn Recensenten in seine langen Ohren hinein gesprochen haben. Es ist erbärmlich, wie gewissenlos diese Leute in den Tag hineinlügen.

Während man den Inhalt der Tagesblätter auf solche Weise die Revue passiren ließ, stand eine Gruppe der Gäste am Fenster, welches der Aufwärter eben geöffnet hatte, um die Localität auszulüften.

Die Vorübergehenden wurden gemustert, die allenfallsigen Bekannten gegrüßt und die Mißliebigen bekritelt.

Ein Mann, welcher durch das Kärntnerthor kam, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Er mochte in den Dreißigen stehen. Sein Körper war mager, lang gezogen, im Gehen hatte er den Obertheil vorwärts geneigt, als ob er jeden Augenblick auf die Nase fallen wollte, nebstdem hing der Kopf noch stark gegen den Boden, so daß das Auge unter den starken Brauen gerade abwärts in die Erde stieren konnte. Das Gesicht dieses Menschen bot wenig Auffallendes, die Farbe etwas blaß, einige Anflüge von Sommersprossen, die Augen eine Mischung von grau und blau. Da dieser Mann so eben die Thür der dem obigen Kaffeehause gegenüber gelegenen Hirschfeld'schen Bücherverlagshandlung öffnet und einige Worte hineinspricht, so bemerken wir einen sehr lebhaften Mienenwechsel, sein Ge-

sicht verzerrt sich mitunter zur Frazze, und der untere Theil nimmt dann Formen an, welche ihm plötzlich eine unläugbare Ähnlichkeit mit einer Hyäne verschaffen. Um diesem Kopf ein charakteristisches Kennzeichen aufzudrücken, um ihn gleichsam zu zeichnen, besäete ihn die Natur mit impertinent blonden Haaren.

Der Name dieses Mannes war — Schunke.

Die Gruppe, welche am offenen Fenster des Kaffeehauses stand, hatte ihn also bemerkt.

Wer ist dieser Mann? fragte Einer.

Es ist der bekannte Schunke.

Ah, das ist derselbe, der in den Tagsblättern herumschmiert?

Ja, derselbe, welcher vor mehreren Jahren in einem hiesigen Blatte eine Novelle, wenn ich nicht irre von Blumenhagen, unter seinem Namen abdrucken ließ.

Ah! ah! das ist ja unerhört; er ist also ein literarischer Vagabund?

Vielleicht noch etwas mehr.

Kennen Sie den Menschen näher?

Leider! Ich sage leider, weil ich es jederzeit bedauere, so oft ich einen Menschen kennen lerne, den ich verachten muß. Sehen Sie, meine Herren, dieses Sujet sitzt in einem Amte, in welchem? das ist ganz gleich, genug, der Mann ist Beamter. Sein Gehalt ist gering, er sucht Nebenverdienste und wirft sich auf die Journalistik. Von Talent oder Beruf ist keine Rede, er schreibt weil er Geld verdienen

will, daß er dieß um jeden Preis will, darüber gibt uns die gestohlene Novelle Gewißheit. Der Mann schreibt Theaterreferate, Bücherrecensionen, Gütterlotterie-Anpreisungen, kurz Artikel, bei welchen sich ein hübsches Stück Geld erpressen läßt, aber damit ist seine Thätigkeit noch lange nicht erschöpft. Sie können ihn täglich in allen ihm befreundeten Redactionsbüreaus finden, durch besondere Schliche und Kniffe erfährt er Vorfälle aus den höheren Kreisen, und verbreitet sie als Neuigkeiten unter seinen Bekannten. Er ist boshaft und gallsüchtig. Es gibt in Wien selten eine journalistische Fehde, bei welcher er nicht mitschürt oder gar mitwirkt; er hetzt bald Redacteure, bald Theaterdirectoren gegeneinander, die Intrigue ist sein Element. In den hiesigen Blättern sind es höchstens boshafte, verkappte Notizen, womit er seinem Grimme Luft macht. Keiner versteht es so wie er, die Censur zu hintergehen und dem Censor ein Schnippchen zu schlagen; seine Stärke besteht in Persönlichkeiten, die er bei Gelegenheit verblümt anzubringen weiß. Aber auch damit ist die Thätigkeit dieses Mannes noch nicht erschöpft, er wirkt auch im Auslande. Er ist der Lieferant der Wiener Scandale für auswärtige Blätter. Er steckt sich hinter alle möglichen Firmen und schreibt unter allen möglichen Namen. Von zehn scandalösen Correspondenzen, die im Auslande gedruckt werden, haben gewiß acht Herrn Schunke zum Verfasser. Er verschont Niemanden und verschweigt nichts. Er stellt die Regierung so wie die Familie an den Pranger, ihm ist nichts heilig, wenn

er Scandal verursachen kann. Eine unlängst in Leipzig erschienene Broschüre erregt in der hiesigen Beamtenwelt großes Aufsehen, sie deckt Kanzleigeheimnisse auf, die nur ein tief Eingeweihter wissen konnte. In dieser Broschüre wird besonders der Chef eines Departements blamirt, dieser Chef ist der erste Vorgesetzte des Herrn Schunke und der Verfasser der Broschüre ist ebenfalls dieser Schunke. Man weiß dieß recht gut, allein man kann es ihm nicht beweisen, und alle Mühe der Polizeihofstelle in dieser Hinsicht ist vergebens. Das ganze Treiben dieses Menschen wird um so verächtlicher, wenn man erwägt, daß es ihm nicht etwa um die Wahrheit, sondern einzig und allein um Scandal zu thun ist; er will seinen Opfern nicht rathen, will sie nicht bessern, sondern er besudelt sie nur, um auch Andere schmutzig zu sehen, gerade so wie ein beschmierter Gassenjunge boshaft in die Kothlache springt, um den Vorübergehenden zu bespritzen. Wie dieser Mensch bei den höchsten Stellen angeschrieben ist, darf ich Ihnen nicht erst sagen, vor dem Grafen Sedlnitzky darf sein Name gar nicht genannt werden; indessen die heimliche Opposition, welche bei uns das mindere Beamtenthum gegen das Höhere bildet, nützt auch diesem Menschen, und so kommt es, daß er mit manchem Censor und Polizeibeamten auf vertraulichem Fuße lebt, und wir werden vielleicht in Kurzem noch das Originalschauspiel erleben, Herrn Schunke, damit er unschädlich werde, als Censor angestellt zu sehen; gerade wie man oft die verschmitztesten Diebe nur darum begnadigt, um sie als Polizeispione zu verwenden.

Der Sprecher wurde durch ein Getümmel unterbrochen. Einige junge Leute stürmten unter lautem Lachen durch die rückwärtige Thüre herein.

Das ist herrlich, köstlich —

Welch eine famose Idee! —

So etwas Classisches ist noch nie dagewesen! —

Das ist ein kolossaler Witz! —

So etwas kann man aber auch nur in Wien erleben!

Diese Ausrufe zogen natürlich die Aufmerksamkeit der früheren Gäste auf sich.

Man sammelte sich um die Angekommenen.

Was gibt es denn, meine Herren?

Was es gibt? Wissen Sie es noch nicht?

Keine Sylbe.

Waren Sie heute noch nicht in der Plankenstraße?

Nein.

Ah, das ist köstlich; dann kommen Sie und erbauen Sie sich.

Alle Anwesenden griffen nun nach ihren Hüten und der ganze Haufe stürmte zur Thür hinaus.

In der genannten Straße angekommen, hielt der Führer der Karavane vor einem Trödlerladen.

Meine Herren! rief er, wir sind an Ort und Stelle, jetzt betrachten Sie aufmerksam dieses Bild!

Er wies auf ein neues Oehlgemälde, welches in vergoldetem Rahmen vor dem Trödlerladen aufgestellt war.

Die Gesellschaft sah hin.

Eine secundenlange Stille, plötzlich bricht Alles in ein homerisches Gelächter aus.

Ah — ah — ah! —

Das ist famos —

Zum Sprechen getroffen —

Der ganze Franz Geckenfeld wie er leibt und lebt —

Elegant, als Lion angezogen —

Und darüber das Vortuch —

Auf dem Kopfe das Mützchen —

Im Schürzenbande einen Haken —

Im Hintergrunde einen Waarenballen —

Am Arme das bekannte Band —

Kurz, Franz Geckenfeld als beeideter Packträger der Hauptmauth —

Das ist eine herrliche Satyre —

So etwas ist noch nicht da gewesen!

Wie heißt der Maler?

Die Chiffre steht rechts an dem unteren Rande.

Richtig, richtig, da steht sie; Isidor ist sein Name.

Also der Maler Isidor? ah! das ist ein köstlicher Kerl!

In diesem Tone ging es fort.

Unsere Leser werden sich des Porträts entsinnen, welches Geckenfeld bei Isidor bestellt und nicht angenommen hatte. Der Maler beschloß, an dem Pflastertreter Rache zu nehmen. Franz Geckenfelds Vater war beeideter Träger bei dem Hauptzollamte, diesen Umstand be-

nützte Isidor. Das Bild war in Lebensgröße mit halbem Leibe gemalt, es kostete ihm nur geringe Mühe und der stadtbekannte Pflastertreter trug die äußeren Kennzeichen eines beeideten Packträgers. Vortuch, Mützchen, Haken, Ballen, Alles war mit täuschender Ähnlichkeit gemalt.

Das Bild gewährte, abgesehen von der bitteren Satyre, welche in demselben lag, einen sehr komischen Anblick.

Wir dürfen es kaum erwähnen, daß die Gesellschaft vor dem Trödlerladen durch das Herbeiströmen von Neugierigen bald eine so ansehnliche Größe erreichte, daß die ohnedem schmale Straße unwegsam wurde. Man entfernte sich und machte neuen Gästen Platz. Die Kunde von diesem Vorfalle verbreitete sich bald durch die ganze Stadt, die Plankenstraße war seit langer Zeit nicht so besucht, wie an diesem Tage, Alles lachte über die vortreffliche Persifflage.

Gegen die Mittagsstunde trat ein vornehmer Herr zu dem Trödler und erkundigte sich um den Preis des Bildes.

Der Trödler nannte als solchen hundert Ducaten.

Der Käufer zahlte den Preis und sagte: Senden Sie mir das Gemälde in mein Hotel. Ich bin der Fürst Werdenfeld.

Euer Durchlaucht werden erlauben, Sie nur auf Eine Bedingung aufmerksam zu machen, welche der Maler ausdrücklich gestellt hat. Als er mir das Bild in Commission gab, sagte er: Sollte sich ein Liebhaber auf das Bild finden, so ist der Preis hundert Ducaten, jedoch unter der Bedingung, daß das Bild vor drei Tagen nicht abgeholt werde, indem

es wenigstens so lang vor Ihrem Laden zur Schau gestellt bleiben muß.

Der Fürst war auch damit zufrieden und entfernte sich.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Franz Geckenfeld, der edle Wiener Lord, ging eben mit einer Dame über den Kohlmarkt.

Der Pflastertreter ahnte nicht, daß er schon seit einigen Stunden der Stoff des allgemeinen Stadtgespräches war. Er bemerkte es auch nicht, daß viele der Vorübergehenden schmunzelnd stehen blieben, ihn an sich vorbeidefiliren ließen und hintendrein sogar laut zu lachen anfingen.

Die Dame, welche an seinem Arme hing, hatte für die Umgebung ein aufmerksameres Auge und sagte: Ich weiß nicht, lieber Lord, was das ist, aber mir kommt es vor, als ob die Leute dich heute besonders ansähen.

Es ist möglich, sagte der Lord; ich habe heute meine hübsche Cravate umgebunden, welche ich mir eigens damals kaufte, als ich mich malen ließ.

Du hättest das Bild doch behalten sollen.

O, ich werde es schon noch bekommen. Bis der Hungerleider Geld braucht, erhalte ich es um einige Gulden.

Ach Gott! lieber Lord, sieh doch nur, wie uns die Leute angaffen!

Geckenfeld nahm sein Glas, das an einem schwarzen Schnürchen an seinem Halse hing, zwickte es mit dem linken Auge ein und sagte: Laß sie gaffen, liebes Kind!

In diesem Augenblicke rannte ein Schusterjunge daher, blieb vor dem Pflastertreter stehen, wies mit dem Finger auf ihn und rief: Das ist er — das ist er! Hierauf rannte er auf und davon.

Die Vorübergehenden lachten hell auf.

Der Lord wurde nun auch verlegen, seine Dame erglühte wie eine Kohle.

Um dem Schwalle auszuweichen, ging er durch das sogenannte Michaelerhaus, an dem rückwärtigen Theile der Stallburg vorüber, und näherte sich immer mehr der verhängnißvollen Plankenstraße.

Je mehr dieß geschah, desto mehr Leute begegneten ihm, welche so eben aus jener Straße daherkamen, desto häufiger wurden die Gesticulationen und desto auffallender das Gaffen der Menge.

Lieber Lord, lispelte die Dame, ich weiß wahrhaftig nicht, was ich denken soll; ich bemerke gar nichts Auffallendes an dir und doch werden wir von allen Seiten fixirt —

Ich bin ein nobler Gentleman und dieß sind gemeine Leute, das ist das ganze Geheimniß. Komm, wir wollen etwas schneller gehen, um so rasch als möglich diesen Pöbelhaufen in den Rücken zu bekommen.

Wenige Minuten und sie befanden sich am Eingange der Plankenstraße.

Marquis Sous, das bekannte Nummer Drei, bog so eben um die Ecke.

Geckenfeld, froh, endlich auf einen Bekannten zu

treffen, um der Verlegenheit in etwas zu entgehen, rief ihm zu: Ah, bonjour! lieber Marquis! wohin — wohin so zeitlich?

Der Angeredete hatte ihn kaum erblickt, so brach er in ein lautes Lachen aus, wies auf die mitten in der Gasse stehenden Menschengruppen und eilte von dannen.

Dem Lord klopfte das Herz heftiger, ohne daß er sich einen Grund anzugeben wußte. Die Dame hatte sich von seinem Arme losgemacht und ging nun selbstständig an seiner Seite. Je tiefer sie in die Gasse kamen, desto unerträglicher wurde die Lage des Pflastertreters und desto mehr entfernte sich die Dame von ihm. Endlich näherten sich Beide dem verhängnißvollen Laden. Die Leute wichen dem jungen Manne aus, und die Dame ließ es gewähren, daß sie durch einzelne Gruppen von ihm getrennt wurde.

Als Geckenfeld gegenüber dem Bilde erschien, ertönte ein freudiges, unverhaltenes Universalgelächter.

Geckenfeld wechselte die Farben.

Das Original ist da! rief eine Stimme.

Der Stutzer als beeideter Packträger! ertönte eine andere.

Der Packträgerssohn als Stutzer! ließ sich eine dritte hören.

Der Pflastertreter bemerkte jetzt das Bild. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Jeder wollte Zeuge des Eindruckes sein, den dieser Anblick auf ihn machen würde.

Er war ein schrecklicher. Sein Gesicht verzerrte sich im ersten Augenblicke zu einem grinsenhaften Lachen, denn e

versuchte den Unbefangenen zu spielen, als ihm dieß aber schlecht gelang, und sein Körper immer heftiger zu zittern begann, ein Zeichen daß seine innere Wuth einen Ausweg suchte, so sah er wie ein wilder Stier um sich. Die Umstehenden lachten, kicherten und machten ihre Glossen. Dieser Spott reizte ihn vielleicht noch mehr als das Bild selbst, er theilte mit den Armen die Gruppe, drang durch, und stürzte in den Trödlerladen.

Wer unsere Wiener nur ein Bischen kennt, wird leicht beurtheilen, was von nun an geschah.

Zuerst allgemeines Gelächter, dann suchten die Nächststehenden neugierig in den Laden einzudringen, und die Uebrigen drängten sich so nahe als möglich heran.

Dieß war der Augenblick für unsere graugrüne Vorsehung: sie schritt ein.

Zwei Männer der Polizei reichten hin die Menge abzuwehren und als nun vollends eine Stimme rief: Kommen Sie, meine Herren, vermeiden wir jeden Auflauf, sonst darf der Trödler das Bild gar nicht mehr herausstellen! so entfernte sich Alles und die Gasse erfreute sich wieder ihrer gewöhnlichen Frequenz. Während dieß auf der Straße vorging, hatte der Trödler mit dem Pflastertreter eine Scene.

Dieser war nämlich in den Laden gestürmt.

Der Trödler trat ihm gelassen entgegen, denn auf diesen Auftritt mußte er sich ja vorbereitet haben.

Herr! rief Geckenfeld, woher haben Sie das Bild genommen?

Ein Maler gab es mir in Commission.

Sie werden das Bild augenblicklich hereinnehmen!

Warum denn?

Das Bild macht Scandal, weil es eine Persönlichkeit ist.

Jedes Porträt ist eine Persönlichkeit.

Ich gehe zur Polizei —

Die Thüre ist für Sie offen.

Sie nehmen aber indessen das Bild herein!

Das werde ich bleiben lassen.

Das will ich sehen!

Bei diesen Worten machte der Pflastertreter Miene das Gemälde zu holen.

Keinen Schritt weiter! rief der Trödler gebieterisch, oder ich öffne jene Thüre und zwei handfeste Taglöhner werden die Ehre genießen mit Ihnen in Berührung zu kommen.

Geckenfeld, ganz echauffirt, hielt inne, sah schwer athemholend um sich, als suche er nach einem Rathe. Endlich fragte er:

Was kostet das Bild?

Hundert Ducaten. Es ist aber bereits verkauft. Fürst Werdenfeld ist der jetzige Eigenthümer.

Wenn das Bild verkauft ist, warum steht es noch draußen?

Weil es sich der Maler bei dem Verkaufe ausdrücklich bedungen hatte, daß es noch drei Tage ausgestellt bleiben müsse.

Drei Tage? rief der Pflastertreter und fuhr zusammen, als ob er von einer Natter gestochen worden wäre.

Ihnen gegenüber habe ich von Herrn Isidor noch eine eigene Instruction.

Lassen Sie hören!

Sie können sich diese dreitägige Schmach ersparen, wenn Sie für jeden Tag eine Ablösungssumme von 20 Ducaten erlegen. Der Künstler verpflichtet sich, diesen Betrag, zur Vertheilung an Arme, irgend einem wohlthätigen Institute zu übergeben.

Der Pflastertreter machte einige Schritte durch den Laden, endlich sagte er: Meinethalben! nehmen Sie das Bild herein, in einer Stunde werde ich das Geld bringen.

Ich darf das Bild erst dann hereinnehmen, bis ich das Geld in Händen habe.

Auch gut; ich gehe die Summe zu holen.

Er entfernte sich.

Noch ehe eine Stunde verging, war der Trödler im Besitze der sechzig Ducaten.

Das Gemälde wurde eingezogen und alsogleich seinem neuen Eigenthümer, dem Fürsten, übersendet.

Am dritten Tage darauf war dieser Vorfall als verkappte Notiz in einem Blatte zu lesen.

Noch einige Tage später las man in der Wiener Zeitung:

Ein ungenannt sein wollender Wohlthäter hat zur Vertheilung an Arme sechzig Ducaten in Gold dem gefertigten Vorstande übergeben, wofür ihm u. s. w.

Franz Geckenfeld, der edle Wiener Lord, verließ auf mehrere Monate die Residenz.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Abende desselben Tages, an dem sich Isidor eine so befriedigende Genugthuung verschafft hatte, befand sich der junge Maler im Hotel Feldenheim.

Emma, die verführerischste aller Baroninen, saß an seiner Seite. Sie waren ganz ungestört, kein uneingeweihtes Auge belauschte das vertrauliche Alleinsein.

Der schwindsüchtige Baron hüstelte immer heftiger, je näher die Aussicht auf den lungenfeindlichen Märzmonat heranrückte. Der glückliche Gatte hatte das Vergnügen, von seinem Kammerdiener gewartet, und jeden zweiten Tag von seiner Frau auf ein Vietelstündchen besucht zu werden.

Die Krankheit des Barons mußte der reizenden Dame wenig Kummer bereiten, denn ihre Lebensweise erlitt durch dieselbe nicht die mindeste Veränderung. Theater und Concerte wurden besucht, Spazierfahrten unternommen und der ganze Unterschied bestand darin, daß dieß Alles an der Seite irgend eines Anverwandten geschah, welcher bei solchen Gelegenheiten die Stelle des Barons vertrat. Was das Leben zu Hause betraf, so brachte die Baronesse ihre meiste Zeit in der Gesellschaft Isidors zu, welcher unter dem Vorwande eines Zeichenlehrers in dem Hotel ganz rückhaltslos aus- und einging.

An dem Abende des obenerwähnten Tages befanden sich

also Emma und Isidor wie gewöhnlich beisammen. Acht Apollo brannten in zwei Candelabern, das duftige Boudoir athmete Entzücken und Wollust.

Die Baronin lehnte etwas erschöpft, aber mit ungewöhnlich gerötheten Wangen in der Ecke des Divans und Isidor hielt ihre Hand in der seinen.

Nun, fragte der Maler, bekomme ich noch keine Antwort?

Nein! antwortete Emma neckend, ich habe mir vorgenommen, heute recht boshaft zu sein.

So lange die Bosheit so liebenswürdig ist, werde ich sie gerne ertragen.

Ei sieh doch! glauben Sie, ich werde immer so gutherzig sein, Ihren Launen nachzugeben?

Sind Ihnen diese Launen unangenehm? fragte Isidor, ihr scharf ins Auge blickend.

Emma lächelte und sagte: Sie sind und bleiben ein Ungenügsamer.

Nun gut, so beantworten Sie mir meine frühere Frage.

Ach du lieber Himmel! ich habe Ihre frühere Frage schon lange vergessen.

Sie scheinen ein kurzes Gedächtniß zu haben.

Gerade so wie Sie, mein Herr. Wie oft habe ich Sie schon ersucht, mich endlich einmal mein Porträt sehen zu lassen —

Das Bild ist noch nicht vollendet und da ich hoffe, Sie mit der Ausführung auf's Angenehmste zu überraschen, so

bin ich fest entschlossen, es Ihnen erst dann zu überbringen, wenn es ganz vollendet sein wird. Daß ich so viel Zeit dazu brauche, ist ganz natürlich, da das Bild, wie ich schon öfter erklärte, kein gewöhnliches Porträt ist.

Sie machen mich sehr neugierig, lieber Freund.

Sie werden gewiß mit mir zufrieden sein.

Ach, was fällt mir da gerade ein! Haben Sie die Geschichte mit dem Bilde in der Plankenstraße gehört —

Isidor lächelte.

Ich kenne sie sehr genau.

Erzählen Sie doch, mir ist der Vorfall sehr unvollständig zu Ohren gekommen.

Der Maler gehorchte und theilte die ganze Begebenheit der Baronesse mit.

Da er von dem betreffenden Maler nur immer als von einer dritten Person sprach, so sagte Emma am Schlusse der Mittheilung: Ihr Kunstgenosse hat den Taugenichts gebührend bestraft, indessen muß ich doch gestehen, daß ich die Rache ein wenig boshaft finde.

Ich hätte an der Stelle jenes Malers dasselbe gethan! entgegnete Isidor.

Der feste Ton, die Bestimmtheit, mit welcher diese Worte gesprochen wurden, machten die Baronesse stutzen.

Am Ende, rief sie, sind Sie selbst der Maler!

Und wenn ich es wäre? lächelte Isidor.

Dann wären Sie der boshafteste aller Männer, den es auf Gottes Erdboden nur geben kann.

Der junge Mann schlang seinen Arm um den Nacken des reizenden Weibes, zog den biegsam bebenden Leib an sich, und drückte zahlreiche Küsse auf ihre Wangen, Lippen und Stirne.

Die Baronesse schmiegte sich nachgiebig an ihn und lispelte: Isidor, könnten Sie auch mir gegenüber so boshaft auftreten?

Liebe Emma, welche Frage —

Antworten Sie mir, ich bitte Sie darum.

Soll ich aufrichtig sein?

Ja, ganz aufrichtig.

Dann, liebe Emma, erinnere ich Sie an meine Worte, die ich an jenem Abende sprach, als Sie mir das erste Mal in Liebe entgegen kamen: Einem verwundeten Herzen ist es schwer Edelmuth predigen, ich könnte es einer Dame nie vergeben, wenn sie mir ihre schon einmal geschenkte Gunst wieder entzöge!

Sie könnten also —

Auch Ihnen gegenüber boshaft sein —

Wenn ich —

Ja, wenn Sie mir untreu würden.

Emma drückte sich gleichsam erschreckt fester in seine Arme.

Isidor umfing den zitternden Leib heftiger. . . .

Der Maler verließ erst gegen den Morgen zu das Hotel.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — —

Emil harrte ungeduldig des Tages, an welchem ihm das Mädchen seines Herzens eine Zusammenkunft verheißen hatte.

Er begab sich zur bestimmten Stunde zur Carlskirche. Nicht lange darauf erschien Elise.

Das Entzücken der Liebenden, sich nach langer Zeit wieder zu sehen, war unbeschreiblich. Freude strahlte aus ihren Zügen. Wie sehr beglückte sie schon dieses Zusammensein unter Gottes freiem Himmel!

Sie wandelten zusammen in den nahen Schwarzenberg-Garten, und nachdem der Eindruck des Wiedersehens sich iu vielen Worten Luft gemacht hatte, drang Emil in die Geliebte, nur recht viel zu sprechen, da er ihre liebe Stimme schon lange nicht gehört hatte.

Ach, erwiederte die Jungfrau, ich fürchte, wenn ich recht viel spreche, werde ich Manches sagen müssen, was Ihnen Unruhe verursachen wird.

Verhehlen Sie mir nichts, theure Elise, ich bitte Sie darum.

So hören Sie: Seit der Abreise meiner Schwester nach Ungarn —

Sofie ist also wirklich nach Ungarn gereist? fragte Emil.

Schon vor mehreren Wochen. Sie ging mit einer Herrschaft als Gesellschaftsfräulein.

Da Emil sah, daß seine Geliebte über den wirklichen Aufenthalt der Schwester getäuscht war, fand er es zweckmäßig, nichts mehr hierüber zu erwähnen.

Seit dieser Abreise also, fuhr Elise fort, bemerkte ich, daß meine Mutter sich mehr als sonst mit mir beschäftigte. Sie stellte es mir einige Mal vor, wie jetzt meine ältere Schwester so gut versorgt wäre und wie sie — die Mutter nämlich — jetzt trachten müsse, auch für meine Zukunft zu sorgen, da ich, an Jahren kein Kind mehr, es doch einsehen muß, daß man von der Liebe allein nicht leben kann, daß man auf das Alter bedacht sein müsse, zu welchem Zwecke es immer besser ist, wenn ein Mädchen seine Wahl mit dem Kopf als mit dem Herzen trifft. — Anfangs achtete ich solcher Reden nicht, als sie sich aber zum zweiten und dritten Male wiederholten, wurde ich aufmerksam und beschloß im Innern auf der Hut zu sein. Das Erste, was ich bemerkte, war, daß ich sorgfältiger beobachtet und überwacht wurde. Sie werden es kaum glauben, wenn ich Ihnen gestehe, daß mir sogar die Gelegenheit entzogen wurde, Ihnen zu schreiben. Ich durfte nicht mehr den Nachbar besuchen, eben so wenig wurde Marie zu mir gelassen. Die Mutter war den ganzen Tag um mich, und wenn sie ausging, was wöchentlich kaum einmal geschah, sperrte sie mich ein. Anfangs lächelte ich im Stillen zu dieser Vorsicht und dachte: Lange kann es doch nicht so fortwähren! aber ich irrte mich; diese Behandlung währte fort und in mir wurde die Furcht rege, daß die Mutter es darauf abgesehen haben könne, mich von aller übrigen Welt abzusperren. Doch ich beschloß noch einige Zeit zu dulden. Vor einigen Tagen erhielt die Mutter einen Brief mit der Stadtpost, den sie sogleich beantwortete. Un=

sere Magd, denn seit Sofie fort ist, hat die Mutter eine alte, taube Magd ins Haus genommen, trug den Brief auf die Post, hierauf rief mich die Mutter zu sich und sagte: Liebes Kind, das eben abgesendete Schreiben betrifft dich —

Mich? fragte ich erstaunt.

Ja, ein sehr reicher Herr hat um dich geworben.

Ich muß die Farbe verändert haben, denn die Mutter sah mich scharf an und fuhr fort: Der Herr ist zwar schon etwas alt, aber du kennst meine Ansichten, ich hoffe in dir eine gehorsame Tochter zu finden. Ich habe dem Herrn in deinem Namen eine Zusammenkunft unter vier Augen zugesagt.

Ich vermochte kein Wort hervorzubringen. Augenblicklich fiel mir jener alte Herr ein, welcher vor längerer Zeit bei uns war und von dem mir die Feldweblin Riegel zugeflüstert hatte: Haben Sie den alten Herrn gesehen? Das ist Ihr zukünftiger Liebhaber! — Als ich meine Fassung nur in etwas wieder gewann, sagte ich: Liebe Mutter, Sie werden mich doch nicht wider meinen Willen zwingen —

Ich werde dich zwingen dein Glück zu machen und du wirst gehorchen.

Ich begab mich in das Nebenzimmer, um ungestört weinen zu können. Ich rang nach einem Entschlusse. Das Erste, was ich thun wollte, war mit Ihnen zu sprechen, Ihnen den Stand der Dinge mitzutheilen und Ihre Meinung zu erfahren. Dieß bezweckte ich auf eine ganz einfache Weise. Ich ging zur Mutter und sagte ihr: Ich be-

merke seit einiger Zeit, daß Sie mich von aller Welt absperren; was Sie auch immer mit mir im Sinne haben mögen, so habe ich beschlossen, Ihnen, wenn Sie auf diese Weise mich zu behandeln fortfahren, den hartnäckigsten Widerstand zu leisten. Geben Sie mir meine frühere Freiheit wieder —

Du versprichst mir also —

Ich verspreche nichts, gar nichts; ich sage nur, daß dieß Behandlung mich nur noch starrsinniger machen wird.

Ich werde mir die Sache überlegen, sagte meine Mutter kalt.

Da sie am anderen Tage fortging, ohne mich hinter Schloß und Riegel zu setzen, so eilte ich zu M a r i e. Diese war gerade im Ausgehen begriffen, ich erfuhr, daß ihr Weg an Ihrer Wohnung vorbeiführe, und ersuchte sie, bei Ihnen einzusprechen und Ihnen meine Einladung zu überbringen. Dieß ist auch geschehen. Ich befinde mich nun der Mutter gegenüber in einem sehr gespannten Verhältnisse, wir sprechen nur dann mitsammen, wenn es unumgänglich nothwendig ist, das Vertrauen von beiden Seiten ist gewichen. Gestern Nachmittags rief mich die Mutter zu sich. Die Magd hatte eben einen voll gepackten Korb gebracht, den ich ausleeren sollte. Wie erstaunte ich über den Inhalt! Kleiderstoffe, ein prachtvoller Atlashut, ein Dutzend Glacéhandschuhe, ein Kästchen mit Schmucksachen, kurz es war, wie die Mutter sagte, ein schwacher Beweis, den mir mein künftiger Liebhaber von der Größe seiner Leidenschaft geben wollte.

Ich lächelte, wies auf den Stoff, und sagte blos: Mein alter Liebhaber scheint seine Leidenschaft nach Ellen zu messen.

Die Mutter erwiederte: Du bist ein thörichtes Kind, Elise; es ist besser man mißt seine Liebe nach Ellen und Pfunden als nach leeren Worten, die weder eine Länge noch ein Gewicht haben.

Darf ich den Namen meines freigebigen Liebhabers erfahren?

Es ist der Hofrath Hohlkopf.

Also ein Hofrath ist der Alte?

Meine Mutter wurde sehr unwillig und sagte: Du bist eine Gans; besser ein alter Hofrath, der reich ist, als irgend ein junger Schmetterling mit leeren Taschen. Elise, du mußt dich deiner Vorurtheile begeben. Hast du den guten Herrn einmal stark genug gefesselt, wer wird es dir dann verweigern, eine Wahl nach deinem Herzen zu treffen —

Bei diesen abscheulichen Worten erröthete ich statt meiner Mutter, sie bemerkte dieß und um den Eindruck in etwas zu verwischen, setzte sie hinzu: Ich meine nämlich, wenn es dir gefallen sollte, die Verbindung zu lösen.

Um einer Antwort enthoben zu sein, beschäftige ich mich mit den Stoffen und als mich die Mutter ermahnte, die Gegenstände in meiner Commode aufzubewahren, nahm ich den Pack und schlichtete ihn in jenen Kasten, welchen Sofie früher benützt hatte und der seit ihrer Abreise leer stand.

Wie sehr dieß Alles meine Gedanken beschäftigte, können Sie leicht ermessen. Ich brachte eine schlaflose Nacht zu. Was hatte ich von einer Mutter zu erwarten, die mir solche Anträge machte und solcher Gesinnungen fähig ist! Ach, Emil, wie viel Thränen habe ich vergossen; die einzige Schwester ist fort, die Mutter ist mir entfremdet, ich kann sie nicht mehr lieben, ich kann sie nur noch fürchten. Was soll ich thun? Ich bin ohne Stütze, ohne Hilfe, Sie allein sind der Rettungsanker, an den ich mich klammere; ach Emil, Sie glauben nicht, wie unsäglich elend ich mich fühle, und wie nur der Gedanke an Sie mich noch aufrecht erhält.

Emil hatte der Geliebten aufmerksam zugehört; er vermochte vor Staunen kaum zu sich selbst zu kommen. Welche Niederträchtigkeit mußte er wieder von dem Weibe erfahren, das die Mutter seiner Geliebten war! Schon während der Erzählung war die Gefahr vor ihm aufgetaucht, in der Elise schwebte; welche Mittel standen nicht einem eben so schlechten als erfahrenen Weibe zu Gebote, um ein unschuldiges Mädchen in eine Falle zu locken!

Als daher Elise geendet hatte, sagte Emil: Ich war bisher immer der Meinung, daß gewisse Charaktere, wie sie von den neuesten französischen Dichtern geschildert werden, der Phantasie angehören, oder höchstens in Frankreich zu finden sein mögen, in jenem Lande, wo Lebhaftigkeit und Leichtsinn verdorbenen Sitten hinlängliche Nahrung geben; leider finde ich mich getäuscht. Hören Sie mich an, theure Elise! Um einer Gefahr zu entgehen, muß man

sie kennen, je genauer man von ihr unterrichtet ist, desto weniger kann sie uns überraschen, und desto eher wissen wir uns zu helfen. Ich habe Sie bisher immer gebeten, die Romane gewisser moderner Dichter nicht zu lesen, Sie haben aus Liebe zu mir diesem Vergnügen entsagt, ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Nun aber treten Sie in eine Phase Ihres Lebens, Sie, die bisher gewohnt waren, in der Mutter eine Stütze zu sehen, haben diese plötzlich nicht nur verloren, sondern an ihrer Stelle eine gefährliche Gegnerin erhalten, welcher Sie bis zur äußersten Vorsicht mißtrauen müssen; nun ist es nothwendig, daß Sie auch die Nachtseiten der Gesellschaft kennen lernen und damit zugleich die Gefahr, in welcher Sie schweben. Elise, Sie kennen Ihre Mutter noch nicht ganz; nach dem geurtheilt, was ich selbst mit angesehen, muß ich es Ihnen offen sagen, Sie haben von ihr das Schlimmste zu erwarten! Vor Allem ersuche ich Sie also, zwei vielbeliebte Romane Sue's zu lesen, und zwar seine: „Mathilde" und „die Geheimnisse von Paris," Sie werden sich zerstreuen und den Abgrund kennen lernen, an dem Sie stehen. Ich glaube, Ihre Mutter wird es vielleicht aus einem ganz entgegengesetzten Grunde gerne sehen, wenn Sie sich mit dieser Lectüre beschäftigen, und Sie in dieser Beziehung ganz gewähren lassen. Morgen Vormittags werden Sie von mir ein Schreiben erhalten; damit dasselbe ja in Ihre Hände gelange, so ersuchen Sie Marie Walter, den Brief in meiner Wohnung abzuholen, die Freundin wird Ihnen diesen Lie-

besdienst wohl erweisen. In diesem Briefe werde ich Ihnen Rath ertheilen, und ich hoffe, daß Sie ihn befolgen. Seien Sie auf Alles gefaßt, so wird Sie selbst das Schlimmste nicht überraschen.

Die beiden Liebenden trennten sich bald darauf.

Emil, stets gewohnt, nicht nur recht, sondern auch rasch zu handeln, begab sich alsogleich zum Grafen Strahlberg, um ihn von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Der lebensfrohe Richard hatte mit der Hofräthin schon längst den Plan verabredet, den sie auszuführen gedachten, wenn Herr Beatus mit seinen Absichten auf Elise bestimmter und deutlicher herausrücken sollte. Da nun Gefahr im Verzuge war, so zog der Graf den jungen Techniker in die Mitwissenschaft, und ersuchte ihn in diesem Sinne auch Elise zu verständigen.

Emil, mit all dem einverstanden, was er von Richard erfahren, eilte nun nach Hause und schrieb folgenden Brief:

Theure Elise!

Sie sind nicht verlassen, nicht schutzlos, denn Sie haben, ohne daß Sie es wußten, eine unbekannte Freundin und einen unbekannten Freund, beide mächtig und reich. Ersteres ist besonders nothwendig, denn wir müssen darauf gefaßt sein, daß der Herr Hofrath Alles in Thätigkeit setzen wird, um die Hindernisse zu beseitigen, die sich ihm in den Weg stellen; wir müssen darauf gefaßt sein, daß er, von Ihrer Mutter unterrichtet, Alles aufbieten wird, um auch

meine Wenigkeit, als besonderen Stein des Anstoßes, wegzuschaffen, und wenn Sie die Verbindungen und den Einfluß erwägen, deren sich ein Mann seiner Stellung erfreut, so müssen Sie auch gestehen, daß wir Beide einen sehr ungleichen Kampf mit ihm zu bestehen hätten. Ihre beiden Beschützer sind Graf Richard von Strahlberg und die Frau Hofräthin Adolfine, die Gemahlin Ihres liebedürstenden Seladons. Hören Sie mich nun an, liebe Elise, und befolgen Sie das genau, um was wir Sie ersuchen. Sie zeigen sich Ihrer Mutter gegenüber nachgiebig und gestatten dem Hofrathe, daß er Sie besuche. Bei der ersten Zusammenkunft, welche, wie Ihre Mutter selbst sagte, unter vier Augen Statt finden wird, sagen Sie ihm ganz offen, daß Sie in Ihrem mütterlichen Hause, überhaupt in einer Straße, wo fast jedes Kind Sie kennt, nie und nimmer seine ferneren Besuche gestatten, und in ein solches Verhältniß willigen würden. Da dieses dem Herrn Hofrathe nur willkommen erscheinen muß, so wird er natürlich sehr gern in die Idee eingehen. Sie müssen aber darauf bestehen, daß er Ihnen alsogleich ein anständiges Logis miethe; da es ihm nun schwer werden dürfte, mitten im Quartal eine leerstehende Wohnung zu finden, so geben Sie an, daß Sie jüngst bei einem Spaziergange über die Mölkerbastei an einem Hausthore die Anzeige gelesen hätten von einer vollkommen eingerichteten und möblirten Wohnung, welche dort stündlich bezogen werden könne. Sie müssen all Ihre List anwenden, um den verliebten Alten dahin zu bewegen

Ihnen diese Wohnung zu miethen; geben Sie vor, Sie hätten schon längst gewünscht, an der Bastei zu wohnen. Sie fürchten zwar, die Wohnung sei sehr kostspielig, indessen währe der Winter ohnedem nicht mehr lange, und dann läge es in Ihrem Wunsche, eine Landwohnung in einer Gebirgsgegend zu beziehen u. s. w. — Sollte er um die Nummer jenes Hauses fragen, so wissen Sie natürlich keine anzugeben, sondern Sie entsinnen sich blos, daß es ein sehr schmales, zwei Stock hohes Gebäude sei, welches nur fünf Fenster lang und ebener Erde statt des mittleren Fensters eine Hausthüre habe. Sie können ganz beruhigt sein, denn wenn das so bezeichnete Haus gesucht wird, so wird an der Thür eine Anzeige obigen Inhalts angeheftet sein, und wenn Alles gelingt, so werden Sie die Wohnung beziehen. Was Ihre Mutter betrifft, so sagen Sie dem Hofrathe im Vertrauen, daß es Ihr Wunsch ist, von der Mutter ganz getrennt zu werden; auch hierein wird er sehr gerne willigen, und um jeden Verdacht zu beseitigen, bitten Sie ihn, Ihnen irgend eine alte Person zur Bedienung zu geben. Sobald Sie die Wohnung auf der Mölkerbastei bezogen haben, vermeiden Sie es sorgfältig, die vorgefundenen Möbeln zu verrücken, und halten Sie sich fest überzeugt, daß Sie geborgen und geschützt sind. Was auch immer geschehen wird, verlieren Sie Ihre Fassung nicht; je natürlicher Sie sich dem Hofrathe gegenüber benehmen, desto mehr werden Sie ihn für sich einnehmen, und desto besser werden Sie ihn täuschen. Für den Fall, daß Alles nach Wunsch ginge,

brauchen Sie mir nicht mehr zu schreiben; sollten unvorhergesehene Umstände eintreten, so setzen Sie mich schleunigst davon in Kenntniß. Beiliegend sende ich zur Vorsorge drei mit meiner Adresse versehene Couverts, einige in Blei geschriebene Zeilen werden hinreichen.

Und nun, theures Mädchen, leben Sie wohl, seien Sie vorsichtig und mißtrauisch, so lange Sie sich im Hause Ihrer Mutter befinden, den Hofrath behandeln Sie mit aller Feinheit und Würde, die Ihnen zu Gebote steht; seien Sie artig und liebenswürdig, so lange er galant, besonders strenge aber, wenn er zudringlich wird. Ach, du lieber Himmel! wie weit ist es mit uns gekommen, daß ich Ihnen solche Lehren geben muß; schon daraus können Sie ersehen, wie gefährlich die Lage ist, in welcher wir uns befinden. Doch wir haben die Augen offen, wir sind wach und entschlossen, wir sehen die Gefahr kommen und werden ihr zu begegnen wissen. Leben Sie nochmals recht wohl, denken Sie an mich, vertrauen Sie mir, und hoffen Sie auf die Dreieinigkeit, Emil, Richard und Adolfine, diese wird Sie schützen und schirmen, diese wird Sie von dem Abgrunde hinwegleiten, in welchen eine gefühllose Mutter Sie zu stürzen sucht. Leben Sie zum dritten Male wohl; ich küsse Sie tausendmal in Gedanken und empfehle uns Beide der Gnade des Himmels.

Ihr Emil."

Am anderen Vormittage wurde dieser Brief von Marie Walter abgeholt, und an Elise Berlau übergeben.

Viertes Kapitel.

Um das Leben in unserer Residenz kennen zu lernen, ist unumgänglich nothwendig, mehre Jahre hier zuzubringen, und mit allen Schichten der Gesellschaften in allen Stadttheilen im fleißigen Verkehr zu stehen. Wenige Wochen genügen nicht, in Wien sind es nicht allein die Stände, welche einen Unterschied bilden, sondern es unterscheiden sich sogar die Bewohner gewisser Stadttheile streng von einander. Wenn wir von Stadttheilen sprechen, denken wir nicht nur an die sogenannten Viertel der inneren Stadt, sondern wir umfassen das ganze große Wien, ja selbst die an die sogenannten Linien angränzenden Ortschaften. Die Wiener wissen wohl, wie riesig der Umfang ist, den wir im Sinne haben, den Ausländern würde es wenig frommen, wenn wir auch die Namen der Vorstädte und Orte aufzeichnen wollten, die wir mitgezählt haben wollen.

Wer also diese Vorstädte und Orte durchwandert, wer bestrebt ist, sie und ihre Bewohner kennen zu lernen, wird finden, wie sehr die Menschen geneigt sind, den Charakter ihrer Umgebung anzunehmen und sich ihrem Wohnorte so innig als möglich anzuschmiegen. Daß die Bewohner der Vorstädte sich wesentlich von jenen der inneren Stadt unterscheiden, dürfte weniger seltsam sein, mehr aber, daß selbst die Vorstädter unter einander sich sondern, so zwar, daß es dem geübten Auge leicht wird, sie zu erkennen.

Bald ist es die Kleidung, bald der Jargon, bald gewisse stereotype Ausdrücke, bald die charakteristische Art des Haarschnittes, bald gewisse Manieren und Gesten, und unzählige andere Eigenthümlichkeiten, welche den Unterschied erkennen lassen.

Um unsere Bemerkung nur durch Ein Beispiel zu erläutern, weisen wir auf die Fiaker hin: den Typus des Wieners haben Alle und doch wie sehr sind sie von einander unterschieden; der sorgfältige Beobachter wird unter ihnen gleich den Erdberger, Leopoldstädter, Lichtenthaler, Schottenfelder u. s. w. herausfinden; wir lieben die Wiener zu sehr, um uns hier nicht eines poetischen Gleichnisses zu bedienen: es ist derselbe Fall, wie bei den Blumen, eine Gattung hat viele Arten und Abarten.

Da zur Kenntniß der Wiener nebst Gelegenheit und Muße auch noch Zeit erforderlich ist, so werden einige Gänge durch die Stadttheile hinreichen, um nach äußeren Anzeichen den Charakter derselben aufzufinden.

Hier eine Vorstadt.

Zu allen Zeiten des Tages rasseln Fiaker durch die Straßen, auch Equipagen stolziren in südlicher Richtung, die Häuser gleichen Palästen, man kann kaum fünf Schritte vorwärts machen, ohne einem Träger oder einem Juden zu begegnen.

Hart an einander gränzen großartige Kaffeehäuser, die von Früh bis Abend vollgepfropft sind, prächtige Hotels und Gasthäuser stehen sich brüderlich gegenüber, alle sind mit

Fremden angefüllt. In vielen Höfen lagern Waarenballen und die Rühriggkeit in den Straßen und Gässen währt ohne Ende.

Wer wird in dieser Vorstadt nicht sogleich den vorwaltenden Handels-Charakter erkennen?

Es ist die Leopoldstadt!...

Dort eine zweite Vorstadt.

Breite schöne Straßen — gesunde Luft — im höchsten Sommer vortreffliches Wasser.

Die Häuser im Durchschnitte ein, zwei, selten drei Stockwerke hoch; aber das sind keine Gebäude, wie sie etwa der Luxus aufbaut, das sind keine Häuser, die nur zu dem Zwecke aufgeführt werden, um recht viel Miethzins abzuwerfen.

In den Gässen ist es leer, selten verliert sich am Tage ein Fiaker in diese Gegend, es sind meistens nur Weiber und Kinder, die man am Tage auf der Straße bemerkt.

So ruhig es außen, so unruhig ist es in den Häusern.

Fast in jeden Hof dringt durch die Fenster ein Knarren, Raspeln, Wetzen, Klopfen, Räuspern.

Hie und da hört man sägen, feilen, hämmern.

Jetzt schlägt die Glocke zwölf.

Da strömt aus fast jedem Thore ein Menschenschwarm.

Männer jung und alt, Mädchen klein und groß, Jünglinge und Knaben ergießen sich durch alle Gassen; die ganze Bevölkerung der Vorstadt scheint auf einer Wanderung begriffen.

Auf den ersten Anblick erkennt man die arbeitende Classe.

Diese Störung in den Straßen währt mehr oder minder eine Stunde lang, dann wird es wieder leer und öde wie am Vormittage.

In den Häusern dieselbe Thätigkeit bis zur bestimmten Abendstunde.

Wer kann in dieser Vorstadt das industrielle Gepräge verkennen?

Es ist das fabrikreiche — Schottenfeld!...

Drüben eine dritte Vorstadt.

Schwache niedere Häuser; selten ein Stockwerk hoch, die meisten mit Bretern oder Schindeln, die wenigsten mit Ziegeln gedeckt.

Die Gassen kurz und eng.

Von Gasthäusern keine Spur, nur hie und da Schenken und Kneipen.

Im Sommer sitzen halbnackte Kinder auf den Straßen und spielen im Staube.

Wollt ihr die Bevölkerung kennen, so sucht sie in den Gemüsegärten, welche an die Vorstadt gränzen, oder auf den Plätzen, wo Gemüse feil geboten wird, oder Milch, Obst und anderes Naschwerk.

Abends wird es plötzlich lebendig.

Die Kinder schreien den heimkehrenden Eltern entgegen.

Der Hirt, mit der Peitsche knallend, kommt mit den Schweinen von der Weide; hintendrein trotteln bedächtig die Kühe, hinter sich her die Straße düngend.

Werdet ihr es glauben, daß ihr euch in einer der inneren Stadt nah gelegenen Vorstadt befindet?

Und doch ist es so.

Diese Vorstadt ist das ehemalige Fischerdörfchen und jetzt gartenbauende — Erdberg, dessen Bewohner auch deßhalb den Spitznamen »die Gartenspritzer" führen! . . .

Dort eine vierte Vorstadt.

Wenige, aber langgestreckte Straßen.

Der Häuserbau solid, mehr für Bequemlichkeit als für das Auge gebaut.

Die Wagenfrequenz durch die Hauptstraßen ungewöhnlich lebhaft.

Viel Fiaker und Omnibus, wenig Equipagen.

Unausgesetzter Verkehr von Ziegel- und Kohlenwägen.

Vor jedem Hause sieht man Schilder von mehreren Professionisten.

Schneider, Schuster, Schlosser, Kupferschmiede, Drechsler, Trödler wechseln bunt durch einander ab.

Der Verkehr währt den ganzen Tag hindurch.

Die Vorstadt ist unverhältnißmäßig stark bevölkert, fast in jedem Hause wohnen ledige Herren zur Miethe, darunter sehr häufig Studenten.

Der vorwaltende Charakter dieser Vorstadt ist Gewerbebetrieb.

Es ist die — Wieden alt und neu . . .

Doch genug — die lange Reihe könnte Sie ermüden, und

— — —

— — — — —

dieß wäre gegen unsere Absicht, denn wir wollen Sie munter und guter Laune erhalten.

Folgen Sie uns getrost in jene Vorstadt; wahrhaftig, ein Theil davon verdient noch kaum diesen Namen.

Einzelne Häuser, oft durch Gruben und unbebaute Stellen unterbrochen, bilden die Straßen. Die Häuser, meist zwei oder drei Stockwerke hoch, sind sämmtlich neu. Man sieht es, daß dieser Theil erst in den letzten Jahren angelegt und gebaut wurde.

In jedem Hause befindet sich ein Greißler.

Wenn in einer Straße Wiens viele Greißler sind, so ist dieß ein sicheres Kennzeichen, daß viel Arbeitsleute oder Arme da wohnen, denn diese sind leider den Uebervortheilungen dieser Kleinhändler aus mannigfachen Gründen preisgegeben; der Umstand, daß sie dort Alles in den kleinstmöglichsten Theilen bekommen, und auch Credit haben, dürfte der hervorragendste sein.

Die Häuser sind den ganzen Tag hindurch leer, die sogenannten Gassen öde; erst am Abend, wenn das Tagewerk vollendet, kehren die Miethleute heim.

Es sind Tagelöhner, Eisenbahnarbeiter, kurz sogenannte schwere Handarbeiter.

In diesem Vorstadttheil wird wenigstens eben so viel böhmisch als wienerisch gesprochen.

Wir befinden uns nämlich auf dem Schaumburgergrund, der sich rechts und links von der Favoritenstraße dahin zieht.

Unsere geneigten Leser werden sich doch noch entsinnen, daß Sr. Durchlaucht Fürst *Fridolin* von *Werdenfeld* in dieser Gegend ein Haus zum Eigenthum besaß, welches er sein „Privathaus" zu nennen beliebte.

In dieses Haus wollen wir uns begeben.

Wir haben bereits erwähnt, daß das Gebäude mitten in einem Garten stand. Dieser Garten, der ziemlich umfangreich war, war in der Vorderfronte durch ein Eisengitter von der Straße getrennt, die anderen drei Seiten desselben waren von hohen Mauern umgeben.

Das Gebäude, nur ein Stockwerk hoch, liegt ganz anspruchslos da, so abgesondert, gewissermaßen züchtig, spießbürgerlich bescheiden, daß man es kaum ahnen konnte, eine Durchlaucht verehre in demselben ihr Privathaus!

Es ist etwas ganz Eigenes um ein solches „Privathaus!"

So ein stabiles, sicheres Absteigequartier, bestehe es nun bei dem minder Reichen aus einer bloßen Wohnung, bei Cavalieren gar aus einem eigenen Hause, ist nicht mit Geld aufzuwiegen. Ein solches Privathaus ist etwa kein Zufluchtsort, um sich von den Mühen des Tages zu erholen, oder um neue Kräfte zu sammeln, oder um im Stillen wohlthätig zu sein; o nein! von allen Geboten und Cardinaltugenden wird dort nur Eines befolgt und ausgeübt und zwar der Befehl: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" dieses jedoch mit der besonderen Auslegung, daß man unter dem *Nächsten* nur immer junge Frauenzimmer versteht.

So unauffallend sich auch das erwähnte Gebäude von außen verstellte, so nett und bequem sah es im Innern aus. Die Einrichtung desselben war wohl elegant, aber keineswegs verschwenderisch ausgestattet.

Das Erdgeschoß bewohnte ein Hausinspector, welcher die immerwährende Aufsicht über Haus und Garten führte. Im ersten Stocke befanden sich mehrere Gemächer und ein Saal, von dem aus ein Balkon nach rückwärts in den Garten ging.

Der Baumeister dieses Hauses schien die ganze Lebensbeschäftigung des künftigen Eigenthümers prophetisch geahnt zu haben und entwarf seinen Riß darnach. Tafeln, Toilette machen, Schlafen, Tanzen und Gesellschaft empfangen, da haben wir die Bestimmung der einzelnen Abtheilungen.

Wir enthalten uns der Beschreibung der inneren Einrichtung, diese ist in allen Wohnungen mehr oder minder gleich, die eine ähnliche Bestimmung haben.

Der menschliche Geist ist eben so erfinderisch im Erhabenen wie im Lächerlichen oder Verworfenen; ein Mensch hat die Dampfkraft erfunden, ein anderer erfindet Schnürleibchen für Männer, ein dritter erfindet Fauteuils, in welchen ein Mädchen ganz arglos schlummert und durch den Druck an einer Feder mitsammt der Lehne rückwärts fällt, so daß das arme Opfer sich plötzlich auf dem Rücken liegend das Gleichgewicht sucht.

Doch fort mit solchen Betrachtungen, wir wollen jetzt die Herrin des Hauses aufsuchen.

Die Herrin? — Die Betrogene, sie glaubte die Herrin zu sein und war es doch nicht. Sie war eine Gebieterin auf unbestimmte Sicht und ahnte es nicht.

Die Flitterwochen der fürstlichen Laune näherten sich ihrem Ende.

Sollen wir sie schildern? Wozu auch! Die Vorstellung hiefür dürfte Niemanden schwer fallen. Im ersten Monate wohnte der junge Fürst ausschließlich im Privathause. Unsere Leser dürfen nicht vergessen, daß es eine der Hauptbedingungen war, die man Sofien stellte, daß die Verbindung aller Welt ein Geheimniß bleiben müsse. Sofie wurde also von der Dienerschaft mit „Fräulein" angeredet, und der Fürst bediente sich natürlich in Gegenwart Anderer derselben Ansprache. Dieses vorgeschützte Geheimniß leistete dem Fürsten vortreffliche Dienste. Er durfte sich mit Sofie nicht öffentlich sehen lassen. Die Equipage, welche er ihr zur Verfügung stellte, durfte weder seine Livrée noch sein Wappen tragen, kurz Sofie mußte vor der Welt für das gelten, was sie wirklich war, für des Fürsten Maitresse, was aber nur sie allein nicht zu sein glaubte.

Die Dienerschaft des Hauses bestand außer dem erwähnten Inspector aus sechs Personen. Sofie selbst wurde von zwei Frauen bedient, von denen eine die Stelle einer Art Gesellschaftsdame bei ihr vertrat. So wie Möbel und Einrichtung, so hatte sie diese Leute hier vorgefunden. Das willfährige, ehrerbietige Benehmen, die Art und Weise wie sehr Alle beflissen waren, jeden ihrer Wünsche auf's Schleu-

nigste zu erfüllen, machte ihr viel Freude; sie war mit ihrer Umgebung vollkommen zufrieden. Anfangs, als der Fürst fast seine ganze Zeit im Privathause zubrachte, vergingen die Tage äußerst schnell, später begann er öfter auszufahren, er besuchte Theater, Concerte, ließ sich in den Prater kutschiren und blieb also einige Stunden aus; diese Zeit war es, welche Sofie Gelegenheit bot, den Werth ihrer Gesellschaftsdame kennen zu lernen. Sie las ihr vor, spielte auf dem Piano, erzählte ihr Geschichtchen aus den höhern Kreisen, unterrichtete sie im Billardspiele, im Saale befand sich nämlich ein bequemer Billardtisch, kurz sie suchte der Gebieterin die Zeit so angenehm als möglich zu kürzen, was ihr auch vollkommen gelang, denn Sofie war anspruchslos und freute sich des scheinbaren Glückes.

In der ersten Zeit war Frau Berlau so aufmerksam, ihrer Tochter einige Briefchen zu senden; unter dem Vorwande, Seiner Durchlaucht nicht lästig zu fallen, verschob sie ihre Besuche für künftige Tage. Sofie war anfangs in der That von ihrem Glücke so berauscht, daß sie nach ihren Verwandten wenig Sehnsucht trug und die Trennung ihr nicht schwer fiel.

Die Ausflüge des Fürsten begannen sich nach und nach öfter zu wiederholen und zwar so häufig, daß Fridolin bald einen großen Theil des Tages, dann sogar den ganzen Tag außer Hause zubrachte und nur des Abends wiederkehrte.

Sofie besaß Bildung und Zartsinn genug, ihn bei jeder Ankunft um so zärtlicher zu empfangen. Frau Katharina

so hieß die erwähnte Gesellschaftsdame, sprach während solchen Abwesenheiten des Fürsten sehr oft von ihm, rühmte seine Liebenswürdigkeit und suchte ihn, ohne daß das Fräulein es merkte, zu entschuldigen. Sie schilderte mit seltener Anmuth und Treue die Lebensweise in höheren Kreisen. Sie machte das Fräulein darauf aufmerksam, daß in der noblen Welt die Männer nur wenige Zeit bei ihren Frauen zubrächten, ja, daß es sogar Familien gebe, wo beide Theile eigene Appartements bewohnen; sie wies darauf hin, daß man in der großen Welt gewisse Pflichten, die man seinem Stande schuldig sei, selbst mit Hintansetzung des Angenehmsten üben müsse, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, von seinen Standesgenossen dem Gespötte und der Lächerlichkeit Preis gegeben zu sehen. Auf diese Weise suchte sie den Eindruck zu verwischen, den die Abwesenheit des Fürsten allenfalls hätte hervorbringen können, und suchte das Fräulein für die Zukunft allgemach vorzubereiten. Die Beredsamkeit der Frau war so eindringlich, die Unterhaltung so angenehm, daß Sofie selten etwas einzuwenden wußte und wenn sie es ja vermochte, augenblicklich so überzeugend widerlegt wurde, daß sie sich gerne für besiegt erklärte. Erwägt man auch den Ueberfluß, mit welchen der Fürst das Fräulein zu umgeben wußte, die zahlreiche Toilettegegenstände, Schmucksachen, Bijouterien und tausend andere Dinge, die sie hier wie eine ganze fremde Welt umgaben, so wird man es leicht begreifen, daß ein Mädchen von Sofiens Charakter nicht leicht zu ernster Ueberlegung gelangen konnte

und gewissermaßen in einem unausgesetzten Sinnentaumel fortlebte. Sofie hatte bisher, außer einigen Theaterfahrten in Katharina's Gesellschaft, das Haus noch nicht verlassen. Die einzige Bewegung, welche sie im Freien machte, waren Spazierfahrten oder Spaziergänge im Garten und in dem ausgedehnten Treibhause, diese boten ihr eine angenehme Abwechslung und Katharina's Talent wußte ihr auch bei dieser Gelegenheit die Zeit zu kürzen.

Um diese Zeit machte Frau von Berlau den ersten Besuch bei ihrer Tochter.

Unsere Leser werden gar nicht staunen, wenn sie erfahren, daß die Dame in einem Fiaker vorfuhr und als sie ausstieg von Seide rauschte. Fürst Werdenfeld war, wie der »liebe Baron" schon längst versichert, nicht nur jung, schön und reich, sondern auch sehr splendid.

Sofie erkannte ihre Mutter kaum, so stattlich hatte sie sich herausgeputzt. Als die erste Ueberraschung vorüber war, und sich beide endlich allein befanden, fing das Fragen und Forschen von Seite der Frau von Berlau an und Sofie hatte vollauf zu thun, um nur Alles zu beantworten, was die liebenswürdige Mutter wissen wollte.

Die edle Dame erlaubte sich das unschuldige Vergnügen, Sofie im Verlaufe des Gespräches einmal „Frau Tochter" zu nennen, worauf diese sie alsogleich lispelnd ersuchte, ihr ja nicht mehr die Titulatur beizulegen, da das Geheimniß ihrer Vermählung mit dem Fürsten streng bewahrt werden müsse.

Die liebenswürdige Mutter zwinkerte listig mit den Augen, lächelte verstohlen und sagte: Ah, ich verstehe! Gut, daß du mich daran erinnerst; also Fräulein, ich werde mir's merken.

Auf ihren Wunsch die Gemächer zu sehen, führte Sofie ihre Mutter durch dieselben, öffnete Kästen und Chiffoniers, und wies der Mutter all' die Kostbarkeiten, mit denen der freigebige Fürst sie beschenkt hatte.

Frau Berlau verdrehte andächtig die Augen und sagte: Ach, du mein lieber Herr Gott, was sind das für kostbare Dinge; theure Sofie, du hast ein unaussprechliches Glück gemacht; wenn nur unsere Elise auch schon so versorgt wäre, aber so Gott will! wie ich hoffe, nicht mehr lange dauern, so wird auch ihre Zukunft geborgen sein.

Auf Sofiens nähere Erkundigung gab die Mutter ausweichende Antworten und sagte: Ich kann dir noch nichts mittheilen, denn so lange ich keine Gewißheit habe, pflege ich nicht gerne in die Posaune zu stoßen, du kennst mich ja, liebes Kind, noch von früher her.

Als sie den Saal und die Gemächer durchschritten hatten, machte Frau Berlau Miene die nächste Thür zu öffnen, allein Sofie hielt sie zurück und sagte etwas verlegen: Es ist ein bloßes Cabinet.

Ist der Eintritt hier nicht gestattet?

Sofie wagte es nicht zu widerstreben und doch besaß sie noch Schamgefühl genug, um zu erröthen. Die

Mutter, welche den inneren Kampf bemerkte und unzart sich über alle Bedenklichkeiten hinaussetzte, sagte: Du bist kindisch, liebe Sofie, ich bin deine Mutter und war ebenfalls verheiratet, ich kenne die Geheimnisse der Liebe so gut, wie du.

Sie nahm ihre Tochter lächelnd am Arme und Beide traten in das Cabinet.

Der Anblick war ein überraschender.

Das Cabinet hatte nur Ein hohes Fenster von geschliffenem Glase, zwei dunkelgrüne Vorhänge konnten augenblicklich dem Eindringen des Lichtes von außen ein Ziel setzen.

Die Wände waren bis auf ein Drittel der Höhe von unten hinauf mit den reinsten Spiegeln bekleidet, so daß dem Eintretenden sein Bild von allen Seiten entgegenstrahlte, jeder Schritt, jede Bewegung fand hundertfache Nachahmung; so wie diese Theile, bestand auch die ganze Decke aus einem Riesenspiegel. Im letzten Höhendrittel der Wände reihten sich Bild an Bild, theils Oelgemälde, theils Stahl- und Kupferstiche, lauter Kunsterzeugnisse jener Pariser Schule, die sich darin gefällt, jenen heiligen Act der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes in unzähligen Variationen thierischer Entartung herabzuwürdigen. Der Boden des Cabinetes war mit Teppichen belegt, deren Stickereien denselben Gegenstand behandelten, wie oben die Bilder. In der Mitte des Cabinetes stand ein schwarzsammtener Divan von ungewöhnlicher Breite, Höhe und Länge. Zu den vier

Seiten dieser Ruhestätte, zu welcher eine breite Stufe führte, befanden sich Riesengirandols, deren jede mit Kerzen oder Spiritusflammen besetzt werden konnten.

Außer dem Erwähnten war das Cabinet ganz leer.

Frau Berlau betrachtete Alles mit Wohlgefallen und sagte: Ach, welche Pracht und Bequemlichkeit, der Fürst besitzt unstreitig sehr viel Geschmack. — Da sie ihre Tochter noch am Arme hielt, machte sie mit ihr die Runde, die Gemälde musternd, dann zum Ruhebette wiederkehrend, bemerkte sie an der Seite ein kleines Stahlplättchen, das aus dem schwarzen Sammt hervorglänzte.

Frau Berlau wischte daran und fragte: Zu welchem Zwecke ist dieses Plättchen hier angebracht.

Drucken Sie ein wenig daran, sagte Sofie, erschrecken Sie jedoch nicht.

Die Mutter befolgte den Rath. Der obere Theil des Divans, von einer unsichtbaren Feder getrieben, erhob sich an der einen Seite, wie der Deckel einer Kiste und schlug sich auf der andern, wo er mit stählernen Bändern befestiget war, über. Der stehengebliebene Theil des Ruhebettes bildete nun ein niedliches Bassin, dessen Wände aus weißem Marmor bestanden, die von außen als unterer Theil des Divans mit schwarzem Sammt behangen waren. Am Boden dieses merkwürdigen Badeapparates befand sich eine Klappe, durch welche das Wasser ausgelassen werden konnte, um durch eingemauerte Röhren in den Garten hinabzufließen.

Nachdem Frau Berlau auch diesen Gegenstand der raffinirtesten Erfindung bewundert hatte, bat sie Sofie das Ruhebett wieder herzustellen.

Ein Druck an einem zweiten Plättchen bewirkte dieß.

Jetzt ließ sich die Mutter auf dem Divan nieder.

Ach Gott, rief sie, wie weich und dennoch wie widerstrebend! da drinn müssen lauter englische Federn stecken; komm, mein Kind, setze dich einmal an meine Seite und laß uns vertraulich miteinander plaudern.

Sofie gehorchte dem Wunsche der Mutter.

Nun, fuhr die Mutter fort, sage mir aufrichtig, wie bist du mit deiner Lage zufrieden?

Ich fühle mich sehr glücklich.

Das freut mich recht vom Herzen; und der Fürst, er ist wohl sehr liebenswürdig?

Gewiß, dieß ist er.

Bist du während dieser Zeit immer wohlauf gewesen?

Ich befand mich immer ganz wohl.

Also gar nicht unpäßlich?

Ganz und gar nicht.

Du fühltest auch keine zeitweiligen Schwächen, Ohnmachten?

Nie, liebe Mutter.

Sind gar keine Veränderungen bei dir eingetreten?

Gar keine.

Das ist mir unangenehm, ich wäre glücklich gewesen, das Gegentheil zu vernehmen.

Sofie wurde glühend roth und erhob sich.

Frau Berlau ergriff rasch ihre Hand, zog sie abermals auf den Sitz nieder, und fuhr fort: Du wirst nicht vergessen, liebes Kind, daß ein jedes Verhältniß im Leben immer fester wird, je mehr es durch gewisse Bande festgeknüpft ist. Auch dein Verhältniß mit dem Fürsten wird sich noch mehr es consolidiren, wenn ein Sprosse eurer Liebe das Licht der Welt erblickt haben wird.

Sofie, jetzt mehr unwillig als verlegen, entgegnete: Mein Verhältniß mit dem Fürsten ist durch die Kirche geknüpft und dieses Band, glaube ich, ist fest genug, um nur durch den Tod zerrissen werden zu können.

Deine Zuversicht, liebes Kind, ist sehr stark. Wenn du einen Blick in die Welt wirfst, wirst du tausend Fälle finden, die dich vom Gegentheile überzeugen. Der Segen, den der Priester am Altare spricht, besteht aus Worten, Worte sind Wind, und Wind vergeht; ganz anders aber ist es mit dem Gottessegen, mit dem Kinde, das der Himmel uns beschert, dieser Segen ist kein Wind, sondern eine That; ich frage dich nun: welcher Segen bindet fester, der des Priesters, oder der des Himmels? Der Fürst ist ein großer Herr, große Herren haben Launen, du bist ein schönes Weib, die Schönheit ist vergänglich, jede Gluth erkaltet mit der Zeit, auch die Glut der Liebe. Wenn derlei Veränderungen eintreten, dann sieht man erst, wie kostbar die Pfänder sind, die uns die Liebe des Mannes hinterlassen. Mein Kind, baue nicht auf die Beständigkeit eines Mannes,

besonders wenn dieser Mann ein Fürst ist, — du wirst vielleicht noch schön und jung sein und er wird dich doch verlassen haben.

Das kann er nicht, er ist mein Gatte.

Wie du thöricht bist! Wie viel tausend Gatten haben ihre Frauen schon verlassen, du mußt auf das Band der Kirche nicht zu stark gehen, es kann nicht nur zerrissen, es kann sogar gelöst werden; großen Herren ist in jetziger Zeit Alles möglich.

Mutter, Sie beleidigen mich, wenn Sie meinen Gatten eines solchen strafwürdigen Leichtsinnes fähig halten.

Du mußt nicht empfindlich sein, liebes Kind; es ist deine Mutter, die zu dir spricht, deine Mutter, die nur dein Bestes will. Angenommen, der Fürst fände es für gut, auf einige Zeit zu verreisen und kehrte nicht wieder. Ist deine Zukunft gesichert?

Ich bin des Fürsten angetraute Gattin.

Womit willst du das beweisen?

Sofie wurde leichenblaß. Diese Frage fiel wie Centnerlast auf ihr Herz. Die Documente, welche am Trauungsabende unterfertiget wurden, um das unglückliche Opfer noch mehr zu täuschen, befanden sich in Fridolins Händen. Unfähig über diese Thatsachen weiter nachzudenken, denn in ihren Adern wirbelte jetzt siedend das Blut, sagte sie mit zitternder Stimme: Es ist heute das erste Mal seit meiner Vermählung, daß Sie mich besuchen, es scheint Ihr Vorsatz zu sein, meine Ruhe zu trüben und mir meine Lage zu verleiden. Wenn ich so unvorsichtig war, meine Zukunft

nicht zu sichern, so trifft die Schuld hievon Sie, denn Sie als erfahrne Frau hätten um das Wohl Ihres Kindes besorgt sein sollen.

Du thust mir Unrecht, Sofie. Der Fürst hob dich zu sich empor; welche Meinung würde der hohe Herr von mir und selbst von dir gefaßt haben, wenn ich damals, wo er seiner Liebe ein so großes Opfer brachte, mit Ansprüchen auf zeitliche Güter hervorgetreten wäre. Als kluge, denkende Frau hütete ich mich weislich, eine solche Blöße zu geben, wohl erwägend, daß eine einfache Hindeutung von dir, in einer geeigneten Stunde vorgebracht, mehr erzwecken würde, als früher tagelange Unterhandlungen von meiner Seite. Liebes Kind, es gibt ein altes, aber wahres Sprichwort: „Man muß das Eisen schmieden, so lang es heiß ist; man benütze seine Haut so lang sie glatt und weiß ist!" Du bist zu klug um mich mißzuverstehen. Die Welt ist einmal so, und allein wirst sie nicht ändern. Hat man einen Menschen einmal für sich gewonnen, so muß man es verstehen, ihn zu benutzen; zu dem Ersteren war ich dir behilflich, das Letztere muß deine Sorge sein. Wenn du über meine Worte mit kaltem Blute nachdenken und darnach handeln wirst, so hoffe ich von dir für diesen Besuch den kindlichsten Dank zu ernten.

Nach diesen Worten erhob sich die würdige Frau, verabschiedete sich auf die zärtlichste Weise von Sofie, rauschte gravitätisch durch die Gemächer die Treppe hinab, stieg,

ihrer Tochter noch Küsse zu werfend, in den harrenden Wagen und fuhr von dannen.

Es war der erste peinliche Nachmittag, welchen Sofie in diesem Hause zubrachte. Frau Katharina, welche sich um sie zu schaffen machte, entließ sie unter dem Vorwande, daß sie ein wenig ausruhen wolle. Die gefällige Gesellschaftsdame entfernte sich.

Sofie ging in ihrem Boudoir sinnend auf und nieder.

So ganz konnte sie ihrer Mutter nicht unrecht geben. Im Rausche eines ungewohnten Wohllebens, im Genusse der ersten Flitterwochen hatte sie ganz auf den Ernst des Lebens, auf die Zukunft vergessen, sie entschuldigte den Fürsten, daß auch er hieran nicht dachte, es war also gut, daß die Mutter als Mahnerin erschien. Wohl tauchten zuweilen im Grunde ihres Herzens Bedenklichkeiten auf, sie durchirrte in Gedanken den Abend, welcher sie dem Fürsten in die Arme führte, allein ihre damalige Aufregung, ihre Betäubung, die Schauer, welche sie durchfröstelten, hatten ihre Sinne so umschleiert, daß sie mechanisch sich den Anordnungen gefügt hatte und über alle Einzelnheiten keine Rechenschaft zu geben wußte. Aus den Vorfällen jenes Abends konnte sie also keinen Trost holen. Allein auch die letztere Zeit war wenig geeignet sie zu beruhigen. Die öftere Abwesenheit des Fürsten, welche sie früher so gerne entschuldigte, erregte jetzt Bedenklichkeiten. Weit entfernt den Fürsten, der sich doch ihr zu Liebe in dem Schlosse nicht vergraben konnte, zu verdammen, wurde sie doch unruhig, und der erste

Funke von Eifersucht begann mächtig fortzuglimmen. Sofie liebte den Fürsten nicht, aber als seine ihm angetraute Gattin glaubte sie auf seine Treue ein gegründetes Recht zu besitzen; außerdem hatte sie in seiner Gesellschaft zu glückliche Stunden verlebt, um ihn in den Armen einer Anderen zu wissen und ruhig zu bleiben.

Frau Berlau hatte also mit dem Besuche bei Sofie ihren Zweck vollkommen erreicht. Sie war überzeugt, daß diese nun darauf Bedacht nehmen würde, aus der Neigung des Fürsten jenen Nutzen zu schöpfen, der ihre Zukunft sichern sollte. An der Willfährigkeit des splendiden Cavaliers zweifelte sie keinen Augenblick. War dieß einmal geschehen, dann gedachte sie die Tochter nach und nach auf die Wirklichkeit vorzubereiten und ihr endlich den wahren Sachverhalt zu entdecken.

Nachdem sich die Aufregung in Sofiens Gemüthe ein wenig gelegt hatte, wurde sie einer ernsteren Ueberlegung fähig und suchte einen Entschluß zu fassen. Ihr Glück hing jetzt einzig und allein von ihrem Benehmen dem Fürsten gegenüber ab. Es war weniger Scharfsinn, als der in diesen Fällen untrügliche weibliche Instinct, welcher sie hier den wahren Weg finden ließ. Sie beschloß, das heiße Blut zu bezwingen, ihrer Hingebung Schranken zu setzen. Fridolin mußte von nun an genau beobachtet werden, sie wollte, so unbefangen als möglich, ihrer Unterhaltung mit ihm eine ernstere Richtung geben und auf seine Antworten und sein Benehmen besonders Acht haben. Daß sie bei dem Allem

sehr behutsam zu Werke gehen mußte, das fühlte sie gleich, er durfte ihr Mißtrauen nicht ahnen, er durfte ihre Absicht nicht erkennen, sie wollte ihre Zwecke erreichen, ohne ihn zu kränken, ohne seinen Verdacht erregt zu haben, unmerklich sollte er sich ihren Wünschen fügen, damit ja das beiderseitige Glück keine Störung erleide.

Als Sofie ihre Gedanken vollkommen geordnet hatte, wurde sie wieder ruhig, und gleichsam mit sich selbst zufrieden, stellte sich bei ihr jene heitere Laune ein, welche sie oft vergebens herabzubeschwören versucht hatte, und welche, so oft sie kam, sie eben so muthwillig als liebenswürdig machte.

Sofie zog die Glocke.

Frau Katharina eilte herbei.

Ich habe mich erholt, sagte Sofie; was glauben Sie wohl, liebe Madame, wer war die Frau, die mich diesen Nachmittag besucht hatte?

Ich getraue mich nicht, es zu errathen, gnädiges Fräulein.

Es war meine — Mutter.

Der Fürst wird sich freuen, wenn er erfahren wird, daß sie hier gewesen. Se. Durchlaucht freuen sich über Alles, was Ihnen Vergnügen macht.

Wissen Sie, liebe Katharina, was ich jetzt zu unternehmen gedenke?

Gnädiges Fräulein wünschen vielleicht —

Daß Sie mich zerstreuen? — bewahre — kommen Sie — denken Sie sich einmal, ich wäre Ihre Frau — eine Bürgersfrau, so eine Art von reicher Sattlermeisterin oder Kaufmannsfrau, und Sie wären bei mir als Wirthschafterin. Versetzen wir uns Beide in diese Lage und seien Sie so gefällig, mit mir die Runde durch das Haus zu machen.

Gnädiges Fräulein, stotterte die Dame, ich verstehe Sie nicht.

Aber liebe Katharina, wie können Sie mich nur nicht verstehen! Ich will einmal aus meiner gewohnten Lebensweise heraustreten und mir die Wirthschaft besehen. Kommen Sie!

Die Gesellschaftsdame folgte kopfschüttelnd der Gebieterin. Sofie, ein Liedchen trällernd, besuchte die Küche, die Speisekammer, den Keller, scherzte mit der Dienerschaft, fragte, ließ sich erklären, machte muntere Bemerkungen und dieß Alles mit einer Laune und Munterkeit, die fast an Muthwillen gränzten. Frau Katharina spielte mehr die Beobachterin als Theilnehmerin bei dieser Unterhaltung.

Plötzlich hielt das Fräulein an sich, sah umher und sagte: Aber wo ist denn unser Herr Wenzel?

Der weibliche Theil der Dienerschaft kicherte, der männliche schmunzelte.

Schnell Lischen, hole Herrn Wenzel, er möge alle Schlüssel des Hauses mitbringen.

Das Mädchen eilte fort.

Wir benützen diese Pause, um unsere Leser mit Herrn Wenzel bekannt zu machen.

Wir haben bereits erwähnt, daß eine Art Inspector die Aufsicht über Haus und Garten führte. Dieser Inspector war der Herr Wenzel.

Wir finden in ihm ein kleines, robustes Männlein mit vollen rothen Wangen, blauen kugelrunden Aeugelein und sehr fetten Dachsbeinen. Da sein Haar in der Jugend sehr blond war, so bemerkte man jetzt die volle Fünfzig nicht, welche bereits auf seinem Rücken lasteten, anderseits war er aber auch sehr conservirt, denn diesem Manne war das beneidenswerthe Loos zu Theil geworden, die Beschwerden und Mühen des Lebens niemals kennen gelernt zu haben. Er befand sich seit dreißig Jahren in seiner gegenwärtigen Anstellung. Die frühere Zeit seines Lebens hatte er in seiner Geburtsstadt, der Böhmerhauptstadt, zugebracht; wenn man ihn sprechen hörte, erkannte man augenblicklich, daß er kein Wiener sei. Er redete trotz seines überlangen Hierseins noch immer jenes Deutsch, welches, in Prag besonders heimisch, sich durch eine norddeutsche Färbung auszeichnet, aus dem Hintergrunde jedoch immer den „Böhmen" hervorschimmern läßt. Man erkennt diesen Dialect, um uns einer bezeichnenden Redensart zu bedienen, auf hundert Schritte Entfernung.

Diese seine Sprache war auch Ursache, daß der Herr Inspector von der Dienerschaft, welche ihn für einen gebornen Czechen hielt, gewöhnlich „Pane Wenzel" statt „Herr Wenzel" genannt wurde.

Was seine Kleidung betraf, so bot sie wohl wenig Be-

merkenswerthes dar, mit der alleinigen Ausnahme, daß er zu allen Jahreszeiten sogenannte Stiefelhosen trug, so daß er in seinem Leben noch keine Pantalons auf dem Leibe gehabt hatte. Wie groß seine Abneigung gegen Pantalons war, werden unsere Leser am besten aus folgendem Vorfalle ermessen. Im letztverflossenen Winter unternahm der Fürst eine Reise nach Böhmen und ließ die Dienerschaft im Privathause zurück. Die Leute benützten die Abwesenheit des Gebieters, um tausend tolle Streiche zu machen, besonders aber um den Pane Wenzel zu necken. An einem Abende verbargen sie Jemanden unter das Bett, in welchem der Inspector schlief; Jener mußte des Nachts hervorkriechen und das Beinkleid des Inspectors verstecken und an dessen Stelle eine Pantalon hinlegen. Das Fenster dieses Zimmers ging in den Garten, dort zündete man ein kleines Strohhäuflein an, und machte im Hause Feuerlärm dazu. Pane Wenzel sprang zitternd aus dem Bette, fuhr erschrocken in die Hose, als er jedoch zu seinem Erstaunen eine Pantalon erkannte, riß er sie vom Leibe, und da er seine Stiefelhose in der Hast nicht finden konnte, so lief er mitten im Winter lieber nackt hinaus, ehe er die Pantalon anzog. Seit diesem Vorfalle gebrauchte der Inspector jeden Abend vor dem Schlafengehen die löbliche Vorsicht, mit der Kerze unter das Bett zu leuchten, um sich zu überzeugen, daß sich dort kein Zudringlicher oder Muthwilliger verkrochen habe. Der Inspector war Hagestolz; der Umstand, daß er dem weiblichen Theile des Menschengeschlechtes wenig Aufmerksamkeit

schenkte, fiel eben so sehr auf, wie seine Abneigung gegen Pantalons; boshafte Zungen suchten Beides auf eine sonderbare Weise in Zusammenhang zu bringen.

Doch wir wollen dem Herrn Inspector folgen. Er tritt eben vor seine Gebieterin.

Fräulein Sofie empfängt ihn lächelnd und entzieht ihm ihre Hand, als er sie küssen wollte.

Gnädiges Fräulein erlauben schon, daß ich meine Ehrerbietung an den Tag lege.

Sie wissen, Herr Inspector, daß ich diese Art Ehrenbezeigung nicht liebe.

Gnädiges Fräulein sind sehr herablassend. Bei uns in Prag ist das Hand- und Armküssen sehr in Gebrauch. Jede Bürgersfrau läßt sich von der Bäuerin, welche ihr Milch oder sonst was ins Haus bringt, den Arm küssen.

Ländlich, sittlich, sagt das Sprichwort. Wissen Sie, Herr Wenzel, warum ich Sie holen ließ?

Ich bin hier, es zu vernehmen.

Ich will einmal eine strenge Hausvisitation halten.

Bei uns in Prag geben sich so liebenswürdige Fräulein zu solchen ordinären Geschäften nicht her.

Haben Sie die Schlüssel mitgebracht?

Hier sind sie.

Führen Sie uns auf den Boden. Ihr Anderen folgt uns.

Der Inspector ging voraus.

Der Weg auf den Boden ist sehr beschwerlich, sagte er; die hiesigen Architekten bauen sehr unbequeme Bodentreppen;

bei uns in Prag ist das ganz anders, dort geht man so bequem hinauf, als ob man zu einem Altare ginge. Und dann, gnädiges Fräulein, betrachten sie einmal diese Zimmerarbeit, es ist eine Schande; wenn bei uns in Prag ein Meister einer Herrschaft eine solche Arbeit liefern würde, ich glaube, man würde ihn gar nicht in der Christenstadt dulden.

Der Boden ist sehr rein, unterbrach ihn Sofie; es freut mich, Ihnen dieß Zeugniß geben zu können.

Ich bin an Reinlichkeit noch von Haus aus gewöhnt. Bei uns in Prag wird sehr viel auf Reinlichkeit gehalten.

Frau Katharina nahm jetzt das Wort: Sonderbar, ich habe gerade das Entgegengesetzte bemerkt. Bei meiner Anwesenheit in der Böhmerhauptstadt fand ich die Straßen sehr schmutzig —

Das kann höchstens in der Judenstadt gewesen sein! bemerkte der Inspector.

Ich ging über den kleinen Ring, Alles war voll Kehricht, der Obstmarkt sah aus wie ein Stall, die Zeltnergasse voll Schmutz, die lange Gasse sehr unrein, an der Polytechnik und dem ehemaligen Jesuitencollegium Unrath in der Fülle, auf dem Josefplatz derselbe Fall, — es müßte also sein, daß ganz Prag zur Judenstadt gehört.

Herr Wenzel schüttelte den Kopf und sagte: Madame müssen höchstens zur Marktzeit dort gewesen sein.

Ich hielt mich fünfzehn Monate lang auf und habe nie eine Aenderung gefunden, die Marktzeit muß also in Prag das ganze Jahr hindurch währen.

Sofie machte dem Streite ein Ende, indem sie sagte: Jetzt, Herr Wenzel, führen Sie uns in das Holzgewölbe.

Dieses befand sich ebener Erde im rückwärtigen Theile des Hauses. Es war eine geräumige Kammer, deren Aeußeres sich von dem übrigen Theile des Gebäudes nicht im Geringsten unterschied. Als die Thüre geöffnet war, sagte der Inspector: Wie gnädiges Fräulein sehen, ist unser Holzvorrath noch so beträchtlich, daß wir bequem bis in den halben Sommer hinein ausreichen. Bei uns in Prag wird nicht so viel Holz verbraucht, die meisten Familien heizen mit Steinkohlen.

Das ist ein abscheuliches Heizungsmittel.

Aber sehr ausgiebig.

Durch den Steinkohlenrauch ersticken viele Menschen.

Das kommt von der Unvorsichtigkeit; man kann eben so leicht durch Holz- oder Strohrauch den Tod finden.

O ja, bemerkte Sofie, man darf sich nur einen Strohwisch oder Hobelspäne in den Mund stecken und anzünden.

Alles lachte, Herr Wenzel deßgleichen.

Fräulein belieben zu scherzen! schmunzelte er.

Was befindet sich in diesem Verschlage? fragte das Fräulein.

Es ist die Wäschrolle, entgegnete eine Magd.

Bei uns in Prag nennt man dieß die »Mangel,« verbesserte Herr Wenzel.

Wohin führen Sie uns jetzt? fragte Sofie.

Wenn Fräulein belieben, so wollen wir ins Treibhaus, sagte der Inspector.

Wir wollen früher in den Stall.

Fräulein werden doch nicht in den Stall —

Nur vorwärts, lieber Herr Inspector.

Der Hagestolz schüttelte den Kopf und sagte: So lange ich in diesem Hause bin, sind Fräulein die erste Dame, welche in den Stall tritt. Unser jetziger Kutscher hält die Pferde sehr gut, ich habe ihn Sr. Durchlaucht auch schon anempfohlen.

Ah, sieh doch! wir haben drei Pferde, das wußte ich ja bisher gar nicht!

Das dritte ist eine alte Mähre, welche den sogenannten kleinen Hausdienst versieht. Bei uns zu Hause werden meistens Hunde verwendet.

Man fährt also mit Hunden?

Ja; es sind sogenannte Haushunde, die dazu verwendet werden. Milch, Gemüse, Obst u. s. w. wird auf kleinen Wägelchen von Hunden auf den Markt gebracht.

Die Hunde scheinen also bei Ihnen zu Hause eine große Rolle zu spielen! bemerkte Sofie.

Ich habe mir erzählen lassen, nahm Katharina das Wort, ein böhmischer Naturforscher habe die Entdeckung gemacht, daß die Hunde zu den Zugthieren gehören.

In Entdeckungen ist man dort zu Lande sehr stark! lächelte das Fräulein. Doch jetzt, Herr Wenzel, wollen wir Ihren Wunsch erfüllen und uns in die Orangerie begeben.

Der Inspector ging voraus.

Als man in dem Treibhause anlangte, sagte das Fräulein: Ich wurde auf dem Wege hieher aufmerksam gemacht, daß Sie, Herr Inspector, ein Todfeind der Pantalons sind, und zu meinem Erstaunen finde ich, daß Sie wirklich diese abscheulichen altmodischen Beinkleider tragen.

Diese Beinkleider, gnädiges Fräulein, sind sehr zweckmäßig. Wenn es staubig oder kothig ist, so leiden nur immer die Stiefel und das Beinkleid bleibt immer verschont.

Das ist wohl wahr; aber sie sind sehr unbequem.

Wenn man die Stiefelhosen gewohnt ist, so denkt man sich das immerwährende Schlottern der Pantalons um die Beine viel unbequemer; übrigens trägt man bei uns in Prag nur Stiefelhosen.

Ach, hören Sie auf, rief Sofie, das ist nicht möglich!

Wie lange sind Sie von Prag entfernt? fragte Frau Katharina.

Dreißig Jahre!

Alles brach in lautes Gelächter aus.

Ja damals, rief das Fräulein, da glaube ich gerne, daß man bei Ihnen nur Stiefelhosen getragen hat! Damals waren auch noch die sogenannten Kappenstiefel in der Mode, welche jetzt höchstens von Herrschaftsbedienten getragen werden müssen.

Sind Fräulein mit der neuen Anordnung im Treibhause zufrieden?

Wenn sie auch so zweckmäßig ist, was ich leider nicht verstehe, so finde ich das Arrangement unverbesserlich.

In diesem Augenblicke fuhr ein Wagen vor.

Se. Durchlaucht! ertönte es wie aus Einem Munde.

Sofie erblaßte unmerklich.

Da die Dienerschaft Miene machte, sich zu entfernen, gebot ihr ein Wink des Fräuleins zu bleiben.

Folgt mir! heischte sie ihnen zu und trat an ihrer Spitze den Rückweg an.

Fridolin, welcher durch die Glasthüre, die aus der Vorhalle in den Garten führte, das Häuflein einherschreiten sah, eilte ihnen entgegen.

Sofie, indem sie nach altspanischer Sitte einen minutenlang dauernden Knix machte, senkte wie eine Heilige den Kopf und sagte: Eure Durchlaucht Herr Fürst, ich empfange Sie gastfreundlichst in meinem Hause und stelle Ihnen meine ganze hier versammelte Dienerschaft zur beliebigen Disposition!

Der unverkennbare Muthwille des Fräuleins zwangen dem jungen Cavalier ein lautes Lachen ab, er ging gerne in den Scherz ein und indem er eine eben so lange als tiefe Verbeugung versuchte, sagte er: Mein gnädiges Fräulein, Ihre Güte entzückt mich eben so sehr wie Ihre Liebenswürdigkeit, ich werde von Ihrem Antrage Gebrauch machen.

Er eilte Sofien entgegen, um einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, doch diese senkte durch eine geschickte

Wendung in etwas den Kopf, so daß er sich begnügen mußte, mit seinen Lippen nur ihre schöne Stirne zu berühren.

Man begab sich ins Haus.

Fridolin hatte das Fräulein umfaßt und trug es fast mehr als es ging ins Gemach.

Sofie versäumte es nicht, den Fürsten alsogleich von dem Besuche ihrer Mutter in Kenntniß zu setzen. Einmal ins Plaudern gekommen schilderte sie die vorgenommene Hausrevue und da sie eben so geläufig als anmuthig vorzutragen wußte, gelang es ihr die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu fesseln und der Abend rückte unversehens heran.

Doch jetzt ein Wort mit Ihnen, lieber Fridolin, unterbrach sie sich selbst. Sie haben wohl heute den Tag sehr angenehm verlebt?

Ich habe mich zerstreut so gut als es ging. Graf Richard leistete mir Gesellschaft. Er ist ein liebenswürdiger Cavalier.

Es muß sehr angenehm sein, einen Freund zu besitzen, dem man so ganz vertrauen kann und dessen Neigungen mit den unseren völlig übereinstimmen.

Gewiß, liebe Sofie, das ist sehr angenehm.

Ich beneide Sie fast um diesen Freund und wünschte meinerseits eine Freundin zu besitzen, welche mir eben so zugethan wäre, wie Graf Richard Ihnen.

Sie haben ja Frau Katharina.

Katharina ist in Jahren vorgeschritten, man faßt sehr schwer Zutrauen zu einer Person, die uns an Jahren so sehr überragt.

Sie sind doch nicht unzufrieden in diesem Hause?

Nein, lieber Mann, das bin ich nicht, im Gegentheile ich bin sehr glücklich, besonders jetzt, da Sie wieder bei mir sind. In dieser Beziehung thun Sie sehr wohl daran, sich in diesem Hause etwas seltener zu machen, denn meine Freude bei Ihrer Wiederkehr ist dann um so größer.

Fridolin fühlte den leisen Vorwurf und sagte: Sie haben ganz recht, liebe Sofie; selbst der Sternenhimmel würde uns nimmer jene Bewunderung einflößen, wenn er sich herabließe, sich nicht nur ganze Nächte hindurch, sondern auch am Tage von uns begaffen zu lassen. Wer eine liebe hübsche Blume hat, muß sie nicht immer an die Nase halten, sonst verliert sie ihre Frische und ihren Geruch.

Ihre zarte Denkweise freut mich sehr und findet meine volle Anerkennung. Sie liefert mir den zarten Beweis, daß Sie in meinem Besitze lange glücklich zu sein wünschen.

Gewiß, recht lange.

Dieses Geständniß, lieber Gatte, macht mich sehr glücklich.

Wir müssen hier bemerken, daß Sofie an diesem Abende, was sonst nie der Fall war, ungewöhnlich oft die Worte „Mann," „Gatte" gebrauchte und sie, wenn auch nur unmerklich, aber doch etwas schärfer betonte.

Fridolin bemerkte dieß und sagte: Liebe Sofie, Sie gebrauchen in Ihren Reden sehr häufig Worte, von denen ich fürchte, daß sie Ihnen, wenn Sie sich ihrer öfters bedienen, auch in Gegenwart der Diener entschlüpfen könnten, was

mir sehr mißliebig wäre, da sie ein Geheimniß verrathen würden, welches in Bezug auf meine Familienverhältnisse nachtheilige Folgen haben könnte.

Sie müssen nicht böse sein, lieber Fridolin, wenn ich vom Gefühle hingerissen mich jener Ansprache bediente, zu welcher mir das kirchliche Bündniß ein vollkommenes Recht gibt.

Diese Worte wurden mit einem auffallenden Tone gesprochen, daß der Fürst aufmerksam geworden, mit dem Oberleibe merklich zuckte.

Sofie gewahrte dieß trotz der Dunkelheit. So unbefangen als möglich griff sie an das Glockenband, zog an und befahl der eintretenden Katharina, das Gemach zu beleuchten.

Während dieß geschah, wendete sich Sofie zu dem Fürsten und fragte ihn, womit er den Abend zuzubringen gedenke.

Daran habe ich heute noch nicht gedacht, entgegnete Fridolin, indem er sich zwang seiner Stimmung Meister zu werden; wozu rathen Sie?

Da es in meinem Wunsche liegt, daß Sie die Zeit in meiner Wohnung so angenehm als möglich zubringen, so bleibt die Wahl ganz Ihrem Geschmacke überlassen.

Wir wollen also in Dreien ein Parthie Whist versuchen!

Frau Katharina nahm ebenfalls Platz an dem Spieltische.

Sofie bemerkte, daß Fridolin, der ein vortreff-

licher Whistspieler war, an diesem Abende sich sehr viele Fehler zu Schulden kommen ließ.

Um neun Uhr begab man sich zum Soupér, worauf man einige Partieen Billard spielte. Frau Katharina that sich nicht wenig darauf zu gute, als sie ihre Schülerin so vortreffliche Stöße machen sah, und der Fürst, der im Verlaufe des Abends seine gute Laune wieder gewonnen hatte, klaschte dem Fräulein lauten Beifall zu, so oft sie einen künstlichen Ball machte.

Wer je schon ein reizendes Mädchen mit Geschick und Eifer Billard spielen sah, wird den Eindruck eines solchen Anblickes leicht ermessen können.

Frau Katharina entfernte sich bald.

Wir wollen zur Ruhe! sagte nach einer Weile der Fürst.

Ganz recht, lieber Fridolin, wir wollen zur Ruhe! entgegnete Sofie.

Als sie bei der Thür anlangten, welche in ihr Boudoir führte, faßte sie die Hand des Fürsten und sagte: Gute Nacht, lieber Fridolin!

Wohin wollen Sie, liebe Sofie?

In mein Boudoir.

Sie kehren doch wieder?

Nein. Ich werde die Nacht auf dem Sofa zubringen.

Welche Laune!

Es ist nicht Laune, sondern Nothwendigkeit. Wer eine liebe frische Blume hat, muß sie nicht immer an die Nase halten, sonst verliert sie ihre Frische und ihren Geruch.

Nach diesen schelmisch gesprochenen Worten schlüpfte sie durch die Thüre, schloß hinter sich zu, und warf sich mit klopfendem Herzen auf das Sofa.

Fünftes Kapitel.

Als der Fürst am andern Morgen erwachte, erwartete ihn eine ungeahnte Ueberraschung.

Sofie, von dem reizendsten Morgennegligée umhaucht, lehnte in einem Fauteuil, welches zu Häupten des Bettes stand. Sie war mit einer einfachen Netzarbeit beschäftiget, wozu weniger Tageshelle, aber desto mehr Fingergeläufigkeit erforderlich war.

Bei ihrem ersten Anblicke ließ sich schwer entscheiden, ob der Fürst mehr erstaunt, mehr verlegen oder mehr entzückt war.

Man denke sich die blühendsten Wangen, kohlschwarze Augen, schwarzes Lockenhaar, glänzend wie polirtes Elfenbein, ferner einen üppigen Körperbau umflossen von einem leichten, weißen Tüllüberwurf, der sich so innig an die reizenden Glieder schmiegte, als fühle er die Wonne, welche eine solche Berührung zu gewähren im Stande sei, wie gesagt, man stelle sich dieß Alles recht lebhaft vor und denke sich dazu die Verhältnisse, unter welchen der Fürst den verflossenen Abend und die Nacht zubrachte, und man wird die

widersprechenden Gefühle, die ihn durchwogten, leicht ermessen können.

Nachdem er sich von dem ersten Eindrucke in etwas erholt hatte, wozu ihm Sofie wie absichtslos eine Minute Zeit gönnte, neigte sie sich lächelnd zu ihm nieder und küßte ihn leise.

Der Kuß wurde glühend erwiedert.

Ich kann vor Staunen kaum zu mir selbst kommen, nahm Fridolin das Wort; es ist Ihnen, liebe Sofie, gelungen, mich auf das Angenehmste zu überraschen.

Ueberraschen, lieber Fridolin, wollte ich Sie nicht, ich gedachte Ihnen nur eine Freude zu machen. Haben Sie heute vielleicht eine Schmollscene erwartet, dann waren Sie im Irrthume begriffen; ich bin kein launenhaft Weib, ich habe mir nur den Rath, den Sie selbst mir gaben, zu Gemüthe geführt.

Sitzen Sie schon lange hier?

Seit fast einer Stunde. Es ist dieß die Zeit, um welche mein Boudoir aufgeräumt zu werden pflegt und da wollte ich um keinen Preis dort gefunden werden, denn Niemand im Hause darf es ahnen, daß ich dort geschlafen habe. Ihr Ansehen, Ihre Ehre, lieber Mann, sind mir zu heilig; wer sie verletzt, verletzt auch die meine. Ich spreche hier von meiner Ehre! Fridolin, Sie mögen daraus auf die Größe des Opfers schließen, welches ich Ihnen gebracht habe, indem ich in die heimliche Vermählung willigte; ich sage Opfer, denn es ist nichts Geringes, durch so lange

Zeit vor so vielen Menschen als Ihre Maitresse zu gelten; eine Stellung, die ich bei all meiner Lebenslustigkeit um keinen Preis der Welt angenommen hätte. Ich weiß nicht, wie nahe oder wie weit der Augenblick gerückt ist, welcher dazu bestimmt ist, den Schleier von dem Geheimnisse unserer Vermählung sinken zu lassen, aber so groß meine Freude damals auch sein möge, sie wird alle die Stunden demüthigenden Gefühls, welche ich jetzt lebe, kaum aufwiegen.

Sofie schwieg. Was bei dieser Rede in Fridolins Seele vorging? Es war eine Vorahnung dessen, was kommen sollte. Die Sprache des Fräuleins war eine würdige, bei Vielen würde sie einigen Eindruck hervorgebracht haben, der, wenn auch keine tiefere Neigung, so wenigstens ein inniges Mitleid erweckt hätte; bei Fridolin glitt sie ab, in seiner kalten Brust fanden diese Worte keinen Widerhall, in seinem Kopfe lebte nur Eine Frage und die war: „Wenn sie erst die Wahrheit erfährt?“

Der Cavalier war bei diesem Unternehmen wohl im voraus darauf gefaßt, solche Stürme zu erleben; allein sie überraschten ihn, weil sie zu früh kamen. Er hatte gehofft, das Fräulein würde sich mit dem Wohlleben begnügen und erst nach vielen Monden oder gar nach ein Paar Jahren ungeduldig werden, bis dahin hatte er schon längst seine Reise ins Ausland angetreten. Auch in dem Charakter des Fräuleins hatte er sich geirrt. Sofie wurde ihm als jung, lebens- und vergnügungslustig geschildert, aber sie war nicht leichtsinnig, in dem Maße, wie er es vermeint hatte.

Mehr aber als dieß Alles überraschte ihn ihre *Klugheit*, er erkannte sogleich, daß diesem Kopfe gegenüber eine längere Täuschung schwer halten würde, ja noch mehr, er mußte es sich gestehen, daß er der Würde und Kraft, welche das Fräulein zu entwickeln begann, dem süßen Zauber, mit welchem sie ihn umstrickte, höchstens kalte Herzlosigkeit und Starrsinn entgegenstellen könne; daß ihm aus einem solchen Kampfe nur neue Verlegenheiten erwachsen mußten, unterlag wohl keinem Zweifel.

Eine Minute Stillschweigens war kaum verflossen.

Fridolin ergriff das Wort: Liebe *Sofie*, Sie beunruhigen sich und mich ohne Grund. Sie haben meine Familienverhältnisse gekannt und haben dennoch eingewilliget, woher jetzt plötzlich diese Ungeduld? Sie leben in diesem Hause wie eine Frau, schalten und walten wie eine Frau, warum lassen Sie sich von *dem* beunruhigen, was die Menschen etwa denken könnten! Sie sind jung, reizend, Sie haben Ansprüche das Leben vollauf zu genießen, warum verbittern Sie sich die Stunden?

Ich weiß nicht, lieber *Fridolin*, was Sie unter dem verstehen, was Sie „Genuß des Lebens" nennen. Nach meinen, freilich schwachen Begriffen, fehlt mir noch sehr viel, damit ich sagen kann, ich genieße das Leben vollauf. Sehen Sie, lieber *Fridolin*, gestern dünkte ich mich noch glücklich, heute bin ich es nicht mehr. Sie selbst haben mir den Abgrund gezeigt mit dem Gleichnisse von der Rose; Ihre Ansicht ist wahr und richtig, was bleibt mir aber nun übrig zu thun?

Entweder ich muß Ihnen widerstreben oder ich setze mich der Gefahr aus, Ihnen gleichgiltig zu werden; ich sage der Gefahr, denn diese ist in der That vorhanden. Da ich in einem solchen Falle nur von Ihrer Gnade abhinge, indem ich gar kein Recht auf die Zukunft in Händen habe!

Sofiens Auge ruhte auf dem Fürsten. Aeußerlich lächelte sie, aber sie hatte alle ihre Beobachtungsgabe gesammelt, um sich den Eindruck ihrer Worte auf ihn nicht entgehen zu lassen.

Fridolins Lippen zuckten. Jetzt glaubte er die Listige zu durchschauen.

Und fiele es Ihnen denn so schwer, von meiner Gnade abzuhängen? fragte er.

Ich wäre zu stolz, sie anzusprechen; wo man Recht fordern kann, braucht man nicht um Gnade zu flehen.

Würden Sie zufrieden sein, wenn ich Ihre Zukunft in Ihre Hände legte?

Sie wollten dieß? Auf welche Weise?

Durch eine Schrift.

Sofie dachte eine Weile nach. Ihr Herz begann zu hämmern.

Noch heute?

Ja, noch heute.

Vom heutigen Tage datirt?

Vom heutigen Tage datirt.

Das Fräulein hatte diese Antwort kaum erhalten, a

es mit tausend Stimmen in ihrem Innern rief: »Jetzt habe ich ihn, er selbst liefert mir die Beweise in die Hände!«

Die Freude färbte die Wangen, das Blut jagte gewaltig durch die Adern, jeder Nerv ihres Körpers bebte, doch verlor sie die Fassung nicht. Der Fürst zog sie leidenschaftlich an sich, sie ließ es gewähren, drückte einen flüchtigen Kuß auf seine Lippen, entwand sich der Umarmung und lispelte: Fridolin, der Himmel hat Sie diesen Entschluß fassen lassen, er wird mir die verlorne Gemüthsruhe wieder bringen, ich muß in die Einsamkeit, um den Schöpfer für seine Gnade zu danken.

Sie verließ mit fast fliehenden Schritten das Gemach.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Fürst blickte ihr eine Weile nach, schüttelte den Kopf und lächelte am Ende. Er glaubte, Sofien jetzt ganz zu durchschauen. Wir wollen es versuchen seine Gedanken in Worte zu kleiden.

Wer hätte hinter diesem Mädchen so viel Verstand, so viel Berechnung und so eine abgefeimte Cokette gesucht? Sie hätte mir mit ihrer tollen Idee, eine Frau sein zu wollen, bald Besorgnisse eingeflößt, zum Glücke ließ sie die wirkliche Triebkraft bald erkennen. Im Grunde genommen hat sie so unrecht nicht. Ich habe der Mutter wohl ein hübsches Sümmchen gegeben, aber die alte Vettel scheint Alles für sich behalten zu haben. Das Mädchen ist nun um seine Zukunft besorgt. Ist ihr nur eine kleine Jahresrente gesichert,

so wird sie sich am Ende auch mit dem Titel einer Maitresse begnügen, und das in der That sehr angenehme Verhältniß kann länger dauern, als ich selbst anfangs gehofft hatte. Ich will mein Versprechen erfüllen und heute Abend soll sie das Document erhalten.

Nachdem er auf diese Weise mit sich selbst einig war, läutete er dem Kammerdiener, ließ sich ankleiden, nahm das Frühstück an Sofiens Seite ein, hatte sich ihrer liebreichsten Aufmerksamkeit zu erfreuen und verließ dann in seiner Equipage das Haus.

Auch Sofie ließ zu einer Spazierfahrt anspannen. Der Kutscher erhielt die Weisung, außerhalb der Linie zwei Stunden weit zu fahren, und dann wieder umzukehren. Frau Katharina blieb zu Hause, Sofie wollte allein sein.

Trotz der noch kalten Jahreszeit hatte sie befohlen, eine offene Kutsche zu nehmen. Ein warmer Mantel schützte sie vor Frost; die Luft, welche ihr wohl frisch, aber nicht schneidend ins Antlitz wehte, that ihr wohl und kühlte in etwas das heiße Blut. Sie strengte nun ihre Gedanken an, um sich die letzten Scenen mit dem Fürsten vollständig in die Erinnerung zurückzuführen. Sie zergliederte sein Benehmen, wiederholte sich seine Worte. Eines fand sie leicht heraus: was der Fürst für sie fühlte, war nicht Liebe. Dieß überraschte sie wenig, denn auch sie liebte ihn nicht. Sie hatte zwar noch nie geliebt, aber nach Allem, wie sie die Liebe in Büchern geschildert fand, mußte sie erkennen, daß das, was sie für Fridolin empfand, eben so wenig Liebe sei, wi

jenes Gefühl, welches sein Benehmen ihr gegenüber leitete. Sie wußte es zu gut, daß sie dem jungen Manne höchstens eine Neigung eingeflößt hatte, welche sich mit der Zeit zu einem innigeren Gefühle hätte heranbilden können, so war es wenigstens bei ihr der Fall und dasselbe hatte sie auch bei ihm gehofft. Mehr als dieses beunruhigte sie das Gleichniß mit den Sternen und der Rose. Dieses Armuthszeugniß, welches der Fürst seiner Beständigkeit ausstellte, diente ihr zugleich als Leitstern durch die Wüste seines Herzens; er hatte also nur für die Reize ihres Körpers Sinn, waren diese verschwunden oder sattsam genossen, dann warf er sie weg, so wie man die welke Rose wegwirft, ihm war nichts heilig, selbst nicht das Band der Kirche, welches ihn fesselte! — Mehr noch als alle diese Ergebnisse beunruhigte sie die Sorgfalt, mit welcher der Fürst, selbst wenn sie ohne Zeugen waren, Alles vermied und auch vermieden haben wollte, was nur irgend auf ein Ehebündniß hindeuten konnte. Wozu diese übertriebene Vorsicht? Welche Gründe mag er wohl dazu haben? Sollte hinter dem sorgfältigen Verbergen des Geheimnisses irgend ein anderer Grund liegen, als die vorgeschützten Familienverhältnisse?

Diese Fragen, welche sich Sofie stellte, vermochte sie sich nicht zu beantworten, hier reichte ihr Scharfsinn nicht aus; einen so unerhörten Betrug, wie er ihr gespielt worden war, nur zu ahnen, dazu war sie zu unerfahren und zu unverdorben. Das Benehmen Sofiens am Morgen und am Abende vorher war also wohl berechnet und

durch Cokettterie unterstützt, aber es entsprang keineswegs aus jenen verwerflichen Motiven, die ihm Fürst Werdenfeld unterschob; Sofie dachte an etwas ganz anderes als an eine Jahresrente, darum faßte sie Fridolins Antrag so glühend auf; sie erwartete in dem Documente weniger ihre Zukunft, als ihre Ehrenrettung gesichert zu sehen, daher ihr Ausruf: Jetzt habe ich ihn, er selbst liefert mir die Beweise in die Hände!

All ihr Nachdenken lieferte daher am Ende den beruhigenden Schluß, daß noch am heutigen Abende ihr Wunsch befriediget werden sollte und daß sie ungestört das stille Leben genießen wolle, bis zu den Augenblicke, wo es ihr gegönnt sein würde, als Fridolins Gattin in die Oeffentlichkeit zu treten.

Als sie von der Spazierfahrt zurückkehrte, war der Tag schon weit vorgeschritten.

Man ging zur Mittagstafel. Katharina war besorgt, das Fräulein mißlaunig und verdrießlich zu finden, aber sie irrte sich; Sofie war munter wie gewöhnlich, sie besaß Kraft sich zu bezähmen und ein glückliches Temperament, welches sie rasch wieder in die gewohnte Bahn lenkte, wenn eine Widerwärtigkeit sie aus derselben gerissen hatte.

Beide Damen unterhielten sich eben im Gespräche, als unten im Hofe die Stimme des Inspectors ertönte, welcher mit Jemanden einen, wie man merkte, heftigen Wortwechsel führte. Sofie erhob sich rasch vom Tische und trat an's Fenster. Sie gewahrte den Inspector, der eben eine Frau aus dem Hause wies.

Katharina erhielt die Weisung, alsogleich die Frau sammt dem Inspector herauf zu holen.

Als die Beschiedenen eintraten, sagte Sofie: Ich habe bemerkt, Herr Inspector, daß Sie mit dieser Frau einen heftigen Wortwechsel führten, darf ich den Grund erfahren?

Die Frau hatte es sich in den Kopf gesetzt, mit der Herrin des Hauses zu sprechen, und da ich wußte, daß Fräulein beim Speisen seien —

Die Fremde unterbrach ihn: So ertheilten Sie mir die Auskunft, das Fräulein wäre nicht zu Hause.

Herr Wenzel wurde feuerroth.

Pfui! Herr Inspector, eine Lüge! sagte Sofie mit einem strafenden Blicke.

Vergeben, Fräulein, ich merkte es, daß es sich um eine Bettelei handle und wollte Sie nicht belästigen lassen.

Kennen Sie diese Frau?

Nein, ich kenne sie nicht!

Dann konnten Sie auch mit Gewißheit keine solche Bemerkung aufstellen.

Verzeihen, Fräulein, unser Eins kennt das sehr gut, und da bei uns in Prag das Betteln nur am Freitage gestattet ist —

Ach, hören Sie mir mit Ihrem Prag auf; in Zukunft werden alle Arme an Frau Katharina gewiesen, und wer mich besonders zu sprechen wünscht, ist vorzulassen.

Ein Wink entfernte den Inspector, welcher brummend die Treppe hinabging.

Treten Sie näher, liebe Frau, und sprechen Sie.

Gnädiges Fräulein sind so gütig; wenn Sie mir schon zu sprechen erlauben, dann möchte ich auch bitten —

Aus einem Seitenblicke, welchen sie auf Katharina richtete, erkannte Sofie ihren Wunsch und winkte der Gesellschaftsdame sich zu entfernen.

Als sie allein waren, faßte die Fremde Sofiens Hand und drückte sie an ihre Lippen.

Das Fräulein betrachtete sie jetzt aufmerksam. Die Fremde war wohl ärmlich gekleidet, aber keineswegs unreinlich oder unanständig. Sie mochte zu jenen armen Bürgersfrauen gehören, welche unter dem Drucke der Zeiten immer mehr herabkommen, so daß sie anfangs verschämt und später offen den Bettelstab ergreifen. Das bleiche, abgehärmte Antlitz der Fremden sprach lauter als irgend eine Darstellung es vermocht hätte; auf diesem Antlitze hatte der Kummer mit unvertilgbaren Zügen sein: „Veni, vidi, vici!“ eingemeiselt, und wen diese Schrift einmal stämpelt, den braucht man nur zu sehen und man hat auch gehört genug.

Sofie bot der Fremden einen Stuhl, und ließ sich ihr gegenüber nieder.

Was sie erfuhr, war weniger geeignet durch seinen Inhalt, als durch den natürlichen, wahrheitathmenden Vortrag zu fesseln und für sich zu gewinnen.

Die Frau hatte vor einem Jahre ihren Mann verloren, drei Kinder, deren ältestes zehn Jahre zählte, waren seine

Hinterlassenschaft. Ihr Versuch, sich durch Handarbeit fortzufristen, gelang den Sommer hindurch so ziemlich, allein im Winter scheiterte er. Sie sah sich gezwungen, das Wenige, was sie an Wäsche oder Kleidungsstücken hatte, ins Leihamt zu tragen, und dennoch reichte sie nicht aus; da erkrankte auch noch das jüngste ihrer Kinder, und versetzte sie in die verzweifeltste Lage; sie entschloß sich, die Hilfe der Reichen anzusuchen. Die Früchte dieser bitteren Gänge waren so karg, das sie kaum Brod und Holz genug abwarfen, ihr Elend stieg von Tag zu Tag; um dasselbe den höchsten Gipfel erreichen zu lassen, kam die Zeit heran, wo abermals die Miethe bezahlt werden mußte. Einen Vierteljahrs-Betrag schuldete sie dem Hausherrn schon, nun kam noch einer hinzu, man drohte ihr mit Pfändung, die letzte Frist war nahe, was sollte sie thun? Sie versuchte noch einen Gang zu einer ehemaligen Freundin, welche in dieser Gegend wohnte, um sich bei ihr wenn auch keine Hilfe, so doch wenigstens einen Rath zu holen. Sie fand die Person nicht zu Hause und mußte sich auf den Rückweg begeben. Hier fuhr Sofie in der Equipage an ihr vorüber. Die Züge der Dame flößten ihr Zutrauen ein, eine Stimme in ihrem Innern gebot ihr, hier Hilfe zu suchen, der Verzweifelnde klammert sich an jeden Halm, in der Hoffnung sich durch ihn an's rettende Ufer zu schleppen. Von einer unbekannten Macht getrieben, folgte sie dem Wagen so schnell als sie laufen konnte. Zum Glück für sie hatte er bald sein Ziel erreicht, denn bei einer etwas längeren Fahrt hätte sie ihm kaum

folgen können und er wäre ihren Augen entschwunden. Erschöpft ließ sie sich auf einem Steine vor dem Hause nieder; als sie sich erholt hatte, trat sie in den Hof, wo ihr Wortwechsel mit dem Inspector Sofiens Aufmerksamkeit erregte.

Die Fremde hatte ihre Mittheilung geendet.

Ihr unverschuldetes Leiden flößt mir Mitleid ein. Ihr Elend ist so groß, daß Ihnen mit einer kleinen Gabe nicht gedient, viel weniger geholfen sein kann. Ehe ich daher einen Entschluß fasse, müssen Sie so gütig sein, mir einige Fragen zu beantworten, denn bei jetziger Zeit, Sie verzeihen schon meine Offenheit, muß man vorsichtig sein. Wie heißen Sie?

Johanna Winter, mein gnädiges Fräulein.

Was war Ihr Mann?

Er war Tischlermeister und arbeitete in letzterer Zeit für Möbelfabriken.

Wo wohnen Sie?

Hier, mein Fräulein, sind einige Zeugnisse, welche meine Ehrlichkeit am untrüglichsten beweisen.

Sofie nahm die Papiere, durchlas sie aufmerksam und notirte die Adresse der Fremden in ihr Taschenbuch.

Nun sagen Sie mir, wie groß müßte die Summe sein, um Sie in den Stand zu setzen, Ihre Miethe bezahlen und Ihre Effecten aus dem Leihamt holen zu können?

Die Frau nannte einen Betrag.

Sofie reichte ihr das Doppelte.

Frau Winter zerfloß in Thränen. Sie vermochte in ihren Dankesbezeigungen kaum zu Ende zu kommen.

Gehen Sie, liebe Frau, mahnte das Fräulein, ich werde bei Ihnen vielleicht einmal vorfahren, um mich von Ihrer Lage zu überzeugen; bis dahin leben Sie wohl und pflegen Sie sorgfältig Ihre Kinder.

Die Mahnung an ihre Kinder beflügelte ihre Schritte. Sie eilte davon. Auf der Straße angelangt, fiel es ihr ein, nicht einmal den Namen ihrer Wohlthäterin zu wissen. Sie bemerkte einen Herrn, welcher aus einem der unfern gelegenen Häuser trat und eilte auf ihn zu.

Darf ich Sie wohl um den Namen der Dame fragen, welche in dem Hause dort wohnt?

Ihr Name ist mir unbekannt, aber so wie ich gehört habe, ist sie — die Maitresse des Fürsten Werdenfeld!

Frau Winter eilte nun fort und lispelte: Eine Maitresse — des Himmels Segen auf ihr Haupt! — sie hat ein Herz im Busen, das warm für die leidende Menschheit schlägt. Gott sende auch ihr einen rettenden Engel!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Und der Gott, nicht jener in Gold und Silber gebadete Gott; nicht jener Gott, der seine Schützlinge mit Reichthum überschüttet und im Ueberflusse großsäugt; nicht jener Gott, der die Herzen seiner Anbeter zu Diamanten versteinert und in ihren Schädeln statt des Gehirnes Schätze aufspeichert;

nicht jener Gott, der schon diese Erde für seine Auserwählten zu einem Paradiese gestaltet; nicht der Gott der Reichen, dieser Teufel von einem Gotte: nein, jener Gott, der das Elend überwacht; jener Gott, der den Jammer auf die Erde sendet; jener Gott, zu dessen Ohren nur Klagen und Verzweiflung dringen; jener Gott, dessen Propheten hohläugig auf der Erde wandeln und auf ein besseres Jenseits hinweisen; jener Gott der Gnade, der Milde und der Barmherzigkeit; jener dreimal heilige Gott der Gerechtigkeit und der Wiedervergeltung; jener Gott, der in Blitzen sieht und in Donnern spricht; jener Gott der Armen, der Betrogenen, der Mißhandelten, der Gepeinigten und Unterdrückten: dieser Gott war es, welcher das Flehen der armen Frau erhörte, dieser Gott war es, welcher der Getäuschten und Geopferten seine Liebe zukehrte, dieser Gott war es, welcher sprach: Ich will ihr einen Stab senden, auf daß sie nicht ohne Stütze sei auf ihrer ferneren irdischen Wanderung; ich will ihr einen Stab senden, auf daß sie bauen und vertrauen lerne auf die ewige Allmacht; ich will ihr einen Stab senden, an den sie sich klammern kann in den Nöthen des Lebens; doch will ich auch prüfen ihr Herz, ob es nicht vollends schon verderbt und verdorrt, ich will prüfen den Geist, ob er noch einer Erhebung und Läuterung fähig, ich will helfen und retten, denn ich — ich bin der Gott der Reuigen, ich bin der Gott der Aufgerichteten und Bekehrten!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Das unterbrochene Mahl wurde nach der Entfernung der Frau Winter wieder fortgesetzt. Katharina mußte wieder Theil nehmen.

Sofie empfing sie wo möglich noch freundlicher als sonst: Sie sind doch nicht böse, liebe Katharina, daß ich der Bitte der Armen Gehör schenkte und Sie bei der Mittheilung nicht Zeuge sein konnten? Die bemitleidenswertheste Armuth ist die verschämte; diese scheint darin eine Erleichterung zu finden, wenn weniger Zeugen von ihrer Dürftigkeit unterrichtet sind; ich habe ihr geholfen, so viel in meinen Kräften stand, leider bin ich nicht in den Stand gesetzt, allen, die mir nahen, nach Herzenstrieb beistehen zu können.

Fräulein, Sie beklagen sich hier über ein Hinderniß, welches sehr leicht beseitiget werden könnte. Fürst Fridolin ist eben so gut als liebenswürdig, ein Wort von Ihnen —

In solchen Fällen bin ich sehr wortkarg, ich bin keine Freundin von Bitten; übrigens bemerke ich jetzt, wie schon oft, daß Sie zu den eifrigsten Lobrednern des Fürsten gehören. Sie laufen Gefahr, mich eifersüchtig zu machen.

Frau Katharina lächelte und selbst Sofie stimmte mit ein.

Ach, gnädiges Fräulein, ergriff die Gesellschaftsdame nach einigen Augenblicken das Wort, Sie haben in der That beneidenswerthe Einfälle.

Wirklich? Sie gehören zu den Glücklichen, welche

meist den Schein für Wirklichkeit nehmen; ach, meine Einfälle sind oft sehr trübe, sehr düster.

Gnädiges Fräulein dürfen solchen Einfällen keinen Raum gewähren, dann werden sie eben so schnell verschwinden, als sie entstanden sind.

Das Fräulein erhob sich.

Wie viel ist es an der Uhr?

Die vierte Nachmittagsstunde ist bereits vorüber.

Der Himmel ist sehr gütig, denn er läßt mir den heutigen Tag schnell verstreichen.

In diesem Augenblicke wurde Frau Katharina hinausgerufen. Nach einer Weile zurückkehrend, sagte sie: Gnädiges Fräulein, es ist abermals eine unbekannte Frau draußen, welche die Dame des Hauses zu sprechen wünscht.

Lassen Sie die Frau herein? befahl Sofie, und während dieß vollzogen wurde, dachte sie: Sollte Frau Winter noch einige ihrer dürftigen Bekannten an mich gewiesen haben?

Diese Vermuthung wurde nicht bestätiget, denn die Eingetretene war niemand anders als die würdige Feldweblin, Frau Eulalia Riegel.

Die Dame hatte sich nach Kräften herausgeputzt. Eine etwas hohe schwarze Sammt-Haube mit orangegelben Bändern, ein wattirter Ueberrock von großgeblumtem Kattun, darüber ein schafwollenes Umhängtuch mit einer breiten Bordüre und ein Paar kalblederne Stiefletten. Nimmt man hiezu noch ein Paar aschgraue wollene Handschuhe

und einen am Arm hängenden Strickbeutel von einst weißem, jetzt aber sehr schmierigem Hirschleder, so hat man die Toilette dieser muskulösen Figur, welche zur Feier des heutigen besonderen Tages sogar ihren Schnurbart geschoren hatte, da, wie wir zu berichten bereits die Ehre hatten, bei dieser Dame die Gegend unter der Nase sich einer sehr üppigen Haarvegetation zu erfreuete.

Frau Riegel war nicht nur stattlich herausstaffirt, sondern sie konnte auch, vorausgesetzt, daß sie es wollte, sehr galant sein, und heute schien sie in der That einen derlei Entschluß gefaßt zu haben, denn nach einem sehr tiefen Knix ging sie, ohne ein Wort zu sprechen, auf das Fräulein zu und küßte ihr die Hand.

Als Sofie die Feldweblin erkannte, erschrak sie; doch faßte sie sich bald, denn in ihr entstand die Vermuthung, Frau Riegel sei von der Mutter in irgend einem Auftrage abgesendet; so wahrscheinlich dieß auch schien, so bestätigte es sich doch ganz und gar nicht.

Frau Katharina hatte sich bescheidener Weise schon früher entfernt.

Die Feldweblin blickte mißtrauisch um sich und als sie außer dem Fräulein Niemanden bemerkte, lispelte sie: Ich habe sehr Wichtiges mit Ihnen zu sprechen; sind wir hier unbelauscht?

In diesem Hause wird nicht spionirt und nicht gelauscht; doch damit Sie sich ganz sicher fühlen, treten wir in mein Boudoir.

Dort angelangt, sagte Frau Riegel: Sie erlauben schon, meine Gnädige, daß ich mein Tuch ablege.

Machen Sie es sich bequem!

Die Feldweblin zog vorsichtig die Handschuhe aus und steckte sie in den Lederbeutel, dann nahm sie ihr Schnupftuch aus dem Beutel und schob es in eine Seitentasche ihres Ueberrockes, hierauf nahm sie das Umhängtuch und den Lederbeutel und legte Beides sehr behutsam auf einen Stuhl. Nachdem dieß geschehen war, ging sie auf Sofie los und sagte: Jetzt, ich kann dem Drange meines Herzens nicht widerstehen, ich muß Sie in meine Arme schließen.

Das Fräulein lächelte und sagte: Sie haben mich also nicht vergessen?

Ich an Sie vergessen? Heiliger Lazarus! ich habe gewiß öfter an Sie gedacht als Ihre leibliche Mutter.

Wenn die Feldweblin niemals die Wahrheit sprach, dießmal hatte sie es gethan, denn in den letzten Tagen hatte sie sich in ihren Gedanken ausschließlich mit Sofie und Marie Walter beschäftiget.

Kommen Sie vielleicht im Auftrage meiner Mutter? fragte das Fräulein.

Nein, Gott sei es gedankt! ich komme nicht in ihrem Auftrage, sondern im Auftrage meines Herzens, meiner Liebe für Sie, meiner fast mütterlichen Zärtlichkeit.

Nach diesen Worten zog sie das Tuch aus der Ueberrocktasche und that als trockne sie sich die Augen.

Sofie ließ sie ruhig gewähren, sie kannte die lang-

jährige Freundin ihrer Mutter zu gut, um dergleichen Gefühlsäußerungen Glauben zu schenken.

Als Frau Riegel sah, daß von der andern Seite kein Anlaß zur Unterbrechung genommen wurde, steckte sie das Tuch wieder in die Tasche. Sofie nahm jetzt Platz auf dem Sofa und bot ihrem Gaste einen Sitz an ihrer Seite.

Die Feldweblin ließ sich nieder.

Vor Allem, begann sie, erlauben Sie mir die Frage, wie soll ich Sie tituliren?

Was soll diese Frage? entgegnete Sofie erröthend, nennen Sie mich, Fräulein, wie früher.

Fräulein? Sonderbar! Sie selbst wünschen es, daß ich Sie Fräulein titulire. Sofie, Sie versuchen es, mich zu täuschen; das habe ich von Ihnen nicht verdient, nicht von Ihnen, Sie armes, betrogenes Mädchen!

Das Auge des Fräuleins öffnete sich weit, sie erblaßte, sie ergriff das Wort. Der Ton, in dem sie sprach, war ein heftiger, gebieterischer. Frau Riegel, sagte sie, wir haben uns jetzt einige Monate nicht gesehen, ich bin in dieser Zeit um Jahre älter geworden. Ich kenne Sie und weiß, daß Sie nicht gekommen wären, wenn Sie mir nicht etwas Besonderes zu verkünden hätten. Mein Aufenthalt war Ihnen ein Geheimniß und sollte es auch ferner bleiben; der Himmel weiß, auf welche Weise Sie ihn ausgekundschaftet haben. Aus dem Allem ersehe ich, daß Ihnen viel daran liegt, Ihre Mittheilung anzubringen, darum sprechen Sie ohne Umschweife, oder ich höre Sie gar nicht an.

Wenn ich ein boshaftes Weib wäre, versetzte die Feldweblin, so würde ich mich jetzt erheben und Sie verlassen, damit man Sie noch ferner täusche und betrüge; aber ich bin nicht boshaft. Ihr Vater war ein Ehrenmann, Sie selbst habe ich hundertmal auf meinen Armen getragen und auf meinen Knieen geschaukelt, ich kann es nicht mit ansehen, wie man Sie hintergeht, mißbraucht.

Frau Riegel, sprechen Sie; bei Allem, was Ihnen heilig ist, beschwöre ich Sie, sprechen Sie endlich!

Wohlan, ich will reden! Sie erinnern sich eines gewissen Herrn Gustav, mit dem sie Alle einmal im Theater waren und der Ihnen als ein Freund Ihres seligen Vaters vorgestellt wurde?

Ich erinnere mich.

Dieser Herr war nichts weniger als dieß, er war der Kuppler des Fürsten. Sie haben meinen Rath befolgt und sind darauf bestanden, dem Fürsten nur als Gattin angehören zu wollen.

Ich habe diesen Rath um so mehr befolgt, da auch mein Verstand mir ihn gab.

Man schien Ihnen nachzugeben und Sie wurden hier in diesem Hause getraut.

Wie? Sie wissen —

Ich weiß Alles. Der Fürst war unpäßlich, Ihre Mutter und ein fremder Herr waren Zeugen, ein Geistlicher sprach den Segen.

Mein Gott, von wem erfuhren Sie diese Umstände?

Ich weiß noch mehr als dieß; ich weiß sogar, daß diese ganze Vermählungsceremonie nur ein Betrug war, um Sie dem Fürsten preiszugeben!

Diese Worte trafen wie ein Donnerschlag.

Im ersten Augenblicke riß es Sofien von ihrem Platze empor, dann sank sie wieder herab, es zog sie rückwärts an die Lehne des Sofas, wie erschöpft saß sie bewegungslos da.

Im Gemache herschte Leichenstille.

In der Seele des Fräuleins hatte jetzt nur Ein Gedanke Raum: sie war getäuscht, betrogen, hintergangen!

Also wirklich seine Maitresse! lispelte sie, und wie aufgestachelt von diesem Worte, gewann sie Kraft und setzte sich aufrecht, doch der Schmerz erfaßte sie mit solcher Wucht, daß sie auf die Feldweblin stürzte und bitterlich zu weinen begann.

Frau Riegel regte sich nicht, sie empfand Theilnahme für die Unglückliche, obgleich diese Theilnahme einer nichts weniger als lauteren Quelle ihren Ursprung verdankte.

Fassen Sie sich, liebe Sofie, bat sie, fassen Sie sich, denn in einer Lage, wie jetzt die Ihre, ist es nicht gut, den Kummer willenlos über sich schalten und walten zu lassen.

Die Thränen linderten Sofiens Schmerz, ihr Denkungskreis gewann an Umfang, ihre Gedanken an Zusammenhang. In die jüngste Vergangenheit blickend, sah sie jetzt hell; was ihr früher unerklärbar schien, lag jetzt offen vor ihren Blicken; darum also Fridolins ängstliche

Sorgfalt in der Bewahrung des Geheimnisses, daher alle seine Vorkehrungen und seine Vorwände!

Als sie sich in etwas erholt hatte, wandte sie sich zur Feldweblin: Ich zweifle an der Wahrheit dessen nicht, was Sie mir mitgetheilt haben, obwohl ich nicht begreife, von wem Sie Alles erfahren! Waren Sie etwa bei meiner Mutter?

Bei Ihrer Mutter? nein, ich war nicht dort, denn ich erblicke in ihr eine Mitschuldige dieses verbrecherischen Betruges.

Sie glauben —

Ich glaube und bin überzeugt, daß mein Glaube mich nicht täuscht.

Den Besuch der Mutter und das Gespräch mit ihr in Gedanken durcheilend, gestand sich Sofie, daß die Voraussetzung der Feldweblin eine wahre sein könne. Ja, ja, klagte sie, Sie mögen Recht haben, meine Mutter war mit einverstanden in dem schändlichen Complotte, meine leibliche Mutter hat mich betrogen, verkauft.

Frau Riegel, einen neuen Thränenausbruch befürchtend, sagte: Weinen Sie nicht mehr, liebe Sofie, vergessen Sie nicht, daß Ih. Vater Soldat war, Sie müssen den Schmerz überwinden und beweisen, daß Sie eben so muthig als reizend sind. Es ist Vieles verloren, aber noch nicht Alles. Ich habe Ihnen durch die Wahrheit eine Wunde geschlagen, es soll meine Sorge sein, diese Wunde zu heilen. Ich bin gekommen, Ihnen zu rathen, zu helfen. —

Sofie schüttelte den Kopf und sagte: Lassen Sie mich, der Schlag, der mich traf, ist zu unerhört, als daß ich mich so schnell erholen sollte. Ich muß eher meine vollkommene Ueberlegung erlangen, ich muß mit mir selbst zu Rathe gehen, ehe ich einen Entschluß fasse. Lassen Sie mich, ich bitte, lassen Sie mich allein.

Sie wollen also noch ferner hier bleiben?

Ich vermag jetzt noch nicht anzugeben, was ich thun werde.

Oder sind Sie etwa gar gesonnen, in das Haus Ihrer Mutter zurückzukehren?

Wie gesagt, ich weiß es noch nicht.

Gedenken Sie früher mit dem Fürsten zu sprechen?

Ich weiß jetzt noch nichts, gar nichts!

Als die Feldweblin sah, daß sie kein Gehör mehr fand, nahm sie wieder ihr Tuch um, hing sich den Beutel an den Arm und begann sich zu beurlauben.

Sofie blieb wortkarg und entließ sie mit kurzem Gruße.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Als das Fräulein allein war, beeilte sie sich die Thränenspuren von ihren Wangen zu verwischen.

Hierauf befahl sie Katharina ein warmes Bad zu bereiten. Nachdem sie sich auf diese Weise erfrischt und gestärkt hatte, fuhr sie mit ihrer Gesellschaftsdame in die Oper.

Aus dem Theater nach Hause gekommen, fand sie den Fürsten, der ihrer bereits harrte.

Als Sofie ihn erblickte, fuhr es wie ein Messerschnitt

durch ihr Herz; der Athem verging ihr fast, so groß war die Anstrengung, die sie anwenden mußte, um sich aufrecht zu erhalten. Mit einer Kraft, wie man sie einem Weibe kaum zumuthen sollte, zwang sie sich ihre gewöhnliche Laune zu heucheln. Es gelang ihr nicht am besten, denn der Fürst merkte die Unnatur, die in ihrem Benehmen lag, er sah bald das Erzwungene desselben; zum Glücke glaubte er die Ursache dessen in einem Grunde suchen zu müssen, der von der Wahrheit freilich sehr weit abwich. Er wähnte nämlich, Sofie affectire diese Kälte bis zur Uebergabe des Documents; er freute sich daher schon im voraus des günstigen Eindruckes, den der Inhalt der Schrift auf das Fräulein hervorbringen werde.

Liebe Sofie, ich sehe mich gezwungen, unserem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

Doch wohl eine günstige?

Ich hoffe.

Nun lassen Sie hören.

Sie erinnern sich der Angelegenheit, die wir heute Morgens verhandelten?

Heute Morgens? Wirklich, ich entsinne mich nicht mehr. Wovon sprachen wir?

Sie beklagten sich, kein Recht Ihrer Zukunft in Händen zu haben.

That ich es wirklich? rief Sofie, o wie thöricht war ich! Ich versprach, Ihre Zukunft in Ihre Hände zu legen.

Das war sehr gnädig von Euer Durchlaucht.

Fridolin, den Scherz unbeachtet lassend, fuhr fort: Wir kamen überein —

Das heißt, Sie kamen mit sich selbst überein! verbesserte Sofie.

Wie Sie wünschen; ich versprach also, noch heute in Ihre Hände ein Document zu legen.

Und dieß Document?

Eine Schenkungsurkunde — ist hier.

Mit diesen Worten überreichte er dem Fräulein ein zusammengefaltetes Papier.

Sofie, ohne nur eine Miene zu verändern, gab dem Papiere durch Zusammenlegen einen noch kleineren Umfang, steckte es in den Busen und sagte: Es ist in der That merkwürdig, welch ausgezeichnetes Gedächtniß Sie besitzen, und wie sehr Sie gewohnt sind, Ihre Versprechungen zu erfüllen. Ich bin heute sehr überrascht.

Sie erhob sich.

Es thut mir in der Seele weh, sagte sie, daß ich Ihnen heute nicht länger Gesellschaft leisten kann, aber das genommene Bad und die Oper haben mich so ermüdet, daß ich mich nach Ruhe sehne; gute Nacht, träumen Sie von mir, ich werde wahrscheinlich auch von Ihnen träumen.

Sie begab sich in ihr Boudoir und schloß die Thür hinter sich ab.

Der Fürst sprang von seinem Sitze und wollte ihr nach, aber er besann sich eines Andern und murmelte: Pah! man muß dem Trotze Trotz entgegenstellen. Die Cokette kann

es wahrscheinlich nicht erwarten, sich zu überzeugen, wie groß die Summe ist, welche ihr meine Güte zugesichert. Ich will mir keine Blöße geben; am Ende glaubt sie, sie sei mir unentbehrlich, — ich will sie vom Gegentheile überzeugen.

Er klingelte dem Kammerdiener, ließ anspannen und fuhr in wenigen Minuten aus dem Hause.

Sofie befand sich allein; sie hörte den Wagen fortrasseln, sie blieb gleichgiltig, sie hatte nichts Anderes erwartet. Der verhaltene Schmerz war jetzt in seiner ganzen Größe losgebrochen. Ihre Pulse flogen, ihre Wangen färbten sich roth, das Herz hämmerte, eine namenlose Pein durchflutete ihr Inneres. War es die in den Staub getretene Würde, Scham oder Zorn, wer wagte dieß im jetzigen Augenblicke zu unterscheiden? Sie riß das Papier aus dem Busen und entfaltete es.

Der Elende! rief sie, er bestätiget nur, was ich schon durch die Feldweblin weiß; die Urkunde ist am heutigen Tage unter meinem Familiennamen ausgestellt, also schon diese Schrift hätte ihn verrathen; er ist mir in die gelegte Falle gegangen; ohne Helfershelfer ist er eben so dumm als niederträchtig. O Mutter! Mutter! warum hast du mir das gethan! ....

Ihre Aufregung, statt sich zu legen, wuchs immer mehr.

Sofie empfand ein heftiges Unwohlsein und sah sich gezwungen Katharina's Hilfe anzusuchen.

Die Dame versuchte einige sogenannte Hausmittel, als

aber die Unruhe des Fräuleins immer zunahm, sandte sie, ohne erhaltenen Befehl, nach einem Arzte.

Dieser erschien, verordnete Pulver und kühlende Getränke.

Auf Katharina's Bitten entschloß er sich, die Wirkung der Arzneien abzuwarten.

Diese war eine befriedigende.

Der Doctor beobachtete sorgsam die Patientin und da sie sich nach und nach zu erholen begann, richtete er mehrere Fragen an sie, um an den Symptomen die Natur und den Sitz einer etwaigen Krankheit zu erfahren. Die Forschungen des Doctors währten ziemlich lange, und da Katharina außen eben einen angeordneten Thee zubereitete, sagte Sofie: Lieber Doctor, Sie fragen mich so sorgfältig, als ob eine lebensgefährliche Krankheit im Anzuge wäre.

Der Doctor lächelte und sagte: Ihr Unwohlsein, meine Gnädige, wird bald gehoben sein; aber eine Krankheit steht Ihnen bevor, die jedoch erst nach Monaten ausbrechen wird.

Wie? Doctor —

Für jetzt ist also von einer Lebensgefahr keine Rede, jedoch müssen Sie sich sehr in Acht nehmen, gnädige Frau, denn Sie befinden sich — in gesegneten Zuständen!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Welch eine Nacht! Welch ein Morgen!
Jammer auf Schmerz, Qual auf Pein!

Welch ein Sturm! Außen pfeift er durch die Straßen, innen tobt er in dem Herzen; außen rüttelt er an Thür und Fenster, innen macht er Nerv und Puls erzittern.

Welch ein Sturm! Außen fegt er eiskalte Flocken durch die Lüfte, innen jagt er glühend heiße Thränen in die Augen.

Stürme von außen, Sturm im Innern, so ist's recht; Stürme zu ertragen, dazu wird der Mensch geschaffen. Im Sturm der Leidenschaft wird er erzeugt, in einem Sturm von Schmerzen wird er geboren, unter Stürmen muß er leben und sterben.

Welch ein fürchterlicher Wintermorgen!

In den Straßen ist es nachtschwarz, die Wolken jagen tief unter dem Himmel, Schnee und Eis fallen zur Erde; wer kann, der rettet sich unter ein schützendes Obdach.

Haben die Elemente sich empört? O ihr vierfältigen Urwesen, ihr gebt dem Menschen mit der Empörung ein schlimmes Beispiel; habt Acht, auf daß sie euren Fußtapfen nicht folgen!

In dem Privathause des Fürsten Fridolin von Werdenfeld scheint man noch von der Aufregung der verflossenen Nacht auszuruhen. Alles ist hier noch still und ruhig, nur in dem Gemache des Fräuleins vernimmt man seit fast einer Stunde Geräusch.

Jetzt öffnet sich die Thür und Sofie tritt heraus.

Sie ist ganz einfach gekleidet, ein Mantel, ein Hut mit einem Schleier, das ist Alles.

Unter dem Arme trägt sie verborgen ein kleines Päckchen.

Sie schreitet durch die stillen Gemächer die Treppe hinab über den Hof.

Einige Diener bemerken sie wohl, doch wagt es Niemand, sie anzusprechen. Zu spät wird Frau Katharina von diesem ungewöhnlichen Ausgange berichtet.

Noch einige Minuten, und das Fräulein ist in den nächsten Straßen verschwunden.

Es ward Mittag, es ward Abend, der nächste Morgen rückte an — Sofie kehrte nicht wieder.

Sechstes Kapitel.

Frau Berlau schwamm in einem Meere von Freude und Behaglichkeit. Alles ging bei ihr nach Wunsch, sie schätzte sich sehr glücklich. Seit dem Augenblicke, als sie Elise nachgiebiger fand, blieb ihr nichts mehr zu wünschen übrig.

In ihrem Hauswesen bemerkte man, mit Ausnahme der tauben Magd, trotz des erhaltenen fürstlichen Goldes wenig Veränderung, desto mehr hielt sie aber auf Putz, Schneider und Marchande de Modes gingen fast täglich aus und ein. Auch Elise wurde von der Mutter bedacht, sie erhielt herrliche Kleider, Hüte und Shawls, sie sollte nicht mehr für

Fremde arbeiten, kurz sie wurde wie ein Fräulein aus reichem Hause gehalten. Ob die Freigebigkeit der Frau Berlau in der Liebe zu ihrem Kinde oder in anderen leicht erklärlichen Motiven ihren Grund fand, wird Jeder leicht ermessen, der ihr Benehmen ihrer Tochter gegenüber beurtheilt. Elise war klug genug, von den ihr angebotenen Kleidern so wie von dem Müßiggange wenig Gebrauch zu machen und änderte ihre frühere Lebensweise nicht. Es fiel ihr freilich auf, daß die Mutter jetzt über so hübsche Geldsümmchen zu verfügen hatte, da sie jedoch wußte, daß Frau Berlau eine sehr fleißige Lotteriespielerin war, so gerieth sie auf den natürlichen Gedanken, daß sie eine Terne gemacht haben müsse, worüber sie das tiefste Stillschweigen beobachte; diese Vermuthung wurde dadurch bestärkt, daß Frau Berlau jetzt ungewöhnlich hoch spielte und zwar so fleißig, daß sie nicht nur die Linzer und Wiener, sondern auch mehrere Provinzial-Ziehungen mit ihren Einsätzen beglückte.

Wie gesagt, bildete Elisens Nachgiebigkeit den Schlußstein des Berlau'schen Glückes, denn nun konnte sie auch diesen Zweig mit Sorgfalt pflegen, um die gehörigen Früchte zu ernten.

Herr Beatus Hohlkopf wurde sogleich von dem ihm bevorstehenden Glücke in Kenntniß gesetzt, und an einem schönen Vormittage genoß man im Bureau des Herrn Hofrathes das namenlose Vergnügen, ihn sogar gegen eilf Uhr noch nicht kommen zu sehen, und als es nun gar zwölf schlug und der Gefürchtete noch nicht kam, da schüttelten die Sub-

alternen den Kopf, da blickte der Praktikant verstohlen über die Papierunterlage hinweg, da spitzte der Kanzleidiener Jonathan Schwelle seine Ohren und ließ die Othello-Augen wie Feuerräder umherfahren, und als der Hofrath endlich gegen ein Uhr erschien, da athmeten sie Alle tief auf und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Aber der Chef, heiter gelaunt, summte einige Töne vor sich hin, warf sich in den Lehnstuhl und ruhte aus.

In der That hatte sich Herr Hohlkopf heute auch schon ungewöhnlich angestrengt. Er war nach zehn Uhr bei Berlau's eingetroffen, hatte dort eine lange Unterredung mit der Mutter und eine etwas kürzere mit der Tochter. Statt sich zu entfernen, sprach er nun wieder eine Weile mit der Mutter, worauf er forttrippelte. Da unweit von dem Hause ein Fiaker seiner harrte, so stieg er in denselben, ließ ihn jedoch noch halten, denn bald darauf kam auch Frau Berlau daher, stieg zu ihm ein und nun erst rasselte es über das Pflaster. Wir finden das edle Paar wieder auf der Mölkerbastei. Herr Beatus spazierte auf und nieder, als ob er frische Luft schöpfte, indessen ging Frau Berlau in ein Haus, an dessen Thür mit großen Lettern zu lesen war: „Hier kann eine nette, vollkommen möblirte Wohnung stündlich bezogen werden.“

Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte die Dame zurück, verlor sich hinab in die Stadt und der Hofrath folgte ihr.

Das ist eine herrliche ebenerdige Wohnung, berichtete

die Dame, sehr niedlich möblirt, rechts vom Hauseingange befinden sich hintereinander zwei Gemächer, das Eine auf die Bastei hinaus, hat vier Fenster, zwei in der Fronte, zwei in der Seite, das Andere hat zwei in der Seite; links vom Hauseingange befindet sich ein Zimmer für die Dienstleute, die Küche und die Kammer. Die Miethe ist sehr billig, ich habe also gleich eine Darangabe hinterlassen mit dem Bemerken, daß die Partei morgen schon das Quartier beziehen werde.

In wessen Namen haben Sie das Quartier gemiethet?

Im Namen meiner Tochter.

Das war klug.

Ich werde mir's angelegen sein lassen, daß Elise morgen noch herüberzieht, denn morgen ist Sonnabend, und das ist immer ein glücklicher Tag. Was die Person betrifft, welche wir zur Bedienung —

Da lassen Sie nur mich sorgen, unterbrach sie der Hofrath, ich werde schon eine ehrbare Frau finden und sie morgen in dem Hause eintreffen machen.

Nach dem freundschaftlichsten Uebereinkommen schied man von einander und Herr Beatus fuhr jetzt in sein Amt.

Nach all diesen Anstrengungen darf es uns nicht wundern, wenn der rüstige Fünfundfünfziger körperlich ausruhte.

Wir sagen körperlich, denn geistig war Herr Beatus sehr beschäftiget, er sann nämlich nach einer ehrbaren Frau, auf welche er vollkommen bauen und welcher er die Aufsicht über Elise anvertrauen konnte. Eine solche ehrbare Person zu

finden, war nun keine leichte Aufgabe, denn nebst den erwähnten Eigenschaften mußte sie vor Allem verschwiegen sein, und man weiß, wie selten diese Tugend bei ehrbaren Frauen, das heißt bei Frauen die schon in Jahren vorgeschritten waren, das verstand nämlich Herr Beatus darunter, zu finden ist.

Herr Hohlkopf durchflog alle Frauen, die er auf die mannigfaltigste Weise in seiner Liebespraxis kennen gelernt hatte, in Gedanken; aber bei jeder ergab sich ein Anstand, bei der Einen hatte er dieß, von der Anderen jenes zu fürchten, so daß er nach einem fast halbstündigen Nachdenken zu keinem Resultate gekommen war. Fast bereuete er es, sich dieser wohl wichtigen, aber jedenfalls lästigen Commission unterzogen zu haben, als ihm plötzlich ein Gedanke aufstieß, den er immer weiter verfolgte und der endlich auch zu einem Entschlusse führte.

Er schellte dem Kanzleidiener.

Jonathan Schwelle trat ein.

Der Chef winkte ihm näher zu treten.

Schwelle, begann er, wie viele Jahre kennen wir uns bereits?

Zwanzig Jahre, Euer Gnaden Herr Hofrath.

Man hat wohl immer sehr gerne unter mir gedient?

O gewiß, sehr gerne.

Auch ich war sehr zufrieden, denn ich liebe es bei meinen Untergebenen besonders, wenn sie verläßlich und verschwiegen sind.

Eine Pause trat ein. Jonathans Herz klopfte gewaltig, er zitterte vor dem, was da kommen sollte.

Nach einigen Secunden begann der Chef wieder: Man ist verheirathet?

Ja!

Schon lange?

Schon sehr lange! seufzte Schwelle.

Hat man Kinder?

Nein!

Kann man sich auf seine Frau verlassen?

Ueber Schwelle war es wie Todesangst gekommen.

Euer Gnaden, stotterte er, meine Cäcilia ist eine brave Frau, man muß nur die Zügel der Hausregierung immer hübsch straff angezogen halten.

Sie hat also Respect?

O, ungeheuer!

Sie gehorcht?

Auf den Wink.

Ist sie auch verschwiegen?

Wenn es sein muß, und ich es ihr befehle —

Der Hofrath war mit dem Ergebnisse bisher zufrieden; er begann nun von neuem: Würde sich die Frau wohl entschließen, versteht sich gegen eine entsprechende Remuneration, bei einer jungen Person die Aufsicht zu übernehmen?

Die Othello-Augen des Kanzleidieners wurden zusehends größer. Bei einer jungen Person? stotterte er, vielleicht bei einem Studirenden?

Warum nicht gar, diese Person ist ein Mädchen!

Ein Stein fiel Jonathan vom Herzen; er begann endlich zu ahnen, um was es dem Herrn Chef eigentlich zu thun sei. Da Herr Schwelle, obgleich nur Kanzleidiener, doch auch einer kleinen Ueberlegung und Berechnung fähig war, so erwiederte er: Ich zweifle gar nicht, daß meine Cäcilia eine solche Stelle annimmt, vorausgesetzt, wenn Euer Gnaden es wünschen.

Ich wünsche es, und hoffe vor Allem, daß ich mich auf die Frau verlassen kann; man hat mich wohlverstanden? sie muß in jeder Beziehung verläßlich sein.

Schwelle nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Der Hofrath schrieb die Adresse von Elisens Wohnung auf ein Stück Papier, und sagte: Wenn die Frau sich herbeiläßt, den Posten anzunehmen, dann erst gibt man ihr die Adresse. Morgen Vormittag möge sie sich dort einfinden. Ich hoffe, man wird seiner Frau Gehorsam und die strengste Verschwiegenheit anempfehlen.

So waren das Gespräch und die Bureaustunden zu Ende.

Schwelle freute sich des in Aussicht stehenden Verdienstes, besonders aber des gewissermaßen vertrauteren Verhältnisses, in welches er jetzt zu dem Hofrathe trat; dieser war wieder froh, eine Frau gefunden zu haben, die durch ihren Mann ganz von ihm abhing, deren Ergebenheit er deßhalb um so mehr versichert sein konnte.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Jonathan Schwelle trat mit einer Amtsmiene in seine Wohnung.

Cäcilia, welche dieß sogleich erkannte, schüttelte den Kopf und dachte: Was muß denn heute schon wieder vorgefallen sein, er hat gewiß wieder eine Nase bekommen!

Als sie ihrem Gatten das Mittagsmahl auftischte und Miene machte das Zimmer zu verlassen, denn Frau Cäcilia hatte sich in Folge der eingetretenen Spannung, wie sie sagte, wirklich in Tisch und Bett von ihrem Gatten getrennt, da erhob sich Schwelle und sagte: Du wirst heute beim Tische hier essen!

Der Befehl wurde vollzogen, denn die glückliche Besitzerin des Traumbuches von Anno 1231 wußte es zu gut, daß man während eines Sturmes den Sand nicht aufrühren darf, weil er einem sonst noch mehr in Nase und Augen fliegt.

Das Mahl wurde stillschweigend eingenommen.

Nachdem es zu Ende war, sagte Schwelle: Cäcilia, sei so gut und schließe die Thür, damit wir ungestört bleiben.

Die Wirkung, welche diese Worte auf die Kanzleidienerin hervorbrachte, war eine doppelte. Unten klopfte ihr Herz vor Angst, und oben wurden ihre Wangen roth vor Freude.

Nachdem auch dieß geschehen war, fuhr Schwelle fort: Jetzt nimm dir einen Stuhl und setze dich an meine Seite.

Da in diesem Befehle keine Veranlassung zur ferneren Freude lag, so verschwand die Röthe von den Wangen und das Herz klopfte jetzt heftiger als früher.

So, fuhr Jonathan fort, jetzt wollen wir mit einander sprechen. Cäcilia, sage mir, bin ich noch dein Mann?

Diese Frage überraschte sie. Ob du noch mein Mann bist? lispelte sie verlegen, zweifelst du etwa daran?

Ganz und gar nicht; aber wenn du vielleicht daran gezweifelt hättest, so würde ich mir die Mühe genommen haben, dir es zu beweisen.

Diese Worte wurden von einer unverkennbaren Geberde begleitet.

Die Namenscollegin der katholischen Musikpatronin erzitterte, denn sie wußte es, daß der Schreckliche keinen Scherz treibe.

Da ich also noch dein Mann bin, so versteht es sich von selbst, daß du mir auch gehorchen mußt.

Da die Frau hierauf nichts erwiederte, so fuhr Schwelle zornig auf und rief: Antworte, ich frage dich: versteht sich das von selbst oder nicht?

Ja, lispelte Cäcilia kleinlaut, es versteht sich von selbst.

Hierauf begann sie zu weinen.

Frau, weine nicht, denn du weißt, deine Thränen rühren mich nicht; wenn man die Blume zu oft und zu viel begießt, so faulen die Wurzeln; der Regen nützt nur dann, wenn er zur rechten Zeit kommt, du aber weinst jetzt zur unrechten Zeit, denn jetzt heißt es handeln und thätig sein.

Heiliger Lazarus! jammerte sie, was werde ich hören müssen!

Nur Gutes! entgegnete Schwelle.

Cäcilia erholte sich; diese Antwort richtete sie wieder auf. Jonathan, klagte sie, um wieder auf den Weg des Friedens einzulenken, du weißt es ja, daß ich immer eine brave Frau war.

Ja, immer! Einige Fälle ausgenommen.

Ich habe dich immer recht lieb gehabt.

Ja, einige Zwischenpausen abgerechnet.

Ich habe dich noch recht lieb.

Das zu beweisen, ist jetzt der Augenblick gekommen.

Als die Gattin ihn fragend anblickte, fuhr er fort: Kennst du meinen Hofrath?

Ja, denn ich habe ihn einige Male gesehen.

Der Hofrath hat mich nun angegangen, oder richtiger, er hat mir aufgetragen, dir in seinem Namen eine Stelle anzubieten, eine recht einträgliche Stelle.

Cäcilia horchte mit beiden Ohren.

Eine Stelle? fragte sie, doch nicht beim Herrn Hofrathe?

Nein, sondern bei einer jungen Person, bei einem Fräulein, über welches du die Aufsicht führen wirst, kurz und gut, du wirst dort so wie eine Mutter das Haus regieren.

Frau Cäcilia dachte eine Weile nach. Als eine kluge Frau ging sie in ihrer Beurtheilung des Antrags gar nicht irre; sie fand das Angenehme so wie das Gefährliche der ihr zugedachten Stellung gleich heraus.

Lieber Jonathan, sagte sie, du weißt, ich war dir immer gehorsam, und habe weder Hände noch Füße geschont, wenn es etwas zu verdienen gab, ich werde auch dieses Mal

das Meinige thun; aber du darfst nicht vergessen, daß es nicht gut ist, mit großen Herren Kirschen aus Einer Schüssel zu essen.

Ich esse mit dem Herrn Hofrathe schon viele Jahre Kirschen, und bin noch immer gut darausgekommen, man muß nur so klug sein, und sich sein Theil extra auf einen Teller geben. Wer verläßlich und verschwiegen ist, kommt überall gut durch.

Verläßlich, ja, das bin ich gewiß, der Herr Hofrath und das Fräulein sollen mit mir vollkommen zufrieden sein; was aber die Verschwiegenheit anbelangt, so wirst du es wissen, lieber Jonathan, daß es für eine schwache Frau sehr schwer ist —

Den Mund zu halten, ja, das weiß ich; aber ich weiß auch, daß du, wenn ich es befehle, verschwiegen wie das Grab sein wirst. Wir sind also im Reinen?

Ja, sagte die Gattin, wir sind im Reinen; doch halt! da fällt mir noch etwas ein. Wenn ich die Stelle übernehme, so muß ich wohl beim Fräulein wohnen?

Ohne Zweifel.

Tag und Nacht?

Freilich.

Und was wirst du während dieser Zeit machen?

Ich? ich bleibe hier.

Allein?

Wir haben ja einen Zimmerherrn.

Das ist wohl wahr, allein der wohnt drüben.

Du hast recht; es wäre schade, wenn das geräumige Zimmer unbenützt bliebe, ich will also auch hieher eine Afterpartei nehmen.

Ja, aber auch einen Zimmerherrn!

Das versteht sich von selbst.

Als die vorsichtige Frau auch über diesen Punct beruhigt war, sagte sie: Jetzt, lieber Schwelle, sind wir ganz einig.

Noch nicht, meinte der Kanzleidiener, ich muß noch einen Punct berühren. Cäcilia, ich habe den Herrn Hofrath versichert, daß er in dir eine ehrbare Frau finden wird, ich hoffe, du wirst mich nicht zum Lügner machen; führe dich brav auf, ich werde dich oft und unversehens besuchen; wehe dir, wenn ich Verdacht schöpfe. Jetzt erst sind wir in Ordnung.

Frau Cäcilia machte sich nun rasch an die Arbeit. Sie schleppte vom Boden herab einen Koffer, bepackte ihn mit Wäsche und Kleidungsstücken, hiezu kamen einige Schachteln, die ebenfalls mit verschiedenen Kleinigkeiten vollgepfropft wurden; da auch diese nicht ausreichten, so wurden auch noch einige Bündel zusammengeschnürt, und da dieß Alles in einer Ecke des Zimmers zusammengeschlichtet war, konnte jeder Eintretende mit Recht auf eine Abreise schließen.

An demselben Nachmittage erhielt Emil Werner folgenden Brief:

Mein theurer Emil!

Ihr letzter Brief hat mir Freude, jedoch auch Kummer verursacht. Ihre Sorgfalt um mein Wohl hat mich herzlich gerührt. Aus Ihrer Thätigkeit erkenne ich, wie sehr

Sie mich lieben und keine Mühe scheuen, für mein Bestes zu wirken; der Herr und die Dame, welchen Sie sich befreundet und für uns gewonnen haben, werden uns wohl sehr nützen, denn die Gefahr, in der ich schwebe, ist keine geringe; doch so Gott will, werde ich den Kampf siegreich bestehen, und der Himmel, der so gerecht und barmherzig ist, wird es nicht zugeben, daß ein armes Mädchen der Versuchung böser Menschen unterliege. — Was mich in Ihrem Briefe traurig stimmte, war das Benehmen, welches Sie mir dem alten Hofrathe gegenüber vorschreiben. Ich habe niemals gelogen, niemals geheuchelt, und nun wünschen Sie es. Leider erkannte ich die Nothwendigkeit, und wollte ich meine Lage nicht verschlimmern, so mußte ich mich fügen; ich habe meine Rolle sehr schülerhaft gespielt, der alte Herr muß sehr vernarrt sein, daß er meine ausweichenden Antworten nicht bemerkte. Nachdem ich die letzten Tage her, wie Sie mir riethen, der Mutter keinen Widerstand leistete, erschien heute Vormittag der Hofrath. Seine Zwiesprache mit der Mutter währte hübsch lange; meine Unterredung mit ihm suchte ich so viel als möglich abzukürzen. Wie oft ich verlegen wurde und erröthete, vermag ich nicht anzugeben, bekennen muß ich jedoch, daß sich der alte Herr heute sehr zurückhaltend und ehrerbietig betrug, und mir keinen Anlaß zum Unwillen gab. Als ich mit meinen Wünschen herausrückte, wurde er sichtlich erfreut und willigte ohne Rückhalt ein. So eben hat er uns verlassen. Die Mutter folgt ihm nach; ich vermuthe, sie geht

die bezeichnete Wohnung auf der Mölkerbastei zu miethen. Wenn nur keine Irrung vor sich geht.

Die „Mathilde" von Sue habe ich gelesen, jetzt bin ich über die »Geheimnisse« her. Die Bücher erhalten viel Schädliches, allein es ist gut, wenn man sie liest, man muß nur klug und brav genug sein, jene Erfahrungen daraus zu schöpfen, die uns zur Stütze dienen können. Jetzt, lieber Emil, leben Sie recht wohl und lieben Sie mich so wahr und innig wie bisher.

Ihre Elise.

Nachschrift. Bevor ich den Brief absendete, kam die Mutter zurück. Die Wohnung ist gemiethet. Morgen Nachmittag werde ich sie beziehen. Die Dienerin wird der Hofrath besorgen.

Gott schütze

Ihre Elise.

Emil war froh, daß die Uebersiedlung so rasch geschah, denn er wußte die Geliebte in der neuen Wohnung sicherer, als bei ihrer Mutter.

Da der Abend heranrückte, so wollte er noch auf ein Stündchen Rudolf besuchen, der sich bereits so weit erholt hatte, daß Emil es nicht mehr nöthig hatte, die Nächte bei ihm zuzubringen.

Auf dem Gange angekommen, bemerkte er die Geschäftigkeit seiner Zimmerfrau.

Sie wirthschaften ja heute gewaltig herum!

Ja, lieber Herr Werner, das geht nicht anders, wenn

man allein ist. Seitdem ich ohne Magd bin, muß ich Alles selbst besorgen.

Jonathan trat jetzt aus der Küche. Er hatte seine Frau mit dem Zimmerherrn kaum sprechen gehört, so fiel es ihm auch schon ein, daß er, um allen Verlegenheiten vorzubeugen, ins Mittel treten müsse. Er sagte daher: Wissen Sie schon, Herr Emil, daß meine Frau morgen Früh abreist?

Abreisen? wohin denn?

Sie geht in Familienangelegenheiten auf einige Zeit in meine Heimat nach Mähren.

Ja! ja! kicherte Frau Cäcilia, ich reise in Familienangelegenheiten.

Und warum erfahre ich dieß so spät?

Die Nachricht ist so unversehens gekommen —

Ja, sehr unversehens, schmunzelte die Dame, wie überhaupt dergleichen Angelegenheiten immer unversehens hereinbrechen.

Der junge Techniker, dem diese plötzliche Abreise um so mehr auffiel, da die redselige Zimmerfrau niemals von einer Familie ihres Gatten in Mähren Erwähnung gemacht hatte, that, als glaube er die Angabe und entfernte sich. — —

Am anderen Morgen erschien ein Mann mit einem Schiebkarren, auf welchen der Koffer und die Päcke der Frau Schwelle geladen wurden.

Jonathan und seine Gattin verließen das Haus.

Der Mann mit dem Karren fuhr hinten nach.

In einer noch größeren Entfernung folgte Emil.

Der junge Mann erstaunte nicht wenig, als er seine Zimmerfrau in das geschilderte Haus auf der Mölkerbastei treten und ihr Gepäck in die bewußte Wohnung tragen sah.

Er eilte nach Hause und schrieb flüchtig einige Zeilen an Elise, welche er an Marie Walter zur alsogleichen Uebergabe an ihre Freundin durch einen Boten absandte.

Diese Zeilen lauteten:

Theuerste Elise!

Die Frau, welche Ihnen vom Hofrathe zur Bedienung beigesellt wird, ist die Gattin des Kanzleidieners Schwelle und meine Zimmerfrau. Wie dieß kam, weiß ich jetzt noch nicht. — Die Frau ist in das Geheimniß nicht eingeweiht, denn wir getrauten ihrer Plauderhaftigkeit nicht. Uebrigens ist sie eine gute Frau, die eine leidenschaftliche Lotteriespielerin ist.

Seien Sie vorsichtig, vertrauen Sie auf den Himmel und bewahren Sie Ihre Ruhe!

Ihr Emil.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Wohnung auf der Mölkerbastei war so eingerichtet, daß man nur eintreten durfte, und man war vollkommen zu Hause.

Hier fehlte zu einem vollkommenen Haushalte gar nichts. Vom ersten Gemache angefangen bis zum Kämmerchen hinab war Alles eingerichtet und Alles vorhanden, was man nur irgend in einem soliden Haushalte bedürfen mochte.

Die beiden Frauen hatten es nur nothwendig, die mitgebrachten Effecten in die leerstehenden Kästen, Chiffoniers und Schränke zu geben und zu schlichten, und Alles war in der Ordnung.

Elise hatte diese Wohnung nicht ohne Herzklopfen betreten, und ihr erstes Zusammentreffen mit ihrer neuen Haushofmeisterin war nicht ohne Kälte; aber die Redseligkeit und Zuthulichkeit unserer Dame, die Geschäftigkeit, mit welcher sie dem Fräulein beim Ordnen an die Hand ging, machte Elise bald etwas vertraulicher, und als man die Arbeit beendet hatte, sagte sie: Liebe Frau Schwelle, kommen Sie, wir wollen jetzt außen ein wenig nachsehen, wie es mit unserem Haushalte beschaffen ist.

Die beiden Gemächer, welche Elise bewohnte, fanden den beiderseitigen Beifall. Sie waren neu und mit Geschmack möblirt; die beiden Betten im zweiten Gemache waren das Zarteste, was man sich nur denken konnte.

Ach, du heiliger Lazarus! rief Frau Schwelle, was ist das für herrliches Bettzeug. Da, sehen Sie einmal her, gnädiges Fräulein, die Kissen mit weißem Atlas belegt, mit feinen Linnen überzogen und mit herrlichen Spitzen besetzt, Ach! diese Betten müssen aus einem gräflichen Hause stammen, und da, ach Himmel! dieser Chiffonier — voll mit der prächtigsten Hauswäsche, und die vielen Spiegel, ein, zwei, drei — bei meiner armen Seele! das ist unerhört! welch ein Ueberfluß, in diesen Gemächern befinden sich nicht weniger als sieben Spiegel, und wie curios sie hängen und an

welchen ungewöhnlichen Plätzen. Geben Sie Acht, gnädiges Fräulein, daß Sie nicht fallen, auf diesen gewichsten Böden gleitet man so leicht aus. Der orangengelbe Seidenüberzug bei dem Divan und den Sesseln gefällt mir besonders, weil er mit den ausgemalten Wänden so gut harmonirt — und das nette Porzellanservice, und das hübsche Silbergeräthe, wie gesagt, Alles prachtvoll, herrlich!

Man begab sich in den andern Theil der Wohnung.

Ah! fuhr die Kanzleidienerin fort, auch mein Zimmer ist bequem und hübsch; sehen Sie, gnädiges Fräulein, die Aussicht geht eben so auf die Bastei, wie in Ihrem vorderen Gemache; die Einrichtung ist nett und Alles vorhanden, was ich brauche; aus dem Zimmer kommen wir durch die Glasthüre in ein Kämmerchen, da werden Sie nicht wenig staunen über den Vorrath, der hier anzutreffen ist. Kaffee, Zucker, Eingesottenes, Senft, Gewürze, Salz, Mehl, Schmalz, Fette und weiß der heilige Lazarus was Alles noch! und dann daneben die Küche mit dem herrlichen Sparherde und der vortrefflichsten Kücheneinrichtung, wir sind versorgt wie die Götter.

Es war bemerkenswerth, daß weder Frau Cäcilia, noch Elise von dem Vorgefundenen befremdet wurden; Erstere war natürlich der Meinung, daß der Herr Hofrath so fürsorglich gewesen sei, und Letztere war der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß dieß Alles von ihren beiden Beschützern herrühre, denn sie wußte es zu gut, daß die möblirte Wohnung erst am Morgen gemiethet worden war,

und daß man in so kurzes Frist keine solche Anordnungen treffen könne.

Dieser Beweis, wie sehr ihre Beschützer für sie besorgt waren, trug nicht wenig dazu bei, das Fäulein immer mehr zu beruhigen, und wenn sie erwog, wie ruhig und ungestört vor der mütterlichen Zudringlichkeit sie hier leben konnte, wie sie täglich an Emil schreiben, ohne Unterlaß an ihn denken und sich mit ihm, wenn auch nur in Gedanken, unterhalten konnte, so mußte sie sich gestehen, daß sie mit ihrer Lage vollkommen zufrieden sein konnte. Was den Hofrath anbelangte, so fürchtete sie jetzt seine Bewerbungen viel weniger, als im mütterlichen Hause, denn dort hatte er in ihrer Mutter die thätigste Verbündete, hier stand sie unter dem Schutze zweier für ihre Verhältnisse sehr einflußreichen Personen.

Der erste Abend verfloß ihr also sehr angenehm; Cäcilia mußte ihn in ihrer Gesellschaft zubringen und erhielt schon früher den Befehl, drüben zu schließen.

Sie werden, liebe Frau Schwelle, in meinem Gemache schlafen; ich bin gesonnen, schon morgen eine Magd ins Haus zu nehmen, denn Sie will ich immer um meine Person haben.

Cäcilia war hiermit natürlich ganz einverstanden und plauderte den Abend sehr viel, besonders aber von ihrem Jonathan, und von ihrem Zimmerherrn, was dem Fräulein natürlich sehr warmes Interesse einflößte; doch hütete Elise sich zu verrathen, denn Cäcilia hatte ihr schon

mitgetheilt, daß sein Herz nicht mehr frei sei, und erzählte nun eine lange Geschichte von Rudolfs Krankheit, von einem Briefe, den ein Fräulein Marie von einem Fräulein, welches auch Elise heiße, an Herrn Emil gebracht habe; auch konnte sie nicht umhin, das Fräulein, bevor es einschlief, sehr inständig zu bitten, sich ja den Traum zu merken, der ihr heute Nacht erscheinen würde; denn wenn man zum ersten Male in einem Quartiere schläft, so ist der Traum von besonderer Wichtigkeit, und wenn man ihn deutet und die betreffenden Nummern in die Lotterie setzt, so kommen sie immer heraus.

Als sie daher am anderen Morgen erwachte und das Fräulein schon munter fand, war ihre erste Frage: Gnädiges Fräulein, was haben Sie geträumt?

Gar nichts! Ich habe so gut geschlafen, daß es mir gar nicht einfiel, zu träumen.

Heiliger Lazarus! welch eine sonderbare Uebereinstimmung: auch mir träumte nichts.

Das ist ein Zeichen, daß wir auch nicht in die Lotterie setzen sollen!

Da irren Sie sich sehr, gnädiges Fräulein; wenn Einem gar nichts träumt, dann muß man die Nummern eins, zwei, drei setzen, das sind die Kaisernummern, welche der Kaiser jahraus und jahrein fortspielt. *) Wir setzen selbander, liebes Fräulein, jede die Hälfte, nur einige Kreuzer.

*) Dieser Glaube ist in der That unter den Lotterieschwestern verbreitet.

Elise schüttelte den Kopf und sagte: Ich spiele nie, am allerwenigsten um Geld; wir wollen uns jetzt lieber um den Kaffee bekümmern, denn daß Sie es nur wissen, Frau Schwelle, ich trinke gerne Kaffee.

Ganz so wie ich. Also Geduld, Fräulein, bleiben Sie noch zwanzig Minuten im Bette, und die Zimmer werden warm und der Kaffee bereit sein.

Frau Cäcilia war in der That risch rasch und flink, ihr Wort ward pünctlich erfüllt.

Als das Fräulein ihre Toilette machte, fand sie in der Lade des Toilettespiegels ein gesiegeltes Päckchen mit der Aufschrift: „Zu Handen des Fräuleins Elise Berlau." Sie öffnete dasselbe und war nicht wenig erstaunt, in demselben ein Päckchen Bankscheine zu finden; ein Zettelchen darneben enthielt die Worte: „Für den täglichen Bedarf auf drei Monate. Adolfine und Richard."

Ihrem Entschlusse gemäß befahl Elise der Frau Schwelle, durch den Hausmeister, der rückwäts wohnte, eine Magd besorgen zu lassen. Die Lebensweise in dem Hause war einfach, still und wurde in den ersten Paar Tagen durch nichts gestört.

Wir wenden uns jetzt dem Herrn Hofrathe Beatus Hohlkopf zu. Vor Allem müssen wir seinen feinen Instinct bewundern, welcher ihn zurückhielt, das Fräulein schon in den ersten Tagen mit seinen Besuchen zu beehren; er wollte früher abwarten, bis sich Elise in ihre neue Lage hineingelebt hatte, und hoffte dann um so willkommener zu

sein. Seine Berechnung war klug, besonders aber wenn man erwägt, daß er auch seiner Gattin gegenüber Rücksichten zu nehmen hatte und über seine Zeit, ohne auffallend zu werden, nicht mit Willkür verfügen konnte. Während dieser Zeit bediente er sich des Kanzleidieners, und die Sendungen Schwelle's waren rein diplomatischer, das heißt zweideutiger Natur, es war schwer zu entscheiden, ob er mehr Liebesbotschafter oder Spion war.

Endlich am vierten Tage beschloß Herr Beatus seinen ersten Besuch abzustatten. Er gab vor, die Oper zu besuchen, da Adolfine es für zweckmäßig fand, sich unpäßlich zu stellen.

Der Abend war herangebrochen, ein dicker Nebel lagerte über Stadt und Vorstädte. Herr Beatus, durch einen warmen Paletot geschützt, die Hände in den Taschen, trippelte wohlgemuth über die Bastei.

Drei Herren kamen ihm entgegen.

Man muß wissen, daß es um diese Zeit auf der Bastei in der Regel sehr einsam und unheimlich ist.

Da die Herren viel Lärm machten und das Ansehen von Betrunkenen hatten, so suchte der Hofrath ihnen auszuweichen.

Seine Bemühung war vergebens.

He! bester Herr! haben Sie die Gewogenheit, wie viel ist es an der Uhr?

Beatus zog seinen Cylinder, hielt ihn gegen die nächste Lampe und sagte: Halb acht!

Alle Wetter! schon so spät?

Wollen Sie so gefällig sein, mir eine Cigarre zu verabreichen?

Der Hofrath zog sein Etui aus der Tasche und reichte dem Einen eine Cigarre, während dem griffen die andern Beiden zu und bedienten sich selbst, indem jeder eine Havannah aus dem Etui zog.

Schönen Dank, bester Herr!

Apropos, mein Gütiger! Dürften wir nicht so frei sein, Sie um ein wenig Feuer zu ersuchen?

Es thut mir leid, meine Herren, Ihnen nicht dienen zu können, ich habe keinen Apparat bei mir.

Was? Sie haben kein Feuerzeug?

Kaum glaublich, er hat kein Feuer!

Mir binden Sie den Bären nicht auf!

So tönte es rasch der Reihe nach.

Meine Herren, um Vergebung, Sie fangen an mir sehr lästig zu werden.

Lästig? Warum denn? Etwa darum, weil wir um Feuer bitten?

Sie sind zudringlich —

Und Sie sehr ungefällig —

Nehmen Sie sich in Acht —

Wir rathen Ihnen dasselbe —

Sie sind ungezogen, lassen Sie mich, und trinken Sie ein andermal nicht so viel.

Was? wir sind betrunken?

Wie können Sie sich unterfangen, uns betrunken zu halten?

Piff! — paff! — Herr Beatus parirte — aber das Kleeblatt schlug mit den Fäusten unbarmherzig drein, so daß Beatus nicht ohne blaue Flecke davon kam, er schrie um Hilfe, am Ende trieb ihm einer den Hut ins Gesicht, und ehe er sich aus dem Filz herauswinden konnte, waren seine Gegner auf und davon.

Abgemattet, zerschlagen, in seiner Toilette ganz derangirt, — in diesem Zustande wagte er es nicht, bei Elise zu erscheinen.

Er schleppte sich also mühsam hinab und fuhr im nächsten Fiaker nach Hause.

Als seine Gattin am andern Morgen einen blauen Fleck unter seinem Auge bemerkte, erzählte ihr Herr Beatus ein Märchen von einem Falle über die Logentreppe des Operntheaters, was ihn auch bewogen hatte, schon nach dem ersten Acte das Haus zu verlassen.

Adolfine setzte keinen Zweifel in die Wahrheit dieser Angabe und fand es gar nicht auffallend, daß ihr Gatte am nächsten Nachmittage das Haus verließ, ohne irgend eine Ursache anzugeben.

Der Hofrath hatte nämlich beschlossen, nie mehr so spät über die Bastei zu gehen, und befand sich gegen die sechste Abendstunde schon auf der Mölkerbastei.

Je mehr er in die Nähe des Hauses kam, wo jetzt zu ebener Erde das duftigste Geschöpf, das herrlichste Mäd-

chen Wiens wohnte, desto unruhiger wurde sein Herz, noch wenige Schritte und er hatte die Thür erreicht, noch wenige Minuten, und er saß an der Seite des reizendsten Fräuleins; von diesem Gedanken berauscht, trippelte er selig gegen die Thüre, — da ergoß sich plötzlich aus dem zweiten Stocke herab eine Flut und versetzte ihn eine Secunde lang wie unter einen mächtigen Wasserfall.

Im ersten Augenblicke taumelte er einige Schritte zurück, dann, wie es nach dergleichen Unglücksfällen immer zu gehen pflegt, hob er den Kopf in die Höhe und blickte nach den oberen Fenstern.

Was ist das für eine infame Manier! schrie er hinauf, was für eine Bagage wohnt da droben?

Seine Ueberraschung war dem Zorne gewichen, doch dieser machte bald einem Todesschreck Platz. Als er es nämlich versuchte, den triefenden Hut und Paletot mit dem Sacktuche abzuwischen, drang ein so unausstehlicher Geruch in seine Nase, daß er mit Entsetzen erkannte, er sei dießmal mit einer ganz anderen Flüssigkeit als mit reinem Wasser getauft worden. Seine Verlegenheit war herzzerreißend; in diesem Zustande, man mußte ihn auf eine Entfernung von mindestens zwanzig Schritte weit riechen, konnte er weder zum Fräulein, noch nach Hause; was sollte er also thun?

Schon hatte die Feuchtigkeit seine übrigen Kleider durchdrungen, schon begann es ihn zu frösteln.

Da kam ihm ein Gedanke. Die Fenster links von der

Thür waren erleuchtet; die Zimmer des Fräuleins befanden sich rechts, links war das Zimmer der Frau Schwelle, er beschloß also, sich hieher zu begeben, um sich mindestens abzutrocknen und über das Weitere nachzudenken.

Als er in das Zimmer trat, fand er die Magd, welche erst am vorigen Tage in das Haus gekommen war. Da der Hofrath von dieser Acquisition keine Kenntniß hatte, hielt er sie für die Gattin des Kanzleidieners, deren persönlicher Bekanntschaft er sich leider nicht erfreute; diese Verwechslung war um so natürlicher, da die Magd in Jahren auch bereits etwas vorgeschritten war.

Guten Abend, liebe Frau!

Die Magd blickte den Eingetretenen verdächtig an und sagte: Was wünschen Sie?

Liebe Frau, Sie kennen mich doch?

Sie sind mir ganz unbekannt.

Ich bin der Hofrath.

Der Hofrath, ich kenne keinen Hofrath. —

Ach, mein Gott! thun Sie doch nicht so unbekannt, liebe Frau —

Ich bin keine Frau —

Ich weiß wohl, daß Sie hier nicht die Frau sind —

Donnerwetter! brach die Magd jetzt los, was ist das auf einmal für ein fürchterlicher Gestank in dem Zimmer?

Der Hofrath wurde verlegen und sagte: Liebe Frau, deßhalb bin ich ja eben hier. —

Also deßhalb sind Sie gekommen? Ist hier ein Stall?

Aber liebe Frau Schwelle —

Was Schwelle? hier wohnt keine Schwelle —

Zum Teufel hinein! sind Sie nicht die Frau Schwelle?

Mir scheint gar Sie schimpfen auch noch? Nicht genug, daß Sie stinken wie die Pest, wollen Sie auch noch grob werden? Sie sind mir ein sauberer Hofrath, Sie!

Zum Glücke des Herrn Beatus trat jetzt Frau Schwelle wirklich ein, um dem Mißverständnisse und seiner mißlichen Lage ein Ende zu machen.

Die Magd mußte schnell frisch einheizen, um die Kleider zu trocknen, das Zimmer wurde geräuchert, ein Fenster geöffnet. Frau Cäcilia schüttelte immer bedauernd den Kopf, der Hofrath bat sie, nur Alles anzuwenden, damit Fräulein Elise von dem Unglücke nichts erfahre, denn er wußte, wie gefährlich es ist, vor den Augen eines Mädchens lächerlich zu erscheinen. Einige Winke der Kanzleidienerin machten auch die Magd gelehriger, der Hofrath war von innen und außen bald abgetrocknet, und es galt nun den Geruch aus den Kleidern zu verdrängen. Man räucherte sie mit Essig, Wachholder, bespritzte sie mit Kölnerwasser, so daß man aus dem Chaos von Gerüchen in der That nicht klug werden konnte.

Nach Verlauf einer Stunde entfernte sich der Hofrath, seinem Mißgeschicke zürnend, und die unvorsichtigen Bewohner in den oberen Stockwerken im Stillen verfluchend. Nur seine Furcht das Haus in Allarm zu versetzen,

bewog ihn, die polizeiwidrige Handlung des Herabschüttens stillschweigend hinzunehmen.

Trotz aller Räucherungsmittel war es doch nicht gelungen, den üblen Geruch ganz aus den hofräthlichen Gewändern zu verdrängen und die Hofräthin war verlegen, ob sie im Stillen darüber lachen, oder offen und frei sich darüber ärgern solle.

Herr Beatus, nicht gewohnt, sich durch Zufälligkeiten abschrecken zu lassen, verließ am nächsten Abende wieder das Haus. Er zweifelte gar nicht, daß er heute keinen Anstand haben werde, und da es gerade trübe war, versah er sich, um gegen alle Eventualitäten geschützt zu sein, mit einem Regenschirm.

Als er in die Nähe des ersehnten Zieles kam, hielt er stille, blickte nach den oberen Stockwerken des bekannten Hauses und fand zu seiner Beruhigung, daß alle Fenster fest verschlossen waren.

Es war gegen die siebente Abendstunde.

Er eilte gegen die Thür.

Sie war gesperrt.

Er zog die Glocke.

Da nach einer Weile Harrens noch immer alles ruhig blieb, so läutete er zum zweiten Male.

Eine abermalige minutenlange Pause.

Von Seite des Hofrathes erfolgte ein noch heftigeres Läuten.

Im Verlaufe von einer halben Viertelstunde zog er fast

zehnmal und zwar immer heftiger die Glocke. Das Geläute tönte weitschallend durch die Räume des sonst ruhigen Hauses.

Was ist denn das für ein verdammtes Geläute? rief eine Mannsstimme von oben herab.

Der erste Ton dieser Stimme war kaum erklungen, so sprang der Hofrath entsetzt zurück, riß seinen Regenschirm auf und fühlte sich erst ruhiger, als er sich unter dem schützenden seidenen Dache befand.

Wo ist denn der Hausmeister? rief jetzt der Hofrath hinauf.

Was geht mich der Hausmeister an! rief es von oben.

Aber mich geht er an, denn ich will in's Haus!

Kommen Sie ein anderes Mal nicht so spät!

Es ist ja erst sieben Uhr!

Dieses Haus wird mit Uebereinstimmung der Parteien im Winter immer um sieben Uhr geschlossen!

Schöne Einrichtungen in diesem Hause! Um sieben Uhr sperren sie das Thor und um sechs schütten sie die Nachttöpfe aus den Fenstern!

Durch die Erinnerung an den gestrigen Unfall erzürnt, riß der Hofrath noch viel heftiger die Glocke.

Jetzt wurde links ein Fenster geöffnet und Frau Cäcilia erschien an demselben.

Aber, liebe Frau Schwelle, ich stehe schon eine halbe Stunde hier und läute vergebens, trachten Sie doch, daß mir dieser Lump von einem Hausmeister das Thor öffnet.

Frau Schwelle verschwand vom Fenster.

Nach langer Zeit kam sie endlich zurück.

Ach Gott, ist das ein Unglück! Der Hausmeister liegt sternhagelvoll in seinem Zimmer, kein Mensch weiß, wohin er den Hausschlüssel verlegt hat, die Parteien schimpfen über die Ruhestörung; das Fräulein schläft schon, ach Gott! ach Gott!

Der Hofrath war wüthend.

Das ist ein verwünschtes Haus, brummte er; wohnen denn lauter alte Weiber da, daß man um sieben Uhr schon zu Bette kriecht? und dieser Trunkenbold von einem Hausmeister, ich könnte ihn klopfen wie einen Stockfisch, bis er mürbe wird.

Er eilte zürnend davon und Elise unterhielt sich mit Cäcilia noch lange über die Unfälle des alten Herrn, hütete sich jedoch, die Kanzleidienerin von dem Wahne zu heilen, als ob dieß Alles nicht zufällig geschehen wäre.

Am anderen Morgen hatte der Hofrath beschlossen, die Abendbesuche aufzugeben.

Gegen eilf Uhr sandte er den Kanzleidiener aus dem Bureau in seine Wohnung mit dem Auftrage, die Frau Hofräthin in Kenntniß zu setzen, daß er zu Mittag nicht zu Hause speisen würde, da er bei einem Freunde geladen sei.

Kurz nach zwöf Uhr erhielt Elise durch einen unbekannten Mann ein Billet, in welchem sich folgende, mit Blei geschriebene Zeilen befanden: „Zwischen ein und zwei Uhr wird Sie der Hofrath besuchen. Empfangen Sie ihn

im äußeren Gemache. Seien Sie auf Alles gefaßt und lassen Sie sich von dem Scheine nicht trügen. Ihre Beschützer."

Elise lächelte.

Ich bin wie von einer unsichtbaren Vorsehung umgeben, sagte sie bei sich; was kann ich Besseres thun, als sie schalten und walten lassen. Ach! wie lieb muß mich der Himmel haben, daß er mir zwei so gute Menschen als Schützer gab! Was mir die Zukunft auch immer bringen möge, ich werde mich immer an den Gedanken klammern, daß der Himmel mich lieb hat, und alle Leiden nur eine Prüfung seien, um mich freudigerer Tage würdig zu machen.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Man wird es gewiß der Geliebten des jungen Technikers vergeben, wenn sie sich nach der erwähnten Nachricht beeilte, eine sorgfältige Toilette zu machen. Wir müssen es ausdrücklich erwähnen, daß sie dabei von den Geschenken des Hofrathes, so wie früher, auch jetzt keinen Gebrauch machte, ihr Anzug war daher einfach, bürgerlich, aber sehr reizend. Was Elise vorzüglich auszeichnete, war ihre schlanke und dabei dennoch üppige Gestalt, die allein schon hinreichte Hunderte zu bezaubern.

Frau Schwelle glaubte anfangs, das Fräulein sei gesonnen einen kleinen Spaziergang über die Bastei zu unternehmen, aber da Elise hiezu keine Anstalten traf,

so schmunzelte sie pfiffig und dachte bei sich: Ah! wir werden wahrscheinlich Besuch bekommen.

Und nun eilte auch sie in ihr Zimmer, wusch und putzte sich und zog rasch ein frisches Corsett an, und band ein frisches Vortuch um, dabei besah sie sich ununterbrochen in dem Spiegel, und als sie nun vollends ihre blos für Sonn- und Feiertage bestimmte, schwarzsammtene Haube mit den himmelblauen Bändern aufstülpte, da war sie so sehr mit sich selbst zufrieden, daß sie wohlgefällig murmelte: Wenn mein Jonathan da wäre, er müßte seine Freude an mir haben. Ich bin noch immer eine sehr pakschierliche (die Leser werden ihr gewiß diesen Localausdruck vergeben), sehr conservirte Person, und wenn ich meinem Jonathan nicht zu treu wäre, in dieser Gegend hier (sie meinte nämlich die Mölkerbastei) könnte ich schon noch Eroberungen machen.

In diesem Monologe wurde sie durch die Glocke unterbrochen, welche sie zum Fräulein hinüberrief.

Liebe Frau Schwelle, Ein Uhr ist vorüber, ich will zu Tische.

Wie sie befehlen, gnädiges Fräulein.

Elise, schon von früher eine bürgerliche Lebensweise gewöhnt, behielt sie auch hier bei, und beschloß auch heute trotz des angekündeten Besuches ihrer Gewohnheit treu zu bleiben, um den Hofrath glauben zu lassen, sie sei durch seinen Besuch überrascht worden.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß Emil der Ge-

liebten in einem Briefe bedeutet hatte, die Aufstellung der Möbel in der Wohnung ja nicht zu ändern. Diese Weisung war treulich befolgt worden. Der Speisetisch befand sich im äußeren Gemache in der Nähe eines an die Wand gelehnten Sofas, welches für eine Seite des Tisches zwei Sitze bot. An den beiden schmalen Seiten desselben befanden sich Fauteuils.

Elise saß heute wie gewöhnlich auf dem Sofa.

Frau Schwelle ging ab und zu.

Das Fräulein war vollkommen ruhig; das Gefühl, welches bei ihr vorwiegend war, war Neugierde.

Als daher ein leises Klopfen an der Thüre ertönte, sagte sie bei sich: Endlich — es ist wirklich halb zwei. Auf ihre Erlaubniß zum Eintritte, trippelte Beatus herein.

Elise spielte die Erstaunte.

Ah, Herr Hofrath! welch eine Ueberraschung!

Sie vergeben, liebenswürdiges Fräulein, wenn ich Sie beim Mittagstische störe.

O, ich lasse mich nicht stören; so lange man jung ist, hat man Appetit.

Das ist wahr und ich versichere, daß ich noch sehr gut bei Appetit bin.

Herr Hofrath sind aber auch noch ein Mann in den besten Jahren.

Und dem Himmel sei es gedankt, vollkommen rüstig. Die jetzige Manier, den Menschen nach dem Aeußeren zu beurtheilen, ist sehr voreilig; ich kenne Herren vom Stande,

ja sogar Excellenzen, die schon an die Sechzig, Siebzig stehen und es mit manchem jungen Herrn aufnehmen. Ich bitte Sie, unsere junge Männerwelt ist ja mehr todt als lebendig, deßhalb darf man bei jetziger Zeit graue Haare gar nicht unterschätzen, man kann einen alten Kopf und dabei doch ein junges Herz haben.

Während dieses Gespräches hatte sich der Hofrath, einer einladenden Pantomime des Fräuleins zu Folge, in einem Fauteuil niedergelassen.

Haben Sie, Herr Hofrath, schon zu Mittag gespeist?

Ich pflege erst nach drei Uhr zu Tische zu gehen.

Ich halte es mit der bürgerlichen Welt; wenn ich so spät zu Mittag speiste, würde mir das Abendmahl nicht schmecken.

Wann speisen Sie zu Nacht?

Im Winter um sechs?

So zeitlich schon? rief der Hofrath, dann wundert es mich freilich nicht, wenn man um sieben Uhr schon zu Bette ist.

Elise schien diese Anspielung überhört zu haben und sagte: Ich schlafe sehr gerne; im Schlafe ist man am glücklichsten, besonders wenn man, so wie ich, immer sehr angenehme Träume hat.

Sie träumen also immer angenehm? Was nennen Sie angenehm im Traume?

Mein Gott, welche Frage! was mir im Wachen angenehm, ist mir's auch im Traume, z. B. ein hübscher Spa-

ziergang, eine leckere Speise, eine schöne nette Wohnung — doch halt! jetzt fällt mir eben ein, daß Sie mich heute zum ersten Male in meiner Wohnung besuchen, wie gefällt Sie Ihnen, Herr Hofrath?

Die Wohnung ist hübsch, beide Gemächer sehr geräumig und licht, die Flügelthüren hoch. Lieben Sie es immer, die Thüren, welche aus einem Gemache ins andere führen, so angelweit offen zu haben?

Ja, ich liebe das sehr, weil dadurch verschiedene Temperaturen vermieden werden, was mir absonderlich lästig ist.

Aber der Zug?

Den Zug scheue ich nicht, und hoffentlich auch Sie nicht, Herr Hofrath?

Herr Beatus, weit entfernt, eine Blöße zu geben, welche sein angeblich junges Herz in ein schiefes Licht stellen konnte, entgegnete: Der Zug? Ach Gott! was scher' ich mich um den Zug, meinethalben kann es ziehen, so viel es will, wenn es nicht ein förmlicher Sturmwind ist; eine einfache Zugluft scheue ich ganz und gar nicht. — Die Wohnung ist in der That recht nett, aber das Haus gefällt mir ganz und gar nicht.

Was haben Herr Hofrath an dem Hause auszusetzen?

Die sonderbare Bauart, die Fenster der oberen Stockwerke.

Die sind sehr hoch und breit —

Ja, nur zu breit, man könnte mit einer Feuerspritze durchfahren; dann die Lage an der Bastei. —

Die ist doch sehr angenehm?

O ja, aber des Abends verteufelt unsicher.

Deßhalb wird das Haus auch schon um sieben Uhr geschlossen. —

Das ist die Zeit, wo andere solide Menschen erst anfangen auszugehen.

Wir aber bleiben Alle fein zu Hause.

Das lasse ich mir gefallen; nur wär' es zu wünschen, daß Sie bei Ihrem Hausherrn um einen andern Hausmeister einkommen sollten, denn wie ich zu erfahren Gelegenheit hatte, ist der Schlingel hier ein Trunkenbold.

Herr Hofrath waren also schon öfters hier?

Ja, einige Male incognito; doch lassen wir dieß, es sind Erinnerungen, die nicht sehr angenehm sind. Frau Schwelle wird wahrscheinlich nicht ganz reinen Mund gehalten haben, deßhalb deute ich darauf hin, um Ihnen zu beweisen, wie aufrichtig ich bin, und wie ich Ihnen zu Liebe Unannehmlichkeiten und Ungemächlichkeiten zu ertragen bereit bin; darin liegt auch die Ursache, daß Sie mich erst heute zum ersten Male in dieser Wohnung erblicken.

Elise vermied jede Erörterung über diese Andeutung und sagte: Mein Tisch ist leider so frugal bestellt, daß ich Anstand nehme, Sie, Herr Hofrath, zur Theilnahme einzuladen; zum Glücke hat mich heute Frau Schwelle mit einem vortrefflichen Auflauf bedacht, ich wage es also, Sie zu bitten —

Danke; Sie sind sehr liebenswürdig; blos um Ihnen gefällig zu sein, folge ich Ihrer Einladung.

Elise zog die Glocke.

Ein Gedeck für den Herrn Hofrath — halt, noch etwas, Frau Schwelle —

Sie flüsterte ihr einige Worte ins Ohr.

Cäcilia eilte fort.

Apropos! begann Herr Beatus, Sie haben noch einen Dienstboten ins Haus genommen, wie ich bemerke; daran thaten Sie wohl. —

Das Gedeck wurde gebracht.

Der Hofrath griff zu.

Ah, der Auflauf ist vortrefflich! Ich bin in der Regel kein Freund von Aufläufen, aber derartige lasse ich mir behagen. Frau Schwelle scheint sich wirklich vortrefflich auf die Küche zu verstehen, und ich bedauere, diesen Genuß nur als Ausnahme und nicht als Regel betrachten zu können.

Ei, Herr Hofrath, diesem Bedauern kann Ihrerseits leicht ein Ende gemacht werden. Mein Tisch steht Ihnen täglich zu Gebote.

Nur der Tisch?

O nein, auch ein Stuhl und die ganze Küche.

Elise schenkte sich ein Glas voll Wasser und trank.

Der Hofrath schüttelte den Kopf und sagte: Nach einem so schmackhaften Gerichte bloßes Wasser zu trinken, ist eine Ehrenbeleidigung dieses herrlichen Auflaufes.

Frau Schwelle erschien und servirte dem Hofrathe eine Bouteille und ein Glas.

Elise sagte: Sie sehen, Herr Hofrath, wie sehr ich jeden Ihrer Wünsche zu errathen beflissen bin.

Der Hofrath schenkte das Glas zur Hälfte voll. Der Wein perlte.

Das ist ein herrliches Blut, echter Vöslauer!

Herr Hofrath sind ein Kenner erster Sorte.

Bitte um Vergebung! ich bin nur ein sehr guter Patriot, als solcher kenne ich nur die vaterländischen Weine.

Dieser Scherz gefiel ihm selbst so sehr, daß er auch mitlachte und dann fortfuhr: Ich komme mir wirklich wie ausgewechselt vor. Ihre Laune und Jugend, liebenswürdige Elise, scheinen contagiöser Natur zu sein.

Es freut mich, daß Sie sich so angenehm fühlen.

Ist's nicht auch gefällig ein Tröpfchen? —

Bewahre! ich trinke niemals Wein; der Wein verdirbt mir meine gute Laune, er stimmt mich ärgerlich, mißmuthig.

Sonderbare Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Temperamente! bei mir bringt er gerade entgegengesetzte Wirkungen hervor; ich werde munter, fröhlich, aufgeräumt, zutraulich. —

Da er schon früher dem Fräulein immer näher gerückt war, so glitt er jetzt auf das Sofa hinüber, so daß er an Elisens Seite zu sitzen kam.

Das Fräulein lächelte und sagte: In der That, Herr Hofrath, der Wein macht Sie sehr zutraulich.

Beatus ergriff ihre Hand.

Elisens Blick wurde bei dieser zunehmenden Liebens-

würdigkeit des alten Herrn etwas unsicher, er durchirrte, gleichsam Erlösung suchend, das Gemach und blieb an einem in der Ecke angebrachten Spiegel haften.

Sie zuckte zusammen.

Sie sah in dem Spiegel eine junge herrliche Dame im einfachen Hauskleide, an ihrer Seite befand sich ein junger Mann; ihr Herz pochte gewaltig, denn der junge Mann war — Emil wie er leibte und lebte. Beide saßen an einem Tische, ganz so, wie sie jetzt in diesem Augenblicke mit dem Hofrathe; der Tisch war ebenfalls auf ähnliche Weise besetzt, und rechts und links an den schmalen Seiten befanden sich Fauteuils.

Elisens Blick senkte sich, die bemerkte Scene beschäftigte eine Minute lang ihre Gedanken. Jetzt erst glaubte sie sich die Stelle in den zuletzt erhaltenen Zeilen: „Lassen Sie sich von dem Scheine nicht trügen!" erklären zu können; sie erlangte daher sehr leicht ihre Fassung und kehrte wieder in die Wirklichkeit zurück. Noch ein Blick in den Spiegel sollte ihr über die Dame Gewißheit verschaffen; allein vergebens, sie hatte diese Dame noch niemals gesehen; sollte es die Hofräthin sein? Für einen solchen alten Herrn schien sie ihr viel zu jugendlich.

Sie sind sehr zerstreut, Fräulein Elise, unterbrach der Hofrath das eingetretene Schweigen.

Ich habe eben nachgedacht.

Wer war so glücklich, Sie im Gedanken zu beschäftigen?

Rathen Sie einmal.

Mein Gott, wer wird es gewesen sein? irgend ein junger Herr! —

O, weit gefehlt! Es war eine Frau, und zwar Ihre Frau Gemahlin!

Wenn ein verheiratheter Mann einem Mädchen eine Liebeserklärung macht und von ihr an seine Frau erinnert wird, so ist dieß eine eisige Douche über einen glühenden Körper.

Ah, meine Frau! rief der Hofrath etwas verlegen, wer wird denn jetzt an meine Frau denken! das fällt mir nicht einmal im Schlafe ein!

Ist Ihnen Ihre Gattin so gleichgiltig?

Sie werden doch nicht glauben, daß ich in meine Frau verliebt bin? rief der Hofrath fast beleidigt.

Bewahre! so Arges muthe ich Ihnen gar nicht zu, sagte Elise zweideutig; aber etwas müssen Sie denn doch für sie fühlen.

Sie ist mir angetraut, ich bin an sie gebunden; ich achte sie als Gattin, das ist genug! Sie war ein armes Mädchen und wurde durch mich versorgt, das ist ihr Vortheil; wenn ich einst alt werde, so wird sie mir zur Seite stehen, das ist mein Vortheil. Bis dahin betrachte ich mich als frei und unabhängig, und genieße die Freuden des Lebens, die uns sonst so karg zugemessen sind.

Elise sah während dieser Herzensergießung verstohlen in den Spiegel und bemerkte, wie sich die junge Dame von ihrem Sitze erhoben hatte, mit seitwärts gebogenem Haupte

herüber lauschte, dann höhnisch lächelte und erst auf leises Zureden Emils ihren Platz wieder einnahm.

Ihre Ansichten, Herr Hofrath, entgegnete das Fräulein, haben Manches für sich, besonders wenn Ihre Frau Gemahlin an Jahren schon vorgeschritten ist.

Das ist eben nicht der Fall, sie ist noch jung.

Also jung? fragte Elise und warf einen Blick in den Spiegel, ich möchte sie so gerne persönlich kennen.

Der Hofrath lachte und erwiederte: Auf dieses Vergnügen werden Sie vor der Hand schon verzichten müssen.

Ei, warum denn? Sie dürften mir nur einige Andeutungen geben, eine abgerissene Silhouette; schnell, Herr Hofrath, ich wünsche es!

Sie wünschen und ich gehorche. Ihre Figur ist etwas kleiner als die Ihre.

Ei, so!

Das Gesichtchen kugelrund, aber lange nicht so anmuthig wie das Ihre.

Wirklich? —

Die Augen schwarz, aber weniger feurig.

Sonderbar, die Augen im Spiegel scheinen sehr feurig, dachte Elise.

Stirn und Nase wenig ausgezeichnet, zwei Grübchen in den Wangen sind so ziemlich annehmbar.

Von welcher Farbe ist das Haar?

Das Haar ist schwarz; sie trägt es gewöhnlich voran gescheitelt, seitwärts in Locken und rückwärts á la grec frisirt.

Das ist die Hofräthin! sagte Elise leise bei sich, dann setzte sie laut hinzu: Herr Hofrath, Sie skizziren so lebhaft, daß ich Ihre Frau Gemahlin ordentlich vor mir zu sehen glaube.

Wirklich? sagte Beatus, der sich darüber geschmeichelt fühlte und seine linke Hand um die Taille des Fräuleins legte.

Dasselbe geschah auch im Spiegel. Emil umfaßte die junge Dame.

Der Hofrath zog Elise an sich.

Das Nämliche geschah auch im Spiegel.

Elise, welcher diese Nachahmungssucht zu weit ging, sagte jetzt: Ich glaube jetzt Ihre Frau Gemahlin vollkommen zu kennen, meiner Vorstellung nach muß sie ganz so aussehen, wie die Dame dort in jenem Spiegel.

Der Zeigefinger ihrer linken Hand wies auf den Spiegel in der Ecke.

Herr Beatus blickte hin.

Die junge Dame im Spiegel hatte ihren Zeigefinger auf dieselbe Weise, wie Elise, ausgestreckt.

Die Aehnlichkeit der Situation ließ den Hofrath im ersten Augenblicke glauben, daß seine eigene Situation aus dem Spiegel reflectirt werde. Er sagte daher: Sehen Sie, lieber Engel, wie zärtlich und anmuthig wir uns im Bilde ausnehmen.

Wirklich, sehr anmuthig, lächelte Elise; nur schade, daß der Herr im Spiegel viel jünger ist als Sie.

Jetzt wurde der Hofrath aufmerksam.

Die Dame im Spiegel erhob sich.

Jetzt erkannte er sie.

Es war Adolfine — seine Gattin.

Der Schreck fuhr ihm wie ein Donnerwetter in die Glieder.

Er ließ beide Hände in den Schooß sinken und lehnte wie betäubt im Sofa.

Im Gemache herrschte Grabesstille.

Nach einer Weile erholte sich Beatus, stierte umher, er sah nichts — er durchforschte das zweite Gemach, er vermochte ebenfalls nichts zu bemerken.

Er wagte noch einen Blick in den verhängnißvollen Spiegel, das Bild war verschwunden, er sah nichts als die gemalte Wand des zweiten Gemaches.

In diesem Augenblicke trat die Hofräthin an der Seite eines jungen Mannes aus dem zweiten Gemache.

Der Hofrath schnellte vom Sofa empor.

Die Reihe zu staunen kam jetzt an Elise.

Kaum traute sie ihren Augen. Der Mann an der Seite der Hofräthin war ihr Emil nicht.

Eine hohe schlanke Gestalt, eine edle Figur, ein sehr einnehmendes Antlitz, ein kleiner Bart auf der Oberlippe, eine äußerst elegante Toilette zeichnete ihn vortheilhaft aus.

Weder Elise, noch der Hofrath kannten ihn.

Ich bitte, Herr Hofrath, sagte Adolfine mit scharf betonten Worten, lassen Sie sich nicht im Geringsten stö-ren. Die Freuden des Lebens sind uns so karg zugemessen,

daß man sie genießen soll, wo man sie findet, und findet man sie nicht, so sucht man sie auf. Behalten Sie gefälligst Ihren Platz, Herr Hofrath, ich und der Herr Graf Richard von Strahlberg — sie wies dabei auf ihren Begleiter — werden uns in den Fauteuils niederlassen.

Beatus sank mechanisch auf das Sofa.

Adolfine und Richard ließen sich in den Fauteuils nieder.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wer den Hofrath genau betrachtete, konnte über das, was in seinem Innern vorging, nicht lange im Unklaren bleiben. Seine zusammengezogenen Brauen, seine zitternde Unterlippe, das Todtenbleich auf den Wangen beurkundeten die Wuth, die in seinem Herzen kochte; das Bewußtsein, in eine Falle gegangen zu sein, hatte zu dieser Wuth den Grund gelegt, und die Scham fachte sie zu ihrer jetzigen Größe an. Von Reue war in seiner Brust keine Spur zu finden; nach seinen Grundsätzen und Begriffen glaubte er vollkommen im Rechte zu sein, er sah in Adolfine nur ein eifersüchtiges Weib, welches beflissen war, ihm das Joch der Ehe so unerträglich als möglich zu machen. Dadurch, das er ein armes Mädchen zu seiner Gattin erhob, glaubte er das Recht zu haben, dieser Gattin gegenüber keine Rücksichten beachten zu dürfen. Adolfine war durch ihn versorgt worden, sie war also in seinen Augen eine Undankbare, welche dieß nicht zu schätzen wußte und ihm sein

Leben zu verbittern suchte. Seiner Meinung nach hätte ihn Adolfine gewähren lassen und sich über alle die kleinlichen bürgerlichen Begriffe der Ehe hinaussetzen sollen. Da sie dieß nicht that, so beschloß auch er aufzutreten und ihr die Spitze zu bieten.

Diese Gedanken beschäftigten ihn bis zu dem Augenblicke, wo Adolfine wieder zu sprechen begann.

Herr Hofrath, sagte sie, ich fühle es tief und bedauere es herzlich, Ihre angenehme Unterhaltung unterbrochen zu haben; es ist nicht meine Schuld, denn ich wähnte, Sie wären bei einem Freunde geladen —

Frau Gemahlin, unterbrach sie der Hofrath, ich glaube, es ist hier nicht der Ort, um eine Schauspielscene aufzuführen.

Um Vergebung, Herr Hofrath, gerade hier ist der Ort, und das Personale ist dazu vorhanden; Sie — der verliebte Alte, ich — die betrogene Gattin, hier — ein unschuldiges Mädchen, welches Sie zu Ihrem Opfer ausersehen hatten, dort — ein liebenswürdiger edler Graf, der zugleich Herr dieses Hauses ist, und in der Nähe — irgend ein junger Mann, als Liebhaber dieses Fräuleins. Dieß die Hauptcharaktere. Als Nebenpersonen nehmen wir einige muthwillige Basteispaziergänger, eine Kanzleidienerin als komische Alte, einen Herrn im ersten Stock, eine unvorsichtige Hand im zweiten und einen betrunkenen Hausmeister. Im Hintergrunde schweben einige blaue Flecke und mehrere stinkende Gewänder. Nur ruhig, Herr Hofrath, ich wünsche, daß Sie auf Ihrem Platze bleiben.

Und ich, Frau Gemahlin, wünsche, daß Sie sich dahin entfernen, woher Sie gekommen! rief der Hofrath losbrechend.

Sie werden unhöflich, Herr Hohlkopf! sagte Adolfine finster. Sie dürfen keinen Augenblick vergessen, daß dieselben Fäuste, welche mit Ihrem Leichname auf der Bastei in Berührung kamen, mir auch hier zu Gebote stehen. Ich werde mich entfernen, aber nicht durch jene verborgene Tapetenthüre, durch welche ich gekommen, sondern offen und frei durch die Vorderthüre; doch bevor ich gehe, haben wir noch miteinander zu sprechen, denn wissen Sie, mein Herr, — ihre Stimme wurde laut und drohend — es ist das letzte Mal, daß wir miteinander sprechen.

Der Hofrath fühlte eine gewisse Beklemmung, die dem Schrecken sehr ähnlich war. Durch die frühere Drohung der Gattin wurde seine Wuth durch Platz greifende Furcht geschwächt; dadurch begann er auch anderen Gefühlen zugänglich zu werden. Er erwiederte daher etwas kleinlauter: Ihre Mittheilung, Frau Gemahlin, bringt mich nicht außer Fassung. Sie drohen mir mit Trennung, ich glaube, es ist Ihnen mit dieser Drohung nicht Ernst; sollte es aber dennoch der Fall sein, so werde ich mich zu trösten wissen. Fräulein Elise — wendete er sich zu der Jungfrau — ist's gefällig?

Er bot ihr den Arm. Elise trat bebend einige Schritte zurück.

Die Hofräthin nahm das Wort: Ich habe keinen Augenblick daran gedacht, Sie, Herr Hofrath, durch meine Ent-

fernung aus Ihrem Hause unglücklich zu machen, denn ich bin überzeugt, daß Sie in Wien Trösterinen genug finden werden; was jedoch Fräulein Elise betrifft, so muß ich bemerken, daß das Herz dieses Fräuleins bereits vergeben ist, und Sie müssen sich schon bequemen, auf dasselbe zu verzichten. — Herr Emil! —

Auf diesen Ruf trat der junge Techniker aus dem zweiten Gemache.

Dieser Herr, fuhr die Hofräthin fort, ist der Geliebte des Fräuleins.

Elise eilte ihm entgegen und Beide zogen sich nach innen zurück, indem sie die Glasthüre hinter sich schlossen.

Dieser neue Schlag traf den armen Beatus unverhofft; daß er auch von Elise getäuscht sei, kam ihm unerwartet. In seinen Gedanken hielt er eher Frau Berlau des Complottes verdächtig. Zu den früheren Gefühlen, die ihn beherrschten, kam nun noch die Kränkung dazu.

Und nun, Herr Hofrath, begann Adolfine wieder, hören Sie mich an. Ich habe Ihnen, von meinem Vater gezwungen, die Hand am Altare gereicht, ich habe meine Jugend, mein ganzes Lebensglück in Ihren Hause vergraben, und mir fiel es dennoch keinen Augenblick ein, die heiligste Pflicht der Gattin, die Treue, zu verletzen. Ihre Ehre war mir heilig! Gott ist mein Zeuge, daß ich selbst in dem Falle, wenn ich aus Ihren Handlungen eine bloße Verirrung herausgefühlt hätte, daß ich selbst in diesem Falle meinem Vorsatze, die beschworne Pflicht nie zu verletzen,

treu geblieben wäre und Alles versucht hätte, Sie auf den Pfad der Ehre zurückzuführen. Aber Ihr Vergehen entsprang keiner Verirrung, sondern es hat verstocktes Laster zum Erzeuger, Ihnen ist die Sünde bereits zur Gewohnheit geworden. Ihr abscheuliches Geständniß von vorhin hat mir über die Verderbtheit Ihres Charakters die Augen geöffnet. Solchen Thatsachen gegenüber wäre es Thorheit von mir, meine Ehre von einem alten Manne mit Füßen treten zu lassen, den ich nicht liebe, ja, dem ich von nun an sogar meine Achtung versagen muß. Bis zu diesem Augenblicke, Herr Hofrath, stehe ich makellos da, als Ihre Gattin bin ich rein, keine Schuld drückt meine Brust — von nun aber ist unsere Ehe getrennt, wir sind geschieden, in meinen Augen ist das Band gelöst; alle Päpste, die es je gegeben, hätten mich zu einer Scheidung nicht so leicht veranlassen können, als Sie es selbst gethan; die Welt wird mich nicht tadeln, der Himmel darf mich nicht verdammen, Sie haben das Band getrennt, es ist zerschellt in tausend Splitter wie ein Glas, das auf einen Steinboden fällt, die Kirche hätte dieses Band nur lösen können, Sie aber, Sie haben es zertrümmert, jetzt braucht es nicht mehr gelöst zu werden. — Und nun, Herr Hofrath, um Sie über meine Zukunft zu beruhigen, stelle ich Ihnen hier in Herrn Grafen Richard von Strahlberg den Mann vor, welchem ich von heute an angehöre —

Adolfine! rief der Hofrath, Sie werden doch nicht

einen Entschluß ausführen, den Sie einst in kälterer Stimmung zu bereuen Ursache hätten.

Ich werde ihn ausführen, Herr Hofrath, ja ich werde es! Wenn Sie Zeit gewinnen, heute Abends das Operntheater zu besuchen, so werden Sie in einer Loge des ersten Ranges mich an der Seite des Herrn Grafen finden. Wenn Sie uns ferner Ihrer Aufmerksamkeit würdig halten, so werden Sie sehen, daß ich an der Seite des Herrn Grafen in seiner Equipage das Opernhaus verlasse. Wenn Sie uns dann noch zu folgen sich die Mühe geben, so werden sie uns bei einer Soiree des Freiherrn von Feldenhein finden; sollten Sie nach unserer Rückkehr in dieses Haus uns zu beobachten noch immer geneigt sein, so werden Sie sich überzeugen, daß ich mit dem Herrn Grafen nicht nur seine Loge, seine Equipage, die Gesellschaft, Wohnung und den Tisch theile, sondern auch — sein Lager! — Nun fort, hinaus — Sie Elender! — fort aus diesem Hause, welches Sie mit Ihrem Odem verpesten!

Der Hofrath zürnend, gekränkt, von Scham und Eifersucht gequält, von Furcht beschlichen, niedergeschmettert durch die vernichtenden Worte Adolfinen's, keiner Entgegnung fähig, da Alles so urplötzlich über ihn gekommen war, schwankte wie bewußtlos aus dem Gemache.

Adolfine und Richard waren allein.

Die junge Frau athmete tief auf, drückte einige Augenblicke ihre rechte Hand an die Stirn und lispelte dann fast erschöpft: Herr Graf, zürnen Sie mir nicht, daß ich mich

von der Heftigkeit so hinreißen ließ, und die Gränze überschritt, die ich als Frau hätte einhalten sollen; man ist aber nicht immer Herr seines Blutes, nicht immer Herr seines Willens. Die letztverflossene Stunde entschädigt mich für den Monate langen Kummer hinlänglich. Kommen Sie, lieber Richard, ich bedarf der Erholung.

Er küßte die weiche zarte Haud und geleitete sie aus dem Gemache.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Emil und Elise traten ins Vordergemach.

Nun, meine Elise, sprach der junge Maler zärtlich, sind Sie mit der Wendung der Dinge zufrieden?

Ach, wohl wär' ich's zufrieden, erwiederte die Jungfrau, aber ich fürchte, es ist noch nicht Alles zu Ende, eine trübe Ahnung durchschleicht mich und eine innere Stimme sagt mir, daß unsere Leiden noch lange nicht zu Ende seien.

Sollte Ihre Stimme wahr sprechen, tröstete Emil, so werden wir mit des Himmels Hilfe allen Widerwärtigkeiten zu begegnen wissen, und im allerschlimmsten Falle den neuen Leiden muthig die Stirne bieten.

Siebentes Kapitel.

In dem Privathause des Fürsten herrschte die größte Bestürzung.

Man hatte den ganzen Tag hindurch vergebens die Rückkehr des Fräuleins erwartet.

Am Abend erschien der Fürst.

Die Nachricht, welche ihm zu Theil wurde, machte ihn stutzen.

Man übergab ihm ein gesiegeltes Billet, welches, an ihn adressirt, auf dem Tische im Boudoir lag.

Das Papier enthielt blos die Worte: „Ich weiß Alles! — Sofie."

Fridolin gerieth in Bestürzung. Wer hatte dem Fräulein so voreilig das Geheimniß verrathen? Sollte es die Mutter gewesen sein?

Frau Katharina mußte ihm über die letzten Vorfälle umständlichen Bericht erstatten.

Der Doctor, welchen man in der Nacht geholt hatte, mußte wieder erscheinen.

Der Fürst schloß sich mit ihm ein.

Was er hier erfuhr, vergrößerte seine Bestürzung nur noch mehr.

Befürchtungen wurden in ihm rege. So leichtsinnig er sich früher über alle Bedenklichkeiten hinweggesetzt hatte, so bedeutend schien jetzt die Gefahr vor seinen Augen zu wachsen. Wohl war der abscheuliche Betrug, der Spott, den man mit einem Sacrament der Kirche getrieben hatte, so eingeleitet worden, daß die Schuld zumeist die Mutter traf, allein auch er hatte bei dem Betruge mitgespielt, und wenn das Fräulein mit der Anklage oder gar später mit dem Kinde

hervortreten sollte, welche Unannehmlichkeiten standen ihm nicht bevor?

Wir sagen blos Unannehmlichkeiten; denn bei der Art und Weise, wie das Gesetz damals in Oesterreich gehandhabt wurde, hatte ein Mann wie Fürst Fridolin in den meisten Fällen keine andere Strafe zu fürchten, als höchstens eine Reise ins Ausland, bis der Scandal — unter dieser Benennung passirten manche Niederträchtigkeiten — vergessen war.

Wohin hatte das Fräulein seine Zuflucht genommen?

Nach eingezogenen geheimen Erkundigungen ergab sich, daß Sofie sich im Hause der Mutter nicht befinde; woran er auch gleich gezweifelt hatte, denn wenn sie Alles wußte, so hatte sie Ursache ihre Mutter am meisten zu meiden.

Wo befand sie sich also und was führte sie im Schilde? Hatte sie schon Schritte gegen ihn gethan, oder gedachte sie solche zu thun?

Diese Fragen beschäftigten ihn ohne Unterlaß. Von Jugend auf gewohnt, sich bei allen Gelegenheiten auf fremde Hände und Köpfe zu stützen, war er auch hier ohne Rath, bis es ihm endlich einfiel, sein Werkzeug und seinen Beistand in allen dergleichen Händeln, den lieben Baron, holen zu lassen.

Herr Leopold stellte sich äußerlich betrübt über den unangenehmen Fall, innerlich war er aber sehr erfreut, denn der Fürst hatte ihn in letzterer Zeit fast ganz desavouirt, was den lieben Baron gewaltig ärgerte, da er mit seinen Einkünften nur auf den Fürsten angewiesen war.

Nach einer langen Unterredung erhielt Leopold von dem Fürsten freie Hand, in dieser Angelegenheit nach Ermessen zu verfahren. Er erklärte vor Allem mit Frau Berlau Rücksprache zu nehmen und dann mit ihr vereint dem Aufenthalte Sofiens nachzuforschen. War dieser gefunden, so wollte man sich über das Vorhaben des Fräuleins Gewißheit verschaffen und dem gemäß fernere Beschlüsse fassen.

Der Fürst war hiermit vollkommen einverstanden.

Der Tag, an welchem der liebe Baron bei Frau Berlau erschien, war der nächstfolgende, nachdem Elise das mütterliche Haus verlassen hatte.

Nach Anhören des umständlich erzählten Factums schlug die würdige Frau die Hände zusammen, und klagte: Ach Gott! was ich mit meinen Kindern für Kreuz habe, das ist unerhört! Kaum glaube ich Beide versorgt zu haben, so macht mir die Aeltere schon wieder einen dummen Streich!

Herr Leopold tröstete sie, versäumte es jedoch nicht, sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche über ihrem Haupte schwebte, wenn Sofie es sich einfallen ließe vor dem Gerichte zu erscheinen, denn in diesem Falle würde sich der Fürst durch die erhaltene Schrift decken, und das Gewitter würde sie am meisten treffen.

Frau Berlau täuschte sich über das Gefährliche ihrer Lage in diesem Falle gar nicht, aber sie tröstete sich mit der Bemerkung, daß sie das Herz ihrer Tochter kenne und sie für unfähig halte, ihrer Mutter zu schaden oder sie gar in eine gefährliche Lage zu bringen; doch war sie mit Herrn

Leopold ganz einverstanden, daß man Alles anwenden müsse, um den Aufenthalt des Mädchens zu erfahren.

Als der Agent des Fürsten sie verlassen, ging sie erst mit sich selbst zu Rathe.

Nach einigem Nachdenken fand sie den Stand der Dinge viel beruhigender, als es im ersten Augenblicke den Anschein hatte. Hatte sie Sofie nur aufgefunden, so dünkte es ihr ein Leichtes, sie zur Rückkehr ins mütterliche Haus zu bewegen. War dieß bewirkt, so sah sie in dem unschuldigen Wesen, welches ihre Tochter unter dem Herzen trug, den Zauberstab, mit dem sie aus der Schatoulle des Fürsten Goldquellen entspringen machen konnte. Ihr einziger Wunsch ging also vor der Hand auch wirklich nur dahin, Sofie zu finden, aber falls ihr dieß gelang, war sie auch fest entschlossen, den Schatz vor dem Fürsten und seinem Helfershelfer zu verbergen; denn als eine erfahrene Frau ahnte sie gleich, in welcher Gefahr ihre Hoffnungen schwebten, wenn Herr Leopold von dem Aufenthalte Sofiens Kenntniß erlangen sollte.

Mehrere Tage vergingen mit ziellosen Nachforschungen.

An einem Nachmittage, Frau Berlau war eben von einer ergebnißleeren Wanderung heimgekehrt, als sie von einem unerwarteten Besuche überrascht wurde.

Herr Hofrath Hohlkopf trat verstört und bestürzt ins Zimmer.

Frau Berlau wurde betreten; der Anblick verkündete nichts Gutes.

Was führt Sie, Herr Hofrath, so unerwartet hieher?

Saubere Geschichte das! Das hat man davon, wenn man gutmüthig und leichtgläubig ist.

Ich verstehe Sie nicht —

Sie werden mich bald verstehen, Frau Berlau, wenn ich auf das Gänschen, Ihre Tochter, zu sprechen komme —

Herr Hofrath —

O, ich bitte Sie, am Ende wollen Sie auch noch die Beleidigte spielen! Waren Sie etwa auch mit einverstanden?

Einverstanden? Ich begreife kein Wort! Erklären Sie sich —

Da gibt es gar nicht viel zu erklären. Elise ist eine Betrügerin, eine Heuchlerin, sie hat einen Liebhaber und Beide standen mit meiner Frau im Complott. Die verdammte Wohnung auf der Bastei! Ich wurde von meiner Frau überrascht; jetzt habe ich nicht nur Elise, sondern auch meine Frau verloren.

Aus der nun folgenden verwirrten Darstellung des Herrn Beatus gelang es der Dame, sich über den Hergang der Sache ein ziemlich wahres Bild zu entwerfen.

Mein Gott! klagte sie, was habe ich mit meinen Kindern für Kreuz! Kaum glaube ich Beide versorgt zu haben, so macht die Aeltere dumme Streiche und die Jüngere betrügt mich und ihren Wohlthäter.

Daran sind Sie Schuld, Madame; hätten Sie Ihren Töchtern eine bessere Erziehung gegeben.

An der Erziehung liegt es nicht, sondern die Schuld

muß dieses Mal lediglich an Ihnen und Ihrer Gattin liegen. Wären Sie vorsichtiger gewesen, so hätte die Frau Hofräthin keinen Verdacht schöpfen können, darauf hätten Sie um so mehr bedacht sein sollen, da Sie doch wissen mußten, wie philisterhaft und beschränkt die Ansichten Ihrer Gattin in dieser Beziehung sind. Wenn Ihnen übrigens an dem Verluste der Frau Hofräthin gar so viel gelegen ist, so war es sehr überflüssig, mit einem soliden Mädchen in ein zärtliches Verhältniß zu treten.

Ach, viel gelegen! was Sie da sprechen; ich würde den Verlust gern verschmerzen, wenn mir nur Elise geblieben wäre.

Dafür lassen Sie mich sorgen —

Wie? Sie glauben —

Daß es mir ein Leichtes sein wird, das ungehorsame Kind unter die Obhut der Mutter zurückzuführen.

Der Hofrath begann wieder Hoffnung zu fassen.

Frau Berlau bat ihn, den Unfall zu vergessen, indem in zwei Tagen Alles anders gestaltet sein werde.

Hätten Sie dem Mädchen in dem Wunsche, aus dem mütterlichen Hause gebracht zu werden, nicht nachgegeben, so wäre dieß Alles nicht geschehen, aber so geht es immer, wenn die Herren klüger sein wollen als die Frauen.

Der Hofrath verließ, mit neuen Hoffnungen belebt, die Wohnung der würdigen Mutter.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Frau Berlau war nicht die Frau, die aus Zögerung über eine Begebenheit, so was man sagt, das Gras wachsen ließ; sie pflegte das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war.

Sie fuhr also gleich zu Elise.

Die Jungfrau war allein. Emil hatte sie ihrem Wunsche zu Folge verlassen. Sie litt noch an dem Eindrucke der eben erlebten Scenen, sie war noch nicht zu sich gekommen. Freude und Furcht bekämpften sich in ihrem Innern. Sie hatte noch keinen festen Entschluß für die Zukunft gefaßt, verschiedene Pläne tauchten in ihrem Innern empor, da wurde sie in ihrem Alleinsein unterbrochen, ihre Mutter trat ins Zimmer

Der Schreck machte die Jungfrau erblassen und erzittern.

Der Hofrath war schon bei ihr, dachte sie.

Sie fürchtete einen Sturm, dem sie doch Widerstand leisten mußte. Sie athmete beklommen und schwer; aber sie irrte sich.

Die Mutter war nichts weniger als aufgebracht. Sie eilte auf Elise zu, küßte sie und sagte: Grüß dich der Himmel! mein liebes Kind; ach, wie lange habe ich dich schon nicht gesehen, du glaubst gar nicht, wie oft ich an dich gedacht habe.

Elise athmete bei diesem Empfange etwas leichter.

Sollte sie von den heutigen Vorfällen noch keine Kenntniß haben? sprach sie leise bei sich, dann setzte sie laut hin-

zu: Ihr Besuch, liebe Mutter, kommt mir heute ganz unerwartet.

Ei sieh, du Schelmin! wie du nur heucheln kannst, schmeichelte Frau Berlau; ich merke es an deinem Nasespitzchen, daß du mich erwartet und zwar sehnsuchtsvoll erwartet hast; wie konnte es auch anders sein, nach so merkwürdigen Vorfällen, wie sie hier vor einer Stunde Statt fanden? da glaube ich sehr gerne, daß du mich herbeiwünschtest, um meinen Rath, meine Weisung zu vernehmen.

Elise wurde betroffen.

Liebe Mutter, begann sie, meine Lage ist so peinlich —

Was fällt dir bei? liebes Kind, unterbrach sie die Mutter, deine Lage ist ganz und gar nicht peinlich, du mußt dich nur über dieselbe hinaussetzen. Was liegt an dem Hofrathe! Ein Mann, der sich von seiner Frau übertölpeln läßt, für den sind, wie der Musiker Müller in »Kabale und Liebe« sagt, die Elisen nicht gewachsen. Du mußt dir jetzt den Hofrath ganz aus dem Kopfe schlagen, mit dem ist es nichts mehr!

Elise glaubte kaum ihrem Gehör trauen zu dürfen.

Liebe Mutter, sagte sie, frischen Muth fassend, der Herr Hofrath war also schon bei Ihnen?

Ja; er hat mir da ein Langes und ein Breites erzählt, wurde aber von mir hoffnungslos entlassen. Ich sagte ihm ganz offen: Da Sie es nicht verstanden haben, sich die Neigung meiner Elise zu erwerben, so kann ich als besorgte Mut-

ter nichts Besseres thun, als mein Kind noch heute mit mir nach Hause zu nehmen.

Die letzten etwas betonten Worte machten Elise erbeben; sie faßte sich jedoch gleich und sagte: Sie wollen also, daß ich —

Ich will, liebe Elise, daß du mich jetzt in der Stille nach Hause begleitest, deine Sachen werde ich morgen abholen lassen —

Das geht nicht, liebe Mutter.

Wenn man will, so geht Alles. Da ich nun weiß, daß mein Wille jederzeit auch der deine war, so zweifle ich gar nicht, daß du dich fügen wirst.

Aber bedenken Sie nur, die Miethe, die Leute im Hause, die Wohnung ist in meinem Namen gemiethet.

Dein Name, liebe Elise, hat nur dann Geltung, wenn er von dem meinen gestützt wird; du darfst nicht vergessen, daß du ein junges Mädchen und minderjährig bist. Uebrigens wird sich kein Anstand ergeben — sollte es der Fall sein, so werde ich ihn zu heben wissen. Du gehst also mit!

Elise, welche um keinen Preis die Wohnung verlassen wollte, bevor sie mit Emil gesprochen hatte, sagte mit Festigkeit: Ich werde nicht mitgehen!

Das kann nicht dein Ernst sein, liebes Kind.

Es ist mein voller Ernst.

Dann bist du ein eigensinniges Mädchen, eine ungehorsame Tochter und kränkst mich, was ich um dich nicht verdient habe.

Ich bleibe fest bei meinem Entschlusse.

Du willst also gar nicht mehr zu deiner Mutter zurückkehren?

Elise sann eine Weile nach, dann antwortete sie: Diese Frage werde ich Ihnen morgen beantworten.

Frau Berlau lächelte verschmitzt und sagte: Morgen? Meinethalben! Damit du dich überzeugst, daß ich eine gute Mutter bin, so will ich Nachsicht mit deinen Launen haben. Gut denn, ich werde morgen kommen und mir die Antwort holen.

Nach vielen Küssen und Liebkosungen entfernte sie sich.

Auf dem Wege murmelte sie: Sie will mir morgen antworten! Die Einfältige! sie vergißt, daß sie es mit mir und nicht mit dem Hofrathe Hohlkopf zu thun hat! — —

Nach der Entfernung hatte Elise nichts Eiligeres zu thun, als nach Emil zu senden. Frau Cäcilia, welche eine emsige Behorcherin aller dieser Scenen gewesen war, und große Freude über die Abfertigung des Bureauchefs empfand, mußte sich eilig auf die Beine machen. Sie fand Emil bei dem Lithographen und trat schleunigst in seinem Geleite den Rückweg an.

Elise setzte den Angekommenen von dem Besuche ihrer Mutter in Kenntniß und theilte ihm ihre Besorgnisse mit.

Und meiner, fragte Emil, hat sie gar nicht erwähnt?

Mit keiner Sylbe!

Darin liegt das Gefährliche. Sie führt etwas im Schilde, das ist gewiß, und wir müssen auf der Hut

sein. Jedenfalls wollen wir unsere Beschützerin davon in Kenntniß setzen.

Da die siebente Stunde bereits herangerückt war, so befanden sich Adolfine und der Graf schon in der Oper. Die jungen Leute beschlossen daher, den nächsten Vormittag abzuwarten, und dann wo möglich noch vor dem Eintreffen der Mutter den Grafen von Allem in Kenntniß zu setzen und seinen Rath zu erbitten.

Während die jungen Leute sich wechselseitig zu beruhigen suchten und Muth zusprachen, war Frau Berlau mit der Ausführung ihres Planes beschäftigt; es verging kaum eine Stunde seit ihrer Entfernung von Elise, und sie rollte schon wieder in einem Fiaker dem Rennwege zu.

Frau Berlau hatte eben die Treppen erstiegen und war im Begriffe die Thür ihrer Wohnung zu öffnen, als ihr Frau Riegel entgegentrat.

Die würdige Feldweblin machte ihre Freundin sehr erschrecken; theils das plötzliche Hervortreten in der Dämmerungszeit, theils aber das Unerwartete des Besuches trug Schuld daran.

Ach Gott! rief Frau Berlau mit einem Tone, welcher in Zucker und Essig aufgelöst schien, wie hast du mich erschreckt!

Wirklich? Thut mir leid! War gar nicht meine Absicht!

Man trat ein.

Die Feldweblin warf gierige Blicke umher; trotz der

Dunkelheit glaubte sie etwas erspähen zu müssen. Vergebens, was sie suchte, war nicht vorhanden.

Frau Berlau zündete Licht an.

Wir haben uns lange nicht gesehen, liebe Freundin.

Ja, versetzte die Feldweblin kalt, ziemlich lang. Du hast dich wohl nach mir gesehnt?

Nach dieser Frage brach sie in ein höhnisches Lachen aus.

Frau Berlau wollte dieß nicht verstehen und sagte: Ich war einige Male bei dir, habe dich aber niemals zu Hause getroffen.

Arme Frau, grinste die Feldweblin, du hast wohl durch das oftmalige Hin- und Hergehen einige Paar Sohlen abgewetzt?

Frau Berlau achtete auch dieses Spottes nicht und sagte: Bei mir hat sich, wie du bemerken wirst, seit deinem letzten Besuche viel verändert.

Ja, ich bemerke es. Der Schlag ist leer, die Täubchen sind ausgeflogen. Es ist manchmal ein Glück, wenn man hübsche Töchter hat; manchmal aber auch ein Unglück. Ich habe einen Fall erlebt, wo eine Mutter durch ihre schöne Tochter ins Zuchthaus gekommen ist

Frau Berlau schauderte und sagte nach einer Weile: Diese Mutter wäre wahrscheinlich auch ins Zuchthaus gekommen, wenn sie keine schöne Tochter gehabt hätte.

Du bist im Irrthum. Ich will dir die Geschichte erzählen.

Ich schenke dir die Erzählung; du weißt, ich bin keine

Freundin von Geschichten, bei denen man es dahingestellt sein lassen muß, ob sie sich auch wirklich zugetragen haben.

Wenn meine Geschichte auch nicht wahr ist, so kann sie doch wahr werden! Und willst du wissen, wie jene Mutter heißt, welche durch ihre schöne Tochter ins Zuchthaus kommen wird? Sie heißt — Caroline Berlau!

Eulalia! rief diese drohend.

Nur ruhig, ermahnte die Andere; wer Butter auf dem Kopfe hat, soll nicht in die Sonne gehen.

Ich weiß nicht, wie du mir heute vorkommst, suchte Frau Berlau einzulenken; du bist heute so bissig, so höhnisch, als ob ich dir was Böses angethan hätte; wir sind langjährige Freundinen —

Wenn du mich an deine Freundschaft erinnerst, dann wirst du mich nur noch bissiger und höhnischer machen. Du bist eine falsche Freundin, so wie du eine falsche Mutter bist. Hör' mich an, Caroline. Du hattest zwei hübsche Töchter. Was du auch immer mit ihnen im Sinne haben mochtest, so wär' es in der Ordnung gewesen, mich als deine langjährige Freundin mit ins Geheimniß zu ziehen. Du kennst mich als eine erfahrene, als eine kluge Frau, und hättest wissen sollen, daß ich dir in jeder Beziehung hätte sehr nützlich sein können. Du thatest dieß nicht, sondern hintergingst mich oder suchtest mich wenigstens zu hintergehen. Ich lächelte im Stillen und dachte mir: Gut, wenn Caroline mich als Freundin nicht achtet, so soll sie mich als Feindin fürchten! — Ich hatte deine Pläne bald er-

forscht. Ich war diejenige, welche Sofie dazu bewog, nur als Gattin dem Fürsten angehören zu wollen. Ihr habt sie betrogen! Diesen Betrug, für den ich unwiderlegbare Beweise habe, entdeckte ich Sofie, und wie ich vor einigen Tagen erfuhr — denn ich war wieder in dem fürstlichen Hause auf dem Schaumburgergrund — hat dieß bereits seine Früchte getragen, deine Tochter ist dem Fürsten entflohen.

Weißt du bereits ihren Aufenthalt? fragte die Andere hastig.

Deine Frage war vergebens, denn von mir wirst du ihren Aufenthalt nie erfahren. Ich komme nun zu deiner zweiten Tochter. Du hast Elise dem Hofrathe in die Arme geführt, ich wußte dieß sehr gut, aber ich fand es nicht nothwendig, hier einzuschreiten, denn ich erfuhr aus untrüglicher Quelle, daß man deine Pläne von anderer Seite vereiteln würde.

Woher erfuhrst du dieß?

Von einer Freundin deiner Tochter, von Marie Walter. Du siehst, die Mädchen haben zu mir mehr Vertrauen als zu dir, was auch natürlich ist, da ich ihnen auch Gefälligkeiten erweise und sie zu behandeln weiß. Deine beiden Unternehmungen sind also vollkommen mißglückt, denn der etwaige augenblickliche Nutzen, den dir die Speculation abwarf, wird bald verschwunden sein, und du hast den Nachtheil, daß deine Kinder sich von dir wenden, und am Ende von dir nichts werden wissen wollen. Du mußt einsehen, wie einfältig du gewesen bist.

Ich kann dir leider nicht ganz Unrecht geben, sagte Frau

Berlau, und ich bekenne, daß ich gegen dich nicht aufrichtig war; aber kein Fehler, der sich nicht wieder gut machen ließe.

Deßhalb bin ich gekommen, und du wirst nun in meinem Sinne handeln, sonst werde ich öffentlich gegen dich auftreten. Der Fürst würde sich in diesem Falle aus der Schlinge ziehen, aber du und der saubere Herr Leopold kommt ins Zuchthaus.

Eulalia, mit solchen Drohungen mußt du mir nicht kommen!

Sie sind nothwendig, damit du es keinen Augenblick lang vergissest, was dir bevorsteht, wenn es dir einfallen sollte, mich wieder zu hintergehen. Jetzt erzähle Alles umständlich und genau, damit wir zu einem Entschlusse kommen.

Die Vorfälle mit Sofie schienen für die würdige Feldweblin von wenigem Interesse, doch als sie von dem Zustande Sofiens erfuhr, sagte sie: Das ist ein sehr glücklicher Umstand, den wir gehörig benützen werden.

Wenn wir das Mädchen nur schon aufgefunden hätten!

Das laß du nur unsere Sorge sein. Jetzt weiter, wie steht es mit Elise?

Frau Riegel horchte aufmerksam zu.

Als ihre Freundin geendet hatte, sagte sie: Das hätte nicht besser kommen können; aber mit deinem Plane, das Mädchen dem Hofrathe wiederholt zuzuführen, ist es nichts; da habe ich ganz andere Ideen.

Ich bin gespannt, sie zu hören.

Wenn du mir Beweise deiner Aufrichtigkeit gegeben haben wirst, so werde ich dir vertrauen; jetzt kann ich es noch nicht. Deine Schritte, die du im Uebrigen gethan hast, sind zweckmäßig, ich werde jedenfalls morgen Früh hieher kommen.

Die beiden Damen hatten also ein neues Bündniß geschlossen. Frau Berlau sorgte für ein treffliches Abendmahl und die Feldweblin sprach demselben wacker zu.

Als die Erstere sich es beikommen ließ, auf Elisens ferneres Wohlsein einen Toast anzutragen, sagte die Riegel geheimnißvoll: Nicht auf ihr Wohlsein wollen wir trinken, sondern auf ihr glückliches Unwohlsein!

Die Freundin sah sie verdutzt an.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist nahe an Mitternacht.

Elise lag noch wach, der Schlaf floh ihr Lager.

Außen wird heftig die Hausglocke gezogen.

Sie horcht; ihr Herz klopft.

Die Hausthür geht auf, sie hört dumpfe Stimmen.

Es wird ihr unheimlich, bange.

Jetzt klopft man an ihrer Thür.

Sie springt auf, zündet Licht an, zieht rasch einige Kleidungsstücke an und wirft einen Mantel um. Hierauf öffnet sie.

Ein Herr tritt ein, der Hausmeister und noch zwei Herren bleiben vor der Thür.

Heißen Sie Elise Berlau?

So ist mein Name.

Dann wollen Sie sich vollends ankleiden und mir folgen.

Wohin, mein Herr? fragte zitternd die Jungfrau.

Zur Polizei!

Elise glaubte in den Boden sinken zu müssen; die Scham röthete einen Augenblick lang die todtenbleichen Wangen.

Mein Herr, stotterte sie, es obwaltet vielleicht ein Irrthum?

Seien Sie unbesorgt, lächelte der Commissär, es obwaltet kein Irrthum. Sie sind Ihrer Mutter davongelaufen, um sich einem liederlichen Lebenswandel zu ergeben, dem muß gesteuert werden, wir haben in Wien liederliche Frauenzimmer im Ueberfluß —

Mein Herr, Sie thun mir Unrecht; ich bin ein rechtschaffenes Mädchen —

Die braven Mädchen miethen keine Separatwohnungen, sondern bleiben bei ihren Eltern.

Mein Herr, ich wohne nicht allein, ich habe eine Frau und eine Magd —

Wir wissen dieß recht gut, die Frau und die Magd werden ebenfalls mit eingezogen.

Elise, deren Schreck nach und nach abnahm, denn sie war sich ja keiner Schuld bewußt, sagte: Der Schein ist gegen mich, meine Unschuld wird sich herausstellen.

Jetzt kam Frau Cäcilia herüber, welche ebenfalls aufgestöbert worden und bereits angekleidet war.

Heiliger Lazarus! jammerte sie, ich habe in meinem Leben mit der Polizei nichts zu thun gehabt, und muß mich nun unschuldiger Weise einführen lassen! Ach Gott, wenn das mein Mann wüßte!

Wären Sie bei Ihrem Manne geblieben, sagte der Commissär, und nicht in so einen zweideutigen Dienst getreten.

Was? zweideutiger Dienst? rief Frau Schwelle, in einem Hause, wo ein Graf wohnt —

Elise hatte dieß kaum gehört, als ein glücklicher Gedanke sie erfaßte. Herr Commissär, bat sie im flehenden Tone, es kann Ihnen gewiß nur angenehm sein, wenn Sie einem armen, verleumdeten Mädchen eine kummervolle Nacht ersparen. Im ersten Stocke wohnt der Herr Graf von Strahlberg, der Eigenthümer dieses Hauses, er kennt mich und meine Mutter, er wird für mich Bürgschaft leisten, daß ich mich aus dieser Wohnung nicht entferne, bis ich mich vor der Behörde vollkommen gerechtfertigt habe.

Der Commissär sann eine Weile nach, dann entgegnete er: Ich will Ihrer Jugend halber diese Rücksicht nehmen und mit dem Herrn Grafen sprechen!

Er begab sich in das erste Stockwerk.

Elise schöpfte frische Hoffnung.

Allein schon nach einigen Minuten kehrte er zurück.

Es thut mir leid, der Herr Graf ist nicht zu Hause, Sie müssen mir folgen!

Richard und Adolfine befanden sich unglücklicher Weise noch in der Soirée beim Freiherrn v. Feldenhein.

Elise vergoß heiße Thränen.

Frau Cäcilia klagte.

Hat man so etwas je erhört? unschuldige Frauen auszuheben!

Der Commissär unterbrach sie: Verhalten Sie sich ruhig; wenn Sie unschuldig sind, so wird es sich zeigen.

So was kann sich nicht zeigen, das muß ich am besten wissen! Heiliger Lazarus! das passirt mir heute zum ersten Male; hätte ich das gewußt, der verdammte Hofrath würde mich nicht bewogen haben —

Der Commissär, welcher in Gegenwart der Polizei einen unliebsamen Scandal befürchtete, sagte: Seien Sie still; je ruhiger Sie sich betragen, desto eher werden Sie entlassen!

Cäcilia unterstützte das Fräulein; die Magd ging gleichgiltig hintendrein.

Man verließ das Haus.

Es war ein Uhr.

Eine Weile später kehrte der Graf und Adolfine zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Vormittage war Emil der erste, welcher von dem Vorfalle Kenntniß erhielt. Da er sich zu dem Grafen begeben wollte, fand er Elisens Wohnung geschlossen. Nach längerem Harren begab er sich zum Hausmeister, wel-

cher ihm den polizeilichen Besuch meldete. Er eilte sogleich zum Grafen.

Die Mutter ist uns zuvorgekommen, sagte Richard; die intriguante Frau wird auf ihre mütterliche Autorität pochen, aber wir werden diese schon ins wahre Licht zu setzen wissen.

Er kleidete sich an.

Sein erster Weg führte zur Polizei.

Er zog bei einem bekannten Beamten Erkundigungen ein und erfuhr, daß Elise auf Requisition ihrer Mutter eingezogen und nach einem kurzen Verhöre ihrer Mutter übergeben worden war.

Der Graf theilte Emil dieses Ergebniß mit.

Der junge Mann, fest entschlossen, das Mädchen nicht in den Händen der Mutter zu lassen, eilte Nachmittags auf den Rennweg.

Marie Walter sollte ihm Auskunft geben.

Er erfuhr, daß Frau Berlau am Morgen ausgegangen war. In einigen Stunden kam sie allein zurück, packte einige Koffer voll, sperrte die Wohnung und übertrug dem Hausmeister die Aufsicht über die zurückgelassenen Möbel, da sie eine Reise nach Ungarn antreten und längere Zeit von Wien entfernt bleiben werde.

Verdammtes Ungarn! brummte Emil. Die alte Betrügerin soll mich nicht zum Narren haben.

Er eilte in das Bureau, wo die Pässe ertheilt werden, zog dort Erkundigungen ein und erfuhr, daß Frau Caro-

line Berlau für sich und ihre Tochter Elise in der That einen Paß nach Pesth gelöst hatte.

Emil ging bestürzt von dannen.

Arme Elise! seufzte er, was wirst du Alles erdulden müssen! —

Achtes Kapitel.

Die letztverflossenen Jahre leben noch in Jedermanns Angedenken.

Die socialen und politischen Zustände der Monarchie stehen noch frisch und lebhaft in unserem Gedächtnisse.

Ein eiserner Wille herrschte über Oesterreichs Lande, und diesem eisernen Willen stand ein mächtiger, eiserner Arm zu Gebote.

Die kommenden Jahrhunderte werden es unbegreiflich finden, wie es in einem so aufgeklärten Zeitalter durch eine so lange Reihe von Jahren einem einzelnen Manne gelingen konnte, fast zwei Drittel unseres Welttheils in das Netz seines Systems zu ziehen; sie werden in Zweifel gerathen, ob sie mehr seine List, seinen Starrsinn und seine verderbliche Consequenz bewundern, oder ob sie mehr den Stumpfsinn derjenigen verdammen sollen, welche sich wie Kinder am Gängelbande von ihm leiten ließen.

Wünscht ihr von dem damaligen Zustande unseres Gesammtvaterlandes ein anschauliches Bild, so stellt euch eine Tänzerin vor, die im Lampenlichte auf den Bretern vor euch

gaukelt, Gefühle heuchelt, die sie nicht empfindet, einen Wohlstand zur Schau trägt, den sie nicht besitzt. Ihre Gewänder sind Flitter, ihr Schmuck glänzt, aber er ist falsch. Der erste hereinbrechende Morgenstrahl läßt euch fahle Wangen, falsches Haar und falsche Zähne erkennen, die üppige Körperform war eine Lüge, das heranströmende Licht weist auf die nackte, schreckliche Wirklichkeit hin.

So war Oesterreich!

Sein äußerer Glanz, seine Wohlhabenheit sollte die Welt blenden, damit man bei jeder Gelegenheit darauf hinweisen und sagen könne: Seht, ihr Thoren, solcher Wohlstand herrscht bei uns, wo der absolute Wille eines Einzelnen regiert; was habt ihr Anderen von eurem Freiheitsschwindel, könnt ihr von der Freiheit satt werden?

Aber als wollte die Gottheit den frechen Uebermuth Lüge strafen, tauchten an die trügerisch-glatte Oberfläche Blasen auf, Blasen, welche auf die Fäulniß der Tiefe hindeuteten.

Von den Karpathen herab tönte der Weheruf hungernder Menschen, aus den Erzgebirgen heraus drang der Jammer eines am Hungertuche nagenden Volkes.

Wer wagt jene zu zählen, die vom Hungertode hingerafft wurden? Wer wagt die zu zählen, die später der Krankheit in Folge des früheren Hungers erlagen?

Wie viele Kinder haben aus den Brüsten der Mütter, statt Milch, Blut gesogen? Wie viele Mütter haben ihre Kinder aus Noth und Elend auf öffentlichem Markte verkauft?

Ja, die Gottheit wollte den frechen Uebermuth Lüge strafen und ließ diese Krätzen am Leibe der gaukelnden Tänzerin aufschießen, auf daß der graue Sünder das faule Blut erkenne. Aber der starrsinnige Quacksalber hielt es für ein örtliches Uebel, er hatte an böses Blut keinen Glauben. Da zürnte der Himmel noch einmal und die Noth drang bis in das Herz der Monarchie.

Da taumelten sie auf.

Ist es möglich, riefen die Bürger, daß in einem wohlhabenden, guteingerichteten Staate nach einer zweimaligen mißlicheren Ernte eine solche Theuerung entstehen kann, in einem Staate, zu welchem, nebst anderen fruchtbaren Ländern, auch noch Ungarn gehört?

Selbst die dickgemästeten Pfahlbürger schüttelten den dummen Kopf, und die Regierung hatte im ersten Augenblicke nichts Eiligeres zu thun, als daß sie in den Journalen Alles streichen ließ, was nur irgend an die herrschende Noth erinnern konnte. Aber die Striche der Censoren machten das Brod nicht größer, sie stillten den Hunger der Arbeiter nicht, sie steuerten nicht dem Wucher, sie halfen nicht dem Mangel, viel weniger der Noth und dem Elende ab.

Aller Augen waren auf die Regierung gerichtet; eine Theuerung in Wien war das Gefährlichste, was einem Metternich begegnen konnte, denn Hunger treibt zur Verzweiflung, und in der Verzweiflung konnten selbst die Wiener an etwas Anderes zu denken beginnen, als an die

Marra und Lind, als an David, Berlioz und Meyerbeer.

Da tauchten die Kreuzer- und Suppenvereine auf, die Hilfs-Comité's kamen an die Tagesordnung, es war das bequemste Mittel, die Massen durch die Massen unterstützen zu lassen; die Regierung aber, dieselbe Regierung, welche in den letzten dreißig Friedensjahren Milliarden verschlang und vergeudete, dieselbe Regierung that nichts, als daß sie zu spät ein Getreideausfuhrverbot erließ, welches fast öffentlich umgangen wurde, und die auswärtigen Blätter wußten sogar Geschichtchen zu erzählen, aus welchen hervorging, daß selbst sehr hohe Herrschaften es nicht verschmähten, während der drückendsten Noth im Lande, trotz des Verbotes, mit dem Getreide über die Landesgränze zu wuchern.

Das was bisher nur dem sorgfältigen Beobachter, das wurde jetzt plötzlich jedem Auge klar; der mittlere Stand, jener Stand, welcher die festeste Stütze jedes wohleingerichteten Staates zu sein bestimmt ist, dieser Stand war ruinirt — noch zwanzig solcher Regierungsjahre, und Oesterreich wäre in dieser Beziehung auf derselben Stufe gestanden, wie England, es hätte nur Reiche und Arme gegeben. Wie sehr jener Stand herabgekommen war, bewies die Folge nur zu deutlich; die ersten Weherufe nach der Revolution ergingen von Seite dieses Standes.

Die materielle Seite des Staates war also hohl und aufgeblasen, der Credit gesunken, die Schuldenlast zu einer immensen Höhe gestiegen.

Sollen wir nun auch von dem geistigen Zustande sprechen? Sollen wir erwähnen, wie systematisch die Verdummung des Volkes betrieben wurde. Sollen wir erwähnen, wie kein Mittel verabscheut wurde, um die Masse zu verweichlichen, zu entkräften und zu verthieren? — Die Zeit liegt uns zu nahe; noch steht Alles im frischen Angedenken; das Unglaublichste, was wir in dieser Beziehung erlebt und erduldet, wird vielleicht in tausend Jahren zum unwahrscheinlichen Mährchen herabgesunken sein. Pfaffenthum und Beamtenthum reichten sich brüderlich die Hand, um das Volk zu Grunde zu richten; sie mästeten sich nicht nur von dessen Fleisch, sondern beflissen sich auch, ihm das Bischen Geist aus dem Gehirn zu saugen.

Nach welcher Provinz der Monarchie wir unser Auge auch wenden mögen, wir finden überall denselben Druck, dieselben Finsterlinge, dieselbe Geistesknechtschaft; selbst Ungarn mit seinen uralten Rechten und Privilegien, mit seinem Landtage, wand sich im eisernen Joch.

Dreißig Friedensjahre waren verrauscht, und sie hatten nicht nur keine zeitgemäßen neuen Staatseinrichtungen gebracht, sondern sie hatten sogar, wie die sieben magern Kühe Pharao's, die Reformen Josefs des Zweiten verschlungen; das Volk war verdummt, die Masse verarmt, die Staatsschuld vergrößert, die Redemptoristen eingeführt und die Jesuiten wiedergekehrt.

Bei dem Hereinbruche dieser materiellen und geistigen Verarmung spiegelte die Residenz im Kleinen einen Aus-

druck und ein Abbild der Gesammtmonarchie ab: In den oberen Schichten Ueberfluß, Luxus und Reichthum, in den unteren zunehmende Verarmung, Mangel und Kampf mit den Bedürfnissen des Lebens; auf der Oberfläche der Gesellschaft Ruhe und scheinbare Ergebenheit, im Innern derselben düsteres Wogen, leises Murren und ein unbezähmbarer Trieb nach vorwärts. Wer sich von der Außenseite der Residenz täuschen ließ, hielt sie für wohlhabend, genußsüchtig und für jede freiere Regung unempfänglich, aber man irrte sich; der Wohlstand der Residenz ruhte auf keiner festen Grundlage, man hatte es versäumt, sie jener Bestimmung zuzuführen, welche ihr unverkennbar von der Natur aus vorgezeichnet ist; Wien war nicht die solide, unverwüstliche Handelsstadt, die es sein sollte, sondern es war angewiesen auf den Zusammenfluß von Fremden, auf die Vortheile, welche der Sitz der Regierung brachte, auf die Summen, welche der Hof verzehrte, auf den Luxus, den der Adel consumirte, und auf die Brosamen, die von den Tischen der Reichen fielen. Es schien dieß Alles mit klugem Vorbedacht zu geschehen, um die Masse der Bewohner von den Großen und Reichen abhängig zu machen und sie im Nothfalle durch diese im Zaume zu halten.

Eben so sehr wie bei dem Wohlstande, täuschte man sich aber auch über die Genußsucht und Unempfänglichkeit der Wiener. Der Wiener, gutmüthig und lebensfroh, ist nichts weniger als sorglos, er ist ein feiner Beobachter und fühlt überall die Wahrheit heraus. Die Regierung that Alles,

um nur die Wiener einzulullen; die Wiener stellten sich, als ob sie schliefen und schlossen zum Scheine die Augen, sie täuschten statt getäuscht zu werden, ja, dieß gelang ihnen so vortrefflich, daß man selbst in den obersten Schichten über die witzigen Bonmots lachte, in denen sie sich Luft machten, wenn sie etwas *wurmte*.

Die Regierung that Alles, um die Residenz zu verweichlichen; scheinbar ließ man sich von den Netzen umschlingen; aber vollends fangen — das gelang ihr nie. Wie sehr dieser Ausspruch wahr ist, beweisen die Bestrebungen in geistiger Beziehung. Wie viele Tausende verbotener Bücher wurden in Wien in einem Monate gekauft! wie viele verbotene Journale von Bürgerfamilien bestellt! Trotz aller Gefahr wußte man sich die verpöntesten Broschüren zu verschaffen, und je verrufener ein Werk war, durch desto mehr Hände pflegte es zu wandern. Im strengen Gegensatze zu dieser Gier blieben alle jene Schriften, welche im Sinne und im Interesse der Regierung erschienen, gänzlich unbeachtet, trotz der Mystification, die man oft anwendete, um sie ins Publicum zu schmuggeln.

Aber noch mehr als diese gewiß untrüglichen Zeichen beweisen obigen Ausspruch jene Gesellschaften, die sich mit unwiderstehlichem Drange gebildet hatten, und gegen welche sogar die Polizei keine Macht besaß. Unter dem Aushängschilde eines *Lesevereins* schaarten sich die Capacitäten und der scientifisch-gebildete Theil Wiens zusammen, seine Anhänger erstreckten sich bis in die Nähe des Thrones; unter

mächtiger Protection gedieh der juridisch-politische Leseverein, sein Kern war eine compacte Opposition des staatskanzlerischen Systems; dieser Verein gedieh in solcher Fülle, trieb mit solcher Kraft und gewann bald ein solches Ansehen, daß es nicht viel Verstand bedurfte, um mit dem Grafen Sedlnitzky, dem durchtriebensten Werkzeuge Metternichs, auszurufen: In diesem Vereine liegt der Keim zu einer Revolution! — Weniger bedeutungsvoll, aber dennoch nicht zu übersehen, ist die Gesellschaft, welche sich aus der Kunstwelt Wiens unter dem Namen Concordia gebildet hatte. Bloße Unterhaltung war der Vorwand, die Polizei legte alle nur erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg, man besiegte sie, und wenn man auch an den Abenden der Zusammenkunft nur Lieder sang und Gedichte vortrug, so vermochte die Polizei doch nicht die freiere Entfaltung des Geistes zu verhindern, eben so wenig als sie im Stande war, dem vertraulichen Austausche politischer Meinungen und Gedanken eine Schranke zu setzen. — Zu diesen beiden Associationen gesellte sich bald eine dritte, welche, ihrer Bestimmung nach ganz unpolitischer Natur, trotzdem von einer größeren Wirkung wurde, als selbst der politische Leseverein. Es ist das größte Schandmal der Metternich'schen Regierung, daß Unternehmungen jeder Art am ehesten bewilliget und begünstiget wurden, wenn sie dazu beitrugen, die Menge zu unterhalten, zu zerstreuen und sinnlichen Genüssen hinneigen zu machen. So entstand der — Männergesangsverein!

In dieser Gesellschaft war größtentheils die bürgerliche Classe vertreten, und wer da erwägt, wie mächtig der Eindruck ist, den der Gesang bei allen Menschen hervorbringt; wer ferner erwägt, wie nachhaltig, fast unauslöschbar ein freies Lied wirkt, der wird die Bedeutsamkeit des Männergesangvereins keinen Augenblick lang in Zweifel ziehen. Wenn er in Concerten mitwirkte, strotzten die Säle, wenn er seine Fahrten ins Freie unternahm, folgten ihm Tausende von Zuhörern aus allen Schichten und Ständen. Dieser Verein war es, der damals schon den ersten zündenden Funken ins Volk warf, als er begeistert und die Massen begeisternd das Lied vom „deutschen Vaterlande" sang.

Haben sich also die Wiener einlullen und zu einer verweichlichten Masse kneten lassen, aus welcher man dann Automaten nach Belieben hätte formen können?

Wer war der Getäuschte? Wer hatte Augen und sah nicht? Wer hatte Sinne und begriff die Zeit und die Menschen nicht?

Es wird nicht leicht eine zweite Stadt geben, welche für Gesellschaftlichkeit so empfänglich und so eingenommen ist, wie Wien. Geselligkeit ist das fünfte Element des Wieners, daher waren die öffentlichen Locale der Residenz von jeher sehr besucht; es war nicht so sehr Bedürfniß nach Zerstreuung, als nach Geselligkeit, welches sie füllte.

Dieser Drang nach Geselligkeit und Gedankenaustausch war es auch, der viele kleinere Gesellschaften entstehen ließ,

welche theils an öffentlichen, theils an Privatorten zusammenkamen und so stillschweigend von dem Versammlungsrechte Gebrauch machten.

Ohne an eine Verschwörung oder geheime Verbindung zu denken, machte man sich über die Regierung lustig, las verbotene Gedichte oder Artikel der verpöntesten Journale vor, scandalisirte über Hoch und Niedrig, medisirte über Notabilitäten aller Classen und trieb, ohne daß man es wußte — Opposition. Es war damals nicht leicht möglich in einer Gesellschaft verschiedene Gesinnungen anzutreffen, wenn man auch in einzelnen Meinungen abwich, in der Gesinnung stimmte man überein, denn Alles haßte Metternich und seine Regierung.

Wenn man die ganze Geschichte der österreichischen Lande durchgeht, so wird man bis zum Jahre 1848 keinen Mann finden, der sich so einstimmig den Fluch des österreichischen Volkes erworben hat, wie Fürst Metternich! —

Manche der Vereine, die sich bald bildeten und bald auflösten, hatten sogar Namen und Statuten, so gab es einen Verein »der rothen Erde," einen Verein von „armen Schluckern," der aber, nebstbei bemerkt, sehr viel Champagner vertilgte, und unter Anderen einen „Maulwurfsverein," der sich im Finstern unterhielt und tausend Späße producirte.

Wir führen jetzt unsere Leser in eine Gesellschaft, welche sich wöchentlich zu versammeln pflegte; der Ort, wo wir sie finden, ist die Vorstadt Landstraße, das Haus hieß

zur goldenen Rose; es ist dieselbe Gesellschaft, welche Emil, wie er seinem Freunde jüngst erzählte, bereits besucht hatte. Auch heute finden wir ihn auf dem Wege dahin, ihn und seinen Freund Rudolf. Dieser war bereits vollkommen genesen und schien von Emil unzertrennlich. Er hing an ihm mit der wärmsten Freundschaft, deren ein junges Herz nur fähig ist. Das Ungeschick, welches Emil durch die Abreise seiner Geliebten traf, beschäftigte die Freunde viele Stunden lang und sie sprachen auch jetzt davon.

Wir Beide, sagte Rudolf eben nicht ohne Laune, haben sehr viel Unglück mit unseren Herzen; es wäre besser gewesen, wir hätten die Liebe von der epikuräischen als von der platonischen Seite aufgefaßt, wir würden vielleicht glücklicher gewesen sein. Uebrigens kann ich deine Fassung, dein Phlegma seit Elisens Entfernung nicht genug bewundern. Du bist so ruhig, als ob du sie in den besten Händen wüßtest, und doch ist sie bei ihrer Mutter!

Du verkennst mich, lieber Freund, ich bin nicht so ruhig als du glaubst; daß ich Fassung besitze, um nicht den Kopf zu verlieren, das verdanke ich dem Vertrauen, welches ich in die Klugheit, in die Kraft und in die Liebe meines Mädchens setze. Es ist gewöhnlich nicht sehr wünschenswerth, daß junge Mädchen viel Erfahrungen machen, aber für Elise waren die letzten Monate sehr heilsam; sie kennt nun ihre Mutter und die Gefahr, welche ihr droht, das ist genug, um sich von dieser Seite zu verwahren. Uebrigens darfst

du nicht vergessen, daß Frau Berlau in Pest nicht lange unaufgesucht bleiben wird. Graf Richard hat alle seine dortigen Bekannten in Bewegung gesetzt, ich selbst habe meine Studiengenossen, die dort zu Hause sind, in Requisition genommen, wir werden bald Näheres hören, und ist die Dame mit Elise wirklich in Pesth, dann eile ich dahin, entführe Elise und lasse mich mit ihr in dem ersten besten ungarischen Dorfe trauen. Du weißt, in Ungarn geht das sehr leicht.

Viel Glück zu deinem Vorhaben! aber noch mehr Glück zu den Nachforschungen! denn damit werden die Herren in Pesth einen schweren Stand haben; übrigens wollen wir das Beste hoffen.

Sie waren eben bei dem bezeichneten Hause angelangt. Im ersten Stocke, die Fenster nach rückwärts, befand sich eine geräumige Wohnung. Diese war von einem jungen Manne bezogen, welcher, um sich in der höheren Tonkunst auszubilden, nach Wien gekommen war. Er war ein Pole von Geburt, hatte jedoch seine Erziehung in Berlin genossen. Empfehlungsschreiben, welche er an hiesige Künstler und Schriftsteller mitbrachte, verschafften ihm bald zahlreiche Bekanntschaften, man besuchte sich wechselseitig, der junge Mann lud öfter einige der Bekannten in seine Wohnung, und so bildete sich nach und nach die Gewohnheit heran, daß man wöchentlich wenigstens Einmal bei dem gastfreundlichen Polen einsprach, der es verstand, mit Hilfe seiner Nachbarsleute, die seine Freigebigkeit nicht

genug loben konnten, seine Gäste sehr angenehm zu bewirthen.

Wenn man zu Leo, so hieß der junge Mann, ins Zimmer trat, so fand man Musikalien und Instrumente, so daß sich jeden Augenblick ein kleines Orchester etabliren konnte, einen Schrank, welcher eine kleine Handbibliothek der neuesten Schriften enthielt und ein Fortepiano. Ein Tisch und eine Menge Stühle theilten sich in den übrigen Raum. Die eigentliche Wohnung Leo's befand sich in dem angränzenden Cabinete. Die Gesellschaft pflegte sich immer in dem großen Zimmer zu versammeln, welches eine sehr geräumige und bequeme Gelegenheit bot.

Als Emil und Rudolf eintraten, waren bereits mehrere Herren anwesend, einige musterten in den Musikalien, ein Anderer klimperte auf dem Piano, wieder Andere standen vor einigen hübschen Bildern, welche die Wand zierten, kurz Jeder unterhielt sich mit dem, was ihm am meisten Interesse einflößte. Leo empfing den jungen Techniker sehr freundlich, und da ihm dieser seinen Freund vorstellte, so wurde auch Rudolf ohne viele Worte willkommen geheißen. Von diesem Augenblicke waren die Angekommenen wie zu Hause, der Ton der Unterhaltung war herzlich, Jeder mußte in denselben einstimmen, wenn er nicht fürchten wollte die übrige Gesellschaft in ihrem Vergnügen zu stören. Rudolf gefiel sich sehr in dieser Umgebung, es waren meist gebildete junge Herren, und da er auch einige Maler fand, so war er bald in seinem Elemente. Die Unter-

haltung mit einem jungen Manne, dessen Geist ihn besonders fesselte, bewog ihn, sich seinen Namen zu erbitten.

Ich heiße Isidor.

Sie sind vielleicht der Maler —

Ich bin es —

Die Freude Rudolfs war doppelt groß, denn er hatte den Namen schon öfter nennen hören.

Die beiden jungen Männer zogen nun auch Emil mit ins Gespräch, man unterhielt sich von Tagsereignissen, hörte dann ein Quartett an, welches eben executirt wurde, sprach über Musik und die neuesten Erscheinungen in diesem Gebiete.

Jetzt trat ein kleines Männlein in das Zimmer. Der Angekommene, kaum fünf Schuh hoch, war schmächtig, in sein blasses, mageres Gesicht hatte die Zeit bereits ihre Furchen eingepflügt, sein blaues Auge war etwas wässerig, sein Blick blöde, der Mund vorzüglich hübsch gebildet, fast mädchenhaft möchten wir sagen, dagegen war das blonde Haar verworren und hatte den einzigen Vorzug, daß es eine hohe, geistreiche Stirne unbedeckt ließ. Was an diesem Männlein am meisten auffiel, war seine Kleidung. Seine Pantalon reichte kaum bis an die Knöchel, sein Röckchen, welches mit Mühe den Bauch bedeckte, war bis unter den ganz nackten Hals zugeknöpft, der von dem Röckchen nur durch einen umgeschlagenen Halskragen geschieden war. Diese sehr luftige Garderobe machte auf den Sonderling aufmerksam.

Leo ging ihm freundlich entgegen und empfing ihn mit einem Mienenspiel, welches Rudolf zur Frage veranlaßte, ob der Angekommene taub sei.

Isidor, an den er sich gewandt hatte, sagte: Kennen Sie den Mann nicht? Es ist der bekannte Lyser!

Lyser! der Caricaturenzeichner, der Herloßsohns „Mephistofeles" so herrlich zu illustriren verstand?

Derselbe. Ein gebornes Genie! Er ist Musiker, Zeichner und Schriftsteller. Die ersten Kunstgrößen Deutschlands haben sein großartiges Talent anerkannt und sind mit ihm persönlich in Verbindung gestanden. Seine Genrebilder, in welchen er seine erlebten Abenteuer mit Hoffmann, Grabbe, Heine, Seidelmann, Kind, Tiek und anderen künstlerischen Notabilitäten erzählt, sind, wenn auch nur skizzirt, ich möchte sagen nur hingeschleudert, doch voll Interesse. Trotz seiner Taubheit hört er Musik, und seine Beurtheilungen verrathen Geschmack und eine tüchtige Schule. Er ertheilt Unterricht im Zeichnen und in Musik und arbeitet in fast alle hiesigen Blätter. Sein unglückliches Verhältniß mit seiner Gattin, die ebenfalls als Schriftstellerin bekannt ist, scheint auf seine geistige Production nachtheilig gewirkt zu haben; übrigens ist er ein flotter Bursche, vielleicht ein Bischen zu flott. Damit Sie ja in keine Verlegenheit gerathen, vermeiden Sie jedes Gespräch mit ihm; denn abgesehen davon, daß er Sie nicht hört, laufen Sie auch Gefahr, ihn nicht zu verstehen; der Kauz spricht so schnell und ein für uns Oesterreicher so ungewöhnliches Deutsch, daß man

hübsch lange braucht, sich an seine Sprache zu gewöhnen, um sie zu verstehen.

Während dieser Mittheilung hatte Lyser mit einigen Anwesenden eine Unterhaltung angeknüpft, die durch mangelhafte Mittheilung viel an ihrem Interesse verlor.

Ein neuer Gast trat ein.

Ein hoher, starker Mann, dem Anscheine nach von ungewöhnlicher Muskelkraft, dessen Größe durch die hinaufgeschobenen Schultern etwas beeinträchtigt wurde. Er trug einen drapfarbigen Ueberrock mit zwei Seitentaschen, die sehr an englischen Schnitt erinnerten. Von der unteren Hälfte seines Gesichtes war wenig zu sehen, denn ein voller blonder Bart bedeckte dieselbe. Um so mehr fiel eine hübsch geformte Nase und ein großes blaues Auge auf. Sein langes, lockiges Haar, welches er von vorne nach rückwärts gekämmt trug, war, so wie der Bart, nicht so sehr struppig als verworren, so daß seine Haare später von seinen politischen Todfeinden den Spottnamen „Mähnen" erhielten.

Dieser Mann war Dr. Becher.

Die meisten der Anwesenden empfingen ihn sehr freundlich. Er gehörte im musikalischen Fache zu den renommirtesten Kritikern der Residenz, seine Urtheile zeichneten sich durch Gründlichkeit aus, nur waren sie zu gelehrt-musikalisch und von den Massen weniger gelesen.

Nun, rief ihm eine Stimme entgegen, Sie, Herr Doctor, werden uns die sicherste Auskunft geben können: kommt die Lind oder kommt sie nicht?

Sie kommt, entgegnete Becher in jener fremdartigen Aussprache, an der man in Wien den sogenannten Ausländer augenblicklich erkennt. Director Pokorny ist bereits von seiner Reise zurückgekehrt und hat die Versicherung mitgebracht, im April wird sich die schwedische Nachtigall innerhalb unserer Mauern niederlassen, um in einem Cyclus von Gastrollen die Wiener zu begeistern. Gleichzeitig kann ich Ihnen die Neuigkeit mittheilen, daß im Herbste Meyerbeer mit sammt seinem „Feldlager in Schlesien,“ oder, wie man die Oper in Wien nennt, mit sammt seiner „Vielka“ eintreffen, und die Oper im Theater an der Wien aufgeführt werden wird.

Schon wieder in dem verdammten Theater an der Wien! rief Einer, der zu den eingefleischten Anhängern des Hofoperntheaters gehörte, welchem damals Pokorny den Rang abgelaufen hatte.

Das Theater an der Wien, entgegnete Lyser, ist jetzt àjour, und Ballochino, der jährlich mit 80,000 fl. C. M. unterstützt wird, unterliegt einem Privatdirector, ist das nicht eine Schande? Wir hören jetzt in der Vorstadt die Marra, den Pischek und Staudigl, wir haben hier David und Berlioz gehört. Saphir gibt da seine weitbekannten Akademien, jede Celebrität, welche nach Wien kommt, ist bestrebt, mit diesem Theater in Verbindung zu treten, und was leistet das Kärntnerthor-Theater? Nichts! gar nichts! Eine Gaukelbude, die einzig und allein

bestimmt ist, einem wälschen Schneidergesellen den Säckel zu füllen und dem Polizeipräsidenten Maitressen zu liefern.

Alle Anstrengungen Pokorny's sind vergebens! schrie sein Widersacher, damit er von Lyser gehört werde; die Zukunft wird Sie überzeugen, daß Pokorny doch zu Grunde gehen wird.

Was liegt daran? Er wird dann mit Franz dem Ersten ausrufen: »Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!«

Da es den Anschein hatte, als ob der Streit sich fortspinnen wollte, so sagte ein Dritter: Lassen wir den Faden aus und ergreifen wir einen neuen —

Jetzt erhob sich ein kleiner Herr, der bisher unbeachtet in einer Ecke gesessen und in einer Broschüre gelesen hatte.

Dieser Herr, untersetzter Natur, mochte vielleicht fünf oder sechs und dreißig Jahre alt sein; er trug den Kopf sehr tief zwischen den Schultern, wodurch seine ganze Figur ein gedrücktes Ansehen erhielt. Sein Gesicht war voll, die Backen fast aufgedunsen, ein kurzer Bart bedeckte sie. Die Augen dieses Mannes, schwarz und klein, warfen stechende Blicke, Blicke, die man unheimlich hätte nennen können. wenn sie nicht durch ein Paar Gläser gedämpft worden wären, welche der Kleine immer trug.

Lassen Sie die Herren gewähren, sagte er zu dem, welcher dem Streite ein Ende machen wollte, der Streit gewährt mir sehr viel Interesse, und wird es gewiß Jedem, der ihn nicht nur oberflächlich, sondern in seiner wahren Bedeutung erfaßt. Das Hofoperntheater ist vom Hofe unter-

stützt, und wird von der Aristokratie soutenirt, in demselben machen sich die hohen und höchsten Herrschaften geltend, der Adel ist in jenen Logen zu Hause; Ballochino ist ein Schützling Sedlnitzky's, in den Angelegenheiten dieses Theaters ist der Polizeipräsident allmächtig, denn hinter ihm steht die ganze Aristokratie. Das Theater an der Wien wird von einem Privatmanne geleitet, ein schlichter Mann, der dem Volk entstammt ist, dieses Theater ist mehr auf das kleinere und größere Bürgerthum angewiesen, es ist höchstens die Geldaristokratie, welche seine Logen bevölkert, dem Adel ist es ein Spital, er kommt nur heraus um sich von der Langeweile zu curiren, wenn ihn die k. k. Sänger in der Stadt halb krank gesungen haben. Der Wettstreit des Hofoperntheaters und des Theaters an der Wien ist also nicht blos ein Alterniren zwischen Ballochino und Pokorny, o nein! es ist ein Kampf zwischen Aristokratie und Volk, es ist ein Kampf, der mit Erbitterung geführt wird, denn Sie werden schon gehört haben, wie viele Mühe Graf Sedlnitzky sich gegeben hat, um dem Vorstadtdirector den Sänger Pischek abzufischen; Sie werden den stillen Grimm schon bemerkt haben, mit dem ein Theil der Herrschaften das Vorstadttheater meidet, während anderseits wieder das Hoftheater von seinen Gegnern nicht besucht wird. Für uns hat dieser Kampf deßhalb ein Interesse, weil im Hintergrunde ein Princip steckt, welches die Grundlage einer Revolution bilden kann. Die Feinde Ballochino's sind, vielleicht, ohne daß sie es wissen,

Feinde des Principes, welches sein Theater stützt, die Hunderttausende, welche sich zu Anhängern des Theaters an der Wien erklärt haben, wünschen nicht den Ballochino, sondern sie wünschen den Grafen Sedlnitzky zum Teufel; die Unzufriedenheit in den Gemüthern sucht sich Bahn zu brechen und begnügt sich vorläufig, ihr Dasein bei ganz unverfänglichen Gelegenheiten zu demonstriren. Wenn ich Sedlnitzky's Stelle einnähme und mich in seiner Lage befände, mir würde dieser Theaterkampf viel Unruhe verursachen.

Die offene Sprache des kleinen Mannes fand allgemeinen Anklang und seine Meinung keinen Gegner.

Sie haben recht, nahm nun Leo das Wort; es wäre nur zu wünschen, daß die Volkspartei, so wie hier, auch überall, wo sie dem Adel gegenüber in die Schranken tritt, Sieger bleiben möge.

Es wäre wohl zu wünschen, entgegnete der Kleine, und wir wollen es hoffen, obwohl es sich nicht läugnen läßt, daß der Kampf von Seite der Aristokratie ein verzweifelter sein wird, denn es wird sich um ihr ganzes Bestehen handeln. Außerdem muß noch sehr wohl erwogen werden, ob und auf welcher Seite die Masse des Volkes stehen wird.

Das ist doch wohl außer Zweifel, riefen Mehrere zu gleicher Zeit.

Sie irren, meine Herren, das ist gar nicht außer Zweifel. Sie dürfen den Egoismus und die Leidenschaften der Massen nie vergessen; wenn mein Zweifel nicht gerecht wäre, müßte Louis Philipp schon längst fortgejagt und die

Irländer schon längst das englische Joch abgeschüttelt haben; so wie einen Einzelnen, kann man auch Völker blenden, täuschen und betrügen. Dem Kampfe gegen die Aristokratie muß der Kampf gegen die Regierungen vorausgehen, die Regierungen sind aber nur dann zu besiegen, wenn das Volk wie ein Mann aufsteht. Sehen Sie, meine Herren, ich habe heute gerade einen Brief aus Galizien bekommen, der Brief ist von einem Freunde, er theilt mir traurige Ereignisse mit. In Polen ist es wieder zu einem Aufstande gekommen, obwohl die Unruhen noch nicht ganz beigelegt sind, so kann man doch jetzt schon mit Gewißheit annehmen, daß der Aufstand völlig verunglückt ist; es war dieß der unseligste Versuch, den die unglücklichen Polen je gewagt haben. Die Revolution sollte sich von Krakau aus durch die übrigen Theile Polens fortpflanzen und eine allgemeine Bewegung erfolgen. Allein Posen bleibt bewegungslos, Podolien und Volhynien regen sich nicht. Wie kann es auch anders sein? Die Emigration hält den größten Theil des Adels im Auslande, ein anderer Theil schmachtet auf den Festungen und in Sibirien. Es bleibt also nur Galizien übrig. In Tarnow hielt der Adel eine Versammlung, und als er das Landvolk aufforderte, an dem Aufstande Theil zu nehmen, was geschah? Die Bauern schlugen sich zur Regierung gegen den Adel. In diesem Augenblicke herrscht dort die gräßlichste Anarchie. Man hat den bösen Spuk heraufbeschworen und vermag ihn nicht mehr zu bannen, die Regierung theilt das Loos von Göthe's Zauberlehrling,

der rohe, blutberauschte Bauer mordet nicht mehr allein den Verschwörer, sondern seine Waffe kehrt sich gegen jeden, der von Adel ist, und gegen seine Todfeinde, die Beamten. Die Nemesis der Geschichte rächte sich furchtbar an dem polnischen Adel, der auf solche Weise den durch Jahrhunderte fortgesetzten Druck büßen muß, mit dem er den polnischen Bauer so schwer darnieder hielt und so furchtbar verwildern ließ. Sie sehen also, daß ich ganz recht habe, wenn ich vorhin die Behauptung aufstellte, daß es wohl erwogen werden müsse, zu welcher Partei die Masse des Volkes halten würde.

In Polen, ergriff Leo die Rede, herrscht der Uebelstand, daß es dort eigentlich nur zwei Kasten gibt, Adel und Bauern. Einen Mittelstand, einen Bürgerstand gibt es dort nicht. Der Adel ist der gebildete Theil, und zu ihm halten seine Beamten; der Bauer ist roh und dumm, die Regierung benützt seinen Egoismus, um ihn für sich zu gewinnen und dem Adel ein Gegengewicht gegenüber zu stellen. Man benützt den Bauer, gönnt ihm Vortheile, welche nur aus dem Säckel des Gutsherrn fließen, aber man unterläßt es sorgfältig ihn zu bilden und aufzuklären. Man sucht ihn materiell aufzurichten, um ihn geistig um so leichter hinabdrücken zu können. Gäbe es in Polen einen Mittelstand, so würde dieses Manöver wenig fruchten.

Ich nehme meine frühere Behauptung nicht zurück, begann der Kleine wieder, selbst für den Fall, wenn es auch einen Mittelstand gibt. Auch bei dem Bürger ist man

nicht immer der Partei gewiß, welche er ergreift; in den Städten aller Monarchien gibt es für die Gegner des Adels und der Regierungen keinen größeren Feind, als das Spießbürgerthum. Diese Krämerseelen, welche keinen Portier und Lakaien ohne Zerknirschung und tiefer Ehrfurcht anblicken können, leben in dem festen Wahne, daß sie ohne den Adel und sein Gold gar nicht bestehen könnten, sie sehen in dem Adel das Heil ihrer Existenz, sie lassen jede Regierung gewähren, so lange sie ihnen nicht an den Säckel geht. Dieses verweichlichte, egoistische, indifferente Spießbürgerthum ist der Hemmschuh aller freisinnigen Bestrebungen. Den schlagendsten Beweis dessen finden Sie in Paris. Louis Philipp wird nur von dem Spießbürgerthume und der besitzenden Classe gehalten, von ersterem, weil die Friedenspolitik seiner Ruhliebe zusagt, und von letzterer, weil sie in dem trüben Teiche der jetzt herrschenden Corruption mit Erfolg fischen kann.

Wenn Sie von Frankreich sprechen, nahm Leo das Wort, so muß ich bemerken, daß in Frankreich ein anderer und zwar ein Hauptumstand zu berücksichtigen ist: es ist die Masse der Parteien, in welche sich das Volk spaltet, wodurch natürlich die Kräfte sehr zertheilt werden. Außer der Regierungspartei, die vielleicht die kleinste sein mag, finden wir Bourboniden, Napoleoniden, Republikaner, Socialisten u. m. a. Jede dieser Parteien fürchtet der andern in die Hände zu arbeiten, sie vereinigen sich nur dann, wenn bei ein und demselben Mittel jede Partei

einen eigenen Zweck zu erreichen gedenkt. Louis Philipp ist ein alter Mann, er kann früher oder später sterben oder auch gestürzt werden, ich zweifle, daß sich seine Dynastie erhalten wird, eben so wenig werden aber auch die Legitimisten oder Napoleoniden ans Ruder kommen, sondern es steht die Republik bevor. Ich bitte, meine Herren, lächeln sie nicht, die Republik ist das Mittel, durch welche jede Partei einen andern Zweck zu erreichen hofft. Die wirklichen Republikaner werden thätig sein, um der Republik willen: die Socialisten werden thätig sein, weil sie wissen, daß sie, um ihren Irrlehren Geltung zu verschaffen, den Uebergang durch die Republik machen müssen; die Royalisten, welcher Familie sie auch angehören mögen, werden, da sie zu schwach sind, ihren Candidaten auf den Thron zu bringen, deßhalb die Republik gewähren lassen, weil sie überzeugt zu sein glauben, daß in Frankreich die Republik keinen Bestand haben könne und sie mit der Zeit durch günstige Umstände zu erstarken hoffen.

Ihrer Ansicht, entgegnete der Kleine mit den Augengläsern, mag ich nicht widerstreiten; ich kenne Paris und Frankreich sehr gut, denn ich habe längere Zeit dort gelebt, und ich könnte Ihnen beweisen, daß Frankreich, ob früher oder später, eine Republik werden muß, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die socialen Verhältnisse es bedingen werden. Aber eine Frage erlaube ich mir: warum nennen Sie die Lehren der Socialisten Irrlehren?

Leo entgegnete: Die Antwort hierauf ist leicht gege-

ben: Ich nenne jede Lehre eine Irrlehre, welche auf Abwege führt.

Dann, versetzte der Kleine, ist die Religion Christi auch eine Irrlehre, denn zu schlimmeren Abwegen hat wohl selten eine Lehre geführt.

Ich bitte, mein Herr, Sie wollen mich mißverstehen, oder ich beging den Fehler, mich nicht faßlich genug ausgedrückt zu haben. Die reine Lehre Christi wurde wohl auf Abwege gebracht, allein nicht aus Mißverstand, sondern aus bösem Willen; dieser Wille möge nun wo immer gefußt haben, er war einmal da. Die Urlehren Christi sind so einfach, so einleuchtend, so erhaben, daß die Milliarden Pfaffen fast zweitausend Jahre dazu brauchten, um sie in diesen abnormen Zustand zu bringen, in dem sie sich jetzt befindet. Wie lange Zeit, wie viele Mühe, wie viel bösen Willen und endlich wie viel Blut hat es gekostet, diese Lehre dahin zu bringen, daß sie auf Abwege führen muß und wirklich führt! Wie ganz anders ist es mit den Lehren der Socialisten. Es sind kaum fünfzig Jahre, daß in der ersten französischen Revolution zum ersten Male die Idee der Gleichheit geweckt wurde. Vor zwanzig Jahren erst starb der Graf Saint-Simon, dem der Socialismus seinen Ursprung verdankt, er war der erste, welcher den Grundsatz aufstellte: daß die Industriellen, d. h. diejenigen, welche arbeiten, die erste Classe der Gesellschaft bilden, und da Alles durch die Industrie, d. h. durch Arbeit geschieht, so muß auch Alles für die Industriellen, d. h.

für die Arbeiter, geschehen. Wie gesagt, es sind kaum zwanzig Jahre, daß Saint-Simon todt ist und wir wollen sehen, wie seine Lehre bis zum heutigen Tage ausgebeutet wurde, welche Erläuterung und Erweiterung sie erhielt. Im Jahre 1829 trat ein Herr Lazard auf, er war einer der Stifter des französischen Carbonarismus; seine Lehre wies auf die Abhängigkeit des Arbeiters von dem Herrn hin, er will diese letzte Form der Knechtschaft dadurch aufgehoben haben, daß man die Arbeit vom Besitze emancipirt; um dieß zu bewirken, soll der ganze gegenwärtige Besitz zum Nationalvermögen erklärt, nach der Idee der Gleichheit neu vertheilt werden und zwar dadurch, daß man den Staat an die Stelle der Familie setzt, das Erbrecht der Geburt aufhebt und das Erbrecht des Verdienstes einführt. Ich will die Seitenlinien übergehen, welche diese Lehre hervorrief und mich einem andern Socialisten zuwenden, Charles Fourrier. Er starb vor kaum neun Jahren. Die Art und Weise, wie er die Arbeit organisirt haben wollte, würde nicht nur einen Umsturz der bestehenden Gesellschaft, sondern sogar die Erschaffung von ganz neuen Menschen nothwendig machen. Er übersäet die Erde mit einzelnen großen Gebäuden, die 1800 bis 2000 Personen fassen, eine solche Caserne nennt er eine Phalanx, dort arbeitet Jeder nach seiner Neigung, dadurch muß die Arbeit um so besser gedeihen. Der Tauschhandel im Allgemeinen soll nicht allein der Binnenverkehr, sondern auch den Welthandel ersetzen. Den Ueberschuß

vertheilt Fourrier auf folgende Weise: das Capital erhält $^4/_{12}$, die Arbeit $^5/_{12}$ und das Talent $^3/_{12}$. Jede Phalanx regiert ein Unarch, über eine Million Phalastrinen herrscht ein Duarch, über die ganze Welt ein Omniarch. Fourrier zu Folge muß mit den Phalansterien eine ganz neue Schöpfung erstehen. Um den Nordpol wird sich eine Lichtkrone bilden, die kalten Länder werden Leben und Wärme erhalten, in Sibirien werden Orangen blühen und das Meerwasser wird lieblicher sein, als jetzt die Limonade. Wer alle diese Verrücktheiten liest, wird sich über die Stellung der Frauen in Fourrier's neuer Welt gar nicht wundern. Er theilt sie in drei Classen. Erstens Geliebte, zweitens Erzeugerinen und drittens Gattinen. Die Geliebten brauchen kein Kind erzeugt zu haben, die Erzeugerinen müssen wenigstens eins und die Gattinen zwei erzeugt haben. Eine Frau kann gleichzeitig besitzen: 1. Einen Gatten, von dem sie zwei Kinder hat. 2. Einen Erzeuger, von dem sie nur eins hat. 3. Einen Geliebten, mit dem sie früher gelebt hat und der diesen Titel behält. 4. Außerdem noch bloße Liebhaber, die aber vor dem Gesetze keine Geltung haben. Wie Sie sehen, war Herr Fournier für die Frauen sehr besorgt. Ich frage Sie nun, mein Herr, wie soll ich eine Lehre nennen, welche schon seit dieser kurzen Zeit ihres Bestehens solche Steigerung durchgemacht hat und auf solche Abwege gerathen ist, daß sie, wenn sie wirklich zur Ausführung käme, nichts Anderes als die Vernichtung aller Cultur zur furcht-

barsten Folge hätte; Kunst und Wissenschaft müßten verschwinden, alle Ortschaften groß und klein müßten zerstört werden und die ganze Menschheit in den Naturzustand zurücksinken, aus dem sich emporzuwinden Tausende von Jahren nöthig waren. Wenn ich den Socialismus blos eine Irrlehre nannte, so wählte ich diesen gelinden Ausdruck nur deßhalb, weil ich die Ueberzeugung habe, daß er im obigen Sinne nie zur Ausführung kommen kann, so lange es noch Familien gibt, sonst wüßte ich kein Beiwort, welches kräftig genug wäre, um meinen Abscheu dagegen vollkommen auszudrücken.

Der Kleine mit den Augengläsern lächelte verschmitzt und sagte: Mein Herr, wenn man eine Lehre beurtheilt, darf man nie vergessen, auf w e n sie wirken soll und w i e sie ins Leben treten kann. Der Socialismus kann nur durch eine gewaltige Revolution zur Ausführung kommen, Revolutionen werden nur durch Massen erfolgreich, die Socialisten mußten daher vor Allem bedacht sein, auf die Massen zu wirken, die Massen aber lassen sich durch gewöhnliche Mittel nicht in Bewegung setzen, daher dieser Aufwand von Phantasie, daher dieses Hervorheben der materiellen Seite, daher auch diese überspannten Folgerungen, die einem jeden nur halbwegs Gebildeten läppisch erscheinen müssen. Lassen wir dem Franzosen die Ausschmückung seines Systems, er möge träumen von den Orangen, die in Sibirien wachsen werden und von der Limonade, in welche sich das bittersalzige Meerwasser verwandelt wird; daß er dieses Limonademeer mit Haien und Wallfischen jetziger Art nicht bevölkern

kann, das versteht sich wohl von selbst, es ist daher nur consequent, wenn seine Anti-Wallfische in Windstille die Schiffe ziehen, wenn er seine Anti-Haie dazu gebraucht, um für ihn Fische zu fangen, wie gesagt, lassen wir ihm diese Ausschmückung und halten wir uns an den Kern der Sache. Sie werden sich der Fabel von dem Sterbenden erinnern, der seinen drei Söhnen einen Schatz in der Erde hinterließ, ohne den Ort genau angegeben zu haben, wo sich dieser Schatz befand. Als die Erben dem Schatze nachgruben, fanden sie wohl weder Gold noch Silber, aber ihr Boden trug reichlicher und sie sahen es endlich ein, daß dieß der Schatz sei, den der Alte gemeint habe. Die Socialisten verheißen den Massen eine ganz ideale Welt, diese Welt ist dasselbe, wie der versprochene Schatz, der gar nicht existirt, aber indem sie nach diesem Ideale ringen, erzwecken sie, daß der aufgewühlte Boden die namenlosen Schäden der gegenwärtigen Gesellschaft an das Tageslicht fördert und das stinkende Elend der arbeitenden Classe aller Welt den Ruf abzwingt: „Da muß geholfen werden!" In diesem Rufe, in dieser Ueberzeugung von der Schädlichkeit des gegenwärtigen Zustandes liegt die Quelle der Abhilfe, und dieß ist der eigentliche Schatz, den die Socialisten meinen, denn wenn Sie alle socialistischen und communistischen Systeme durchgehen, so werden Sie bei Allen einen und denselben Kern finden, nämlich: daß die Arbeit vor dem Besitze den unbedingtesten Vorzug verdiene! Die Lehrer der Socialisten sind kluge Leute, sie wissen, daß

selbst diese gewiß nicht ungerechte Forderung ungeheuere Gegner finden würde; um daher von diesen wenigstens einen Finger zu erlangen, begehren sie die ganze Hand; um den Reichen zu vermögen, daß er wenigstens mit einem Theile seines Ueberflusses dem Elende seiner Nebenmenschen abhelfe, drohen sie ihm mit dem Umsturze der ganzen Gesellschaft, der Familie und der Cultur: sie folgern ganz richtig, daß Jeder die Gefahr, welche dem Ganzen bevorsteht, lieber durch einen Theil abwenden würde. Die sociale Frage würde noch lange nicht die allgemeine Aufmerksamkeit in dem Maße auf sich gezogen haben, wenn nicht die Lehrer der Socialisten durch die drohende Ungeheuerlichkeit ihrer Systeme alle Schichten der besitzenden Gesellschaft aufgeschreckt hätten. Glauben Sie mir, mein Herr, erst wenn man das Elend der arbeitenden Classen mit eigenen Augen gesehen hat, kann man ein maßgebend Urtheil darüber fällen, und erst dann wird man im Stande sein, das Verdienst zu ermessen, welches sich die Socialisten um die Menschheit erwerben. So viel aber steht fest: die sociale Frage hat sich in kurzer Frist durch ganz Frankreich Bahn gebrochen, sie ist nach Deutschland gedrungen, und ehe ein Jahrzehend verstreicht, wird sie ganz Europa beschäftigen; das Uebel ist zu weit gediehen, es muß ihm abgeholfen werden. Mögen sich die deutschen Gelehrten über la Mennais lustig machen, wenn er in seiner glühenden, überschwungvollen Sprache die Leiden der Menschheit beklagt und die Gleichheit dithyrambisch feiert; mögen sie Louis

Blanc bespötteln, der durch die Staatsgewalt die Concurrenz durch die Concurrenz verschwinden lassen will; mögen sie endlich Proudhon verdammen, der kein Eigenthumsrecht anerkannt und den gegenwärtigen Besitz Diebstahl nennt; Eines können diese zweifüßigen Encyklopädien den Socialisten nicht absprechen, und dieses ist: die Wichtigkeit der Frage, mit der sie sich beschäftigen, und die Nothwendigkeit, daß diese Frage, und zwar je eher desto besser, gelöst werde. Der Deutsche ist zu gelehrt und zu viel Pedant, als daß man von ihm in dieser Frage irgend eine Lösung zu hoffen hätte. In dieser Beziehung haben die Socialisten nicht ganz Unrecht, wenn sie behaupten: die Gelehrsamkeit trage einen großen Theil der Schuld an dem jetzigen bedauerlichen Zustande der Gesellschaft. Die deutschen Gelehrten lassen mit ihrer Gründlichkeit das Volk zu Grunde gehen, mit ihren Systemen spenden sie dem Volke nicht nur keine Hilfe für jetzt, sondern sie gewähren ihm nicht einmal einen Trost für die Zukunft. Von den Deutschen ist also nichts zu hoffen; unsere Augen, suchen sie Hilfe, müssen sich nach Frankreich wenden. In der Hauptstadt dieses Landes ist der Herd der politischen Revolution, von der Hauptstadt dieses Landes wird auch die sociale ausgehen!

Der Kleine schwieg.

Eine minutenlange Stille folgte seiner Rede.

Dr. Becher ging auf ihn zu, reichte ihm die Hand d sagte: Sie haben mir wie aus der Seele gesprochen.

Als nun die meisten Stimmen sich mit dem letzten Redner einverstanden erklärten, sagte Leo lächelnd: Ich erkenne mich für besiegt an, und um Ihnen zu beweisen, daß ich socialistischen Grundsätzen in diesem Sinne huldige, will ich meinen Ueberfluß mit Ihnen theilen und lade Sie hiermit ein, an den Erfrischungen, welche indessen aufgetragen wurden, Theil zu nehmen.

Alles lachte und Jedem mundete die frugale Jause.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Rudolf, Emil und Isidor traten mitsammen ihren Rückweg an.

Sonderbar, sagte Emil auf dem Wege, ich kann mich von dem Eindrucke, den die Rede des Kleinen auf mich gemacht hat, noch immer nicht loswinden. Auffallend ist es mir, daß er sich Niemanden vorstellen ließ und sein Name in der Gesellschaft gar nicht genannt wurde.

Ich kenne ihn trotzdem, antwortete Isidor; er ist unlängst aus London angekommen und scheint ungewöhnliche Kenntnisse zu besitzen. Er ist Schriftsteller und wie ich vermuthe, Mitglied des deutschen Vereins in Paris. Nähere Bekannte nennen ihn — Dr. Tausenau.

Neuntes Kapitel.

Der Carneval, oder wie der Wiener lieber sagt: der Fasching war im vollen Gange.

Man muß die Bedeutung dieses Wortes für die Residenz im weitesten Umfange in Betracht ziehen, um es begreiflich zu finden, wie die Bewohner der Provinzen, wenn sie gerade eine Reise nach Wien beabsichtigten, dieselbe am liebsten in der Carnevalszeit unternahmen, weil sich da die Residenz am interessantesten gestaltete. Man denke sich das ohnehin lebenslustige Wien, in welchem, so wie die Sonne im Reiche Carl des Fünften, das ganze Jahr hindurch die Musik nicht unterging, man denke sich dieses Wien im Carnevalsparoxismus!

Welch eine ungeheure Beweglichkeit, welch ein lebhafter Verkehr, welch eine Abwechslung an Unterhaltungen!

Theater, Bälle, Concerte, drei inhaltsschwere Worte; zu diesen kommen drei andere, nicht minder gewichtig: Redoute, Piroutschaden, Pikniks, und endlich das Originellste, Eigenthümlichste, was die Wiener besitzen, das Elysium!

Freilich hatte der Lufthauch der Zeit den Goldstaub von den farbigen Flügeln des Schmetterlings bereits sehr abgestreift, freilich war ein großer Theil der weltbekannten Wiener Gemüthlichkeit und patriarchalischen Einfalt dem Druck der schweren Tage erlegen, aber von dem reichen Schatze war noch immer so viel geblieben, daß man bequem ein halbes Dutzend norddeutscher Hauptstädte damit hätte ausstatten können, um sie nur halbwegs erträglich zu machen, und daß noch obendrein für Wien genug übrig geblieben wäre.

Man durfte täglich nur die frequentesten Straßenecken betrachten, welch eine Menge von Affichen!

Bälle, Conversationen, Reunionen; Lißt, Ernst, Boklet, Joachim, Sofie Bohrer und Neruda; Saphirs humoristische Vorlesungen, Concert spirituell, Jansa's Quartetten, musikalisch-declamatorische Akademien; Sofiensaal, Odeon, Sperl, dazu unsere weltberühmte Walzergeigerei, ferner fünf Theater mit ihren verdienten und unverdienten künstlerischen Notabilitäten, man denke sich diese Masse von Abwechslung und Zerstreuung! — Wohl litten alle diese Unternehmungen mehr oder minder durch den Druck der Zeit, aber sie bestanden dennoch, und — wie der Wiener sagt — wenn's auch keine Equipagen einträgt, so gewinnt man doch einen Fiaker dabei.

Wenn man auf der einen Seite diesen Strudel von Belustigungen, auf der andern wieder den Kampf mit den irdischen Leiden und Mühen beobachtete, so mußte das Gefühl tiefen Mitleids das Herz beschleichen. Wenn ein Hungernder an der Küche eines Reichen vorübergeht, so wird der herausströmende Duft seinen Hunger nur noch mehr reizen; eben so wird die Armuth am drückendsten, wenn in ihrer nächsten Nähe der Reichthum seine Ueberfülle entfaltet. Dieser Contrast ist es, welcher in großen Städten am schneidendsten hervortritt, und diesem Contraste entspringt leider die große Mehrheit von Unglücksfällen und Verbrechen.

Wir versetzen unsere Leser wieder in die Wohnung des Florian Walter, jenes alten Mannes, welcher mit seiner Tochter Marie in der Nachbarschaft der Frau Berlau wohnte und sich mit Coloriren beschäftigte.

In dem Quartiere sah es traurig aus.

Ein schweres Leiden hatte den ohnedem schwächlichen Mann aufs Krankenlager geworfen. Seine jahrelange Beschäftigung hatte ihm ein Brustübel zugezogen. Ein hektisches Hüsteln deutete auf das Gefährliche der Krankheit. Der Arme vermochte nicht mehr das Bett zu verlassen und war ganz auf die Pflege seines Kindes angewiesen. Marie unterzog sich dieser mit aller Liebe und Ergebenheit, und die erste Folge davon war, daß der Erwerb, der Beide erhalten sollte, stockte und endlich ganz aufhörte. Welch eine trostlose Aussicht für die Zukunft!

Aber diese Sorge und Betrübniß waren es nicht allein, welche ihre Brust erfüllten, noch eine andere Qual durchwühlte ihr Inneres, eine Qual, die sie um so schmerzlicher empfand, je mehr sie vor dem kranken Vater verheimlicht werden mußte, es war die Pein, welche ihr die Treulosigkeit Wilhelms verursachte.

Frau Riegel vermied es anfangs, nach dem Besuche bei der Collecturbesitzerin, mit Marie zusammenzutreffen, hierauf begann sie sich ihr zu nähern und theilte ihr das Erfahrene nach und nach mit; diese tropfenweise eingeflößten Nachrichten sollten den schlimmen Eindruck wo möglich noch vermehren. Mariens Schmerz war unbeschreiblich. So sehr sie Wilhelm liebte, so wenig sie geneigt war, von ihm Uebles zu denken, sie konnte ihrer Pein nicht Meister werden, die Aussage der Feldweblin wurde durch Wilhelms Benehmen nur zu sehr bestätiget. Seine frühere gute Laune hatte einer

ernsten Stimmung Platz gemacht, er sprach weniger von der Zukunft, die er früher so angenehm auszumalen verstand, die einstige Traulichkeit war verschwunden, man erkannte es, er fühlte sich in Mariens Gegenwart unheimlich. Seine Besuche währten jetzt in der Regel viel kürzer, und was am auffallendsten war, sie wurden auch seltener. Sogar der kranke Vater bemerkte dieß und äußerte schon einige Mal seine Verwunderung darüber, nicht ohne dabei bedenklich den Kopf zu schütteln. Ach, was litt Maria während dieser Zeit! Sie war rathlos, sollte sie so fort dulden, sich dem Vater anvertrauen, oder Wilhelm zur Rede stellen?

Ach, seufzte sie, wäre Elise doch hier! ich würde mich ihr anvertrauen und ihren Rath befolgen; so aber bin ich allein, ganz verlassen.

Sie dachte an die Feldweblin. Bei der nächsten Gelegenheit, als sie mit ihr zusammentraf und sie offen um ihre Meinung befragte, antwortete die Würdige: Sie wollen sich Ihrem Vater anvertrauen? womit soll Ihnen der kranke Mann helfen? die Entdeckung wird auf seinen leidenden Zustand nur noch schlimmer einwirken. Stellen Sie Herrn Wilhelm zur Rede, so wird er es Ihnen abläugnen. Sie können nichts Klügeres thun, als sich von seiner Falschheit vollkommen überzeugen, und ihn dann aufgeben.

Maria dachte eine Weile nach, dann sagte sie: Auf welche Weise könnte ich mir diese traurige Ueberzeugung verschaffen?

Ich will Ihnen die Gelegenheit dazu bieten! antwortete die Feldweblin.

Als Marie wieder allein war, brach sie in Thränen aus und jammerte: Ihn aufgeben? Was soll ich auf der Welt ohne ihn? Ich will lieber sterben!

Florian Walter, welcher seine Tochter sorgfältig beobachtete, und die häufigen Thränenspuren auf ihren Wangen, so wie die zunehmende Blässe derselben bemerkte, rief sie an sein Lager und sagte: Liebe Marie, ich habe mit dir ein ernstes Wort zu sprechen. Setze dich hieher! So, mein Kind —

Das Herz des armen Mädchens pochte, es ahnte, was da kommen würde.

Jetzt sage mir, liebe Tochter, bist du gesund?

Vollkommen, mein Vater.

Das beruhigt mich nur zum Theil, denn ich bemerke, daß du täglich kläglicher aussiehst und häufig Thränen vergießest, dieß deutet auf einen Kummer, der heimlich deine Brust zerfleischt und den du mir zu verhehlen suchst.

Lieber Vater, sagte Marie ausweichend, du bist im Irrthum; wenn ich mich gräme, so ist es blos dein Leiden —

Der Kranke schüttelte den Kopf und sagte: Mein Leiden ist kein Grund, dich heimlich zu grämen, das ist nicht wahr, du suchst mich zu täuschen — ich kann nicht viel sprechen — er hüstelte anhaltend — ich sehe, du bist nicht aufrichtig!

Er kehrte das Antlitz gegen die Wand.

Marie sank jammernd an sein Lager.

Der Kranke kehrte sich ihr wieder zu, streichelte ihr die Stirne von dem herabfallenden Haare glatt und sagte: Mein armes Kind, was ist denn vorgefallen? sprich, fasse Zutrauen zu deinem Vater.

Ach, mein Vater, klagte sie, ich kann nicht, ich darf nicht! —

Du darfst nicht? Wer kann dir befehlen, deinem kranken Vater gegenüber nicht aufrichtig zu sein?

Dein eigener Zustand.

Mein Zustand? Ich verstehe dich nicht! Doch ja — es könnte sein — es ist irgend ein Unglück, welches du mir verheimlichst — sprich — ist es so?

Marie seufzte tief auf.

Der Kranke dachte nach, dann sagte er: Wann war Wilhelm zum letzten Male bei uns?

Vor drei Tagen, lieber Vater.

Hast du mit ihm vielleicht Verdruß gehabt?

Marie schüttelte verneinend den Kopf.

Ist seitdem etwas vorgefallen?

Sie verneinte abermals.

Was ist dir also begegnet?

Da Marie wieder nicht antwortete, fuhr er fort: Liebe Marie, ich bin krank, das Sprechen mattet mich sehr ab, erspare mir die Worte und sei aufrichtig.

Da Marie sah, daß sie durch ihr Schweigen die Lage des Kranken nur verschlimmern würde, suchte sie sich zu fassen und antwortete: Ich werde sprechen, lieber Vater,

ich werde dir Alles mittheilen, aber heute kann ich noch nicht, gedulde dich nur einige Tage, dann sollst du Alles — Alles erfahren.

Walter nickte seiner Tochter zufrieden zu, zog sie an sich und drückte einen Kuß auf die glühend heiße Stirne.

Es vergingen einige Tage.

Die Krankheit des Vaters gewann immer mehr Macht über den siechenden Körper, und zehrte fast sichtlich an den letzten Resten der organischen Kräfte.

An einem Abende, es hatte eben die achte Stunde geschlagen, trat Marie an das Krankenlager, faßte Walters Hand und sagte: Lieber Vater, ich habe dir versprochen, in einigen Tagen die Ursache meiner heimlichen Kränkung mitzutheilen. Wie ich glaube, werde ich dieß noch heute im Stande sein, wenn du mir gestattest, auf kurze Zeit das Haus zu verlassen.

Liebe Marie, es ist schon spät —

Sei meinethalben außer Sorge, Vater, ich gehe nicht allein, es handelt sich nur um dich, und damit du nicht allein bleibst, so will die Frau aus dem ersten Stock —

Nein, nein! antwortete Walter, wenn du fortgehst, will ich lieber allein bleiben, — aber sage mir, mit wem willst Du das Haus verlassen?

Ich gehe mit der Feldweblin Riegel.

Der Kranke schüttelte unwillig den Kopf und sagte: Mit der Feldweblin? — liebes Kind — die Feldweblin ist ein

böses Weib — ich sehe es sehr ungern, daß du mit ihr verkehrst —

Es soll heute das letzte Mal sein, erwiederte das Mädchen, ich gebe dir mein Wort darauf.

Der Kranke beruhigte sich.

Marie kleidete sich an.

Sie war unruhig, sie konnte nicht hastig genug zu Stande kommen. Ihre Lage war eine martervolle; sie fühlte die Dolchspitze schon an ihrer Brust, die nächste Stunde sollte ihn vollends in das Herz drücken.

Als sie vom Vater Abschied nahm, sagte er: Wie bald wirst du wiederkehren, liebes Kind?

In längstens zwei Stunden.

Der Weg ist also ein weiter —

Ja, mein Vater, denn ich gehe, mir mein Unglück zu holen.

Sie verließ heftig das Zimmer.

Unten am Hausthore harrte die Feldweblin.

Schon da, liebe Mamsell?

Ja; wohin nehmen wir die Richtung?

Wir begeben uns geradewegs zu dem Sofiensaale.

Dort werden wir ihn treffen?

Ihn mit seiner geliebten Mathilde.

Wir werden ihn sehen —

Ohne daß er uns bemerken soll. Ich habe mich an einen Bekannten von der Artillerie-Capelle gewendet, der dort im

Orchester musicirt. Wir werden aus dem Hintergrunde den ganzen Ballsaal übersehen.

Wohlan, so treten wir den Weg an. Gott wird mich stärken!

Beide verloren sich in den nur matt und spärlich beleuchteten Vorstadtstraßen.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Strahlenglanze des prachtvollen Ballsaales wogte die festlich geputzte, lebenslustige Menge.

Was sollen wir mehr bewundern, das geschmackvolle Arrangement des Festes oder die Eleganz der Toiletten? Die Herren weiß und schwarz, die Damen rosa oder blau, die Wangen glühend, die Augen strahlend, die Haare duftend von Odeurs und natürlichen Blumen. Welch eine Ueberfülle von herrlichen Gestalten! welch ein Uebermaß scheinbarer Seligkeit!

Hollah ho! wo steckst du, boshafter Asmodi, du kleiner schadenfroher Teufel? Komm hervor!

Die Mitternachtsstunde ist nahe — der Kreuzweg liegt finster — ich beschreibe den Kreis und beschwöre dich bei allen Mächten der Finsterniß, vor mir zu erscheinen! Ich begehre von dir, mich zu geleiten in den wonnestrotzenden Raum und vor meinen Augen den Schein wie einen düsteren Nebel verschwinden zu machen, damit ich nur Wahrheit schaue und erkenne!

Ha! es wird licht vor meinen Augen, der Schleier sinkt,

ich unterscheide nicht nur die unnatürliche Röthe der Wangen, das falsche Schmuckwerk, die übertünchte Armseligkeit, o nein! ich erkenne auch den Hintergrund, ich höre ihre Gedanken wie ihre Worte, ich lese in ihren Herzen, vor mir liegen aufgedeckt ihre Geheimnisse! — — —

Dort der hohe Herr mit der jungen Dame! Er im feinsten Tuch, sie in Atlas gekleidet, er lüftet die Glacés und alle zehn Finger strotzen von Ringen, auch ihr Arm beugt sich unter der Last des Schmuckes; sie ist vermählt, aber nicht mit ihm, er ist verheirathet, aber nicht mit ihr; sie lebt getrennt von ihrem Gemahle, er lebt geschieden von seiner Gattin; seine Kinder darben, die ihrigen leiden Noth; seht sie an, wie selig sie dahinwandeln, lächeln, scherzen, es gewährt eine wahre Herzstärkung, dieses Pärchen beobachten zu können! — — —

Ach Gott! was ist das für ein ehrwürdiger alter Herr? Wie jugendlich hat sich der Eisgraue herausgeputzt, wie risch und rasch durchtrippelt er den Saal, grüßt nach hier, grüßt nach dort; jetzt stutzt er, bleibt stehen, lorgnettirt, geht eine Weile wie die Katze um den Brei, jetzt bleibt er fest, ein junges Dämchen hängt bald darauf an seinen Armen. Sollen wir den alten Herrn schildern? Wozu auch, wir kennen ihn ja schon, es ist der hochverehrte Herr Hofrath Beatus Hohlkopf. Und wer ist die Dame an seinem Arme? — Es ist nicht seine Gattin — es ist nicht Elise — nein, es ist — — — nur fein sittsam, Asmodi, du mußt nicht un-

artig werden, bedenke, daß wir Deutsche und keine Franzosen sind — — —

Eine Mutter und drei Töchter, wie hat der Himmel die gute dicke Frau gesegnet! Die drei Mädchen sind von einem Schwarm junger Herrchen umwogt, ja sogar die corpulente Mutter mit den kirschrothen Pausbacken und den dicken Fingern hat einen Verehrer gefunden. Ja, eine Witwe mit einem Vermögen von einer halben Million ist ein selten Ding! Asmodi, laß uns dießmal auch die Zukunft schauen! Drei Jahre sind vorüber, vier Liebhaber waren da und sind jetzt fort, die halbe Million war da und ist fort. Die Mutter ist todt, eine Tochter liegt im Findelhause, die zweite wohnt in der Naglergasse und die dritte, sie war die hübscheste, ist plötzlich die Frau Nichte eines Herrn Pfarrers geworden — — —

Hört! — Was dringt da für ein Kichern, Lachen, Rumoren aus dem Speisesaale? Welch ausgelassene Fröhlichkeit? Zwei Familien an Einem Tische. Die Väter, Männer in den besten Jahren; die Mütter noch immer hübsche Frauen, trotz der erwachsenen Söhne, trotz der heiratsfähigen Töchter. Der Tisch beugt sich unter der Last der Speisen, die Stöpsel knallen, der Champagner schäumt. Welch ein Aufwand, welch ein Ueberfluß! Wer sind diese wohlhabenden Familienväter? — Es sind zwei Kaufherren aus der Stadt, der eine hat fallirt, der andere wird nächster Tage falliren. Das Gleiche gesellt sich zum Gleichen — —

Drüben in der Ecke ein trauliches Pärchen. Alle Wetter!

wie kommen die daher? Das sind keine Wiener, man sieht es auf den ersten Anblick, das sind Leutchen vom Lande. Schon der Anzug, es fehlt das Glatte, das Geschniegelte und Gebiegelte. Die Gewänder sind fein, modern, aber in der Zusammenstellung liegt etwas Unaussprechliches, woran man die Landleute erkennt. Und dann ihr Benehmen, so schüchtern, so furchtsam, so sittig — er groß, stark, mit vollen Wangen, kräftigen Muskeln; sie — etwas schmächtig, aber lebhaft, hübsch, mit besonders schwarzen Augen. Sie ist die Frau des Herrn Verwalters, und er? — Er ist der Herr Cooperator aus demselben Orte — — —

Da spazieren zwei Herren. Beide sind einfach, aber elegant gekleidet. Der Eine beobachtet dem Anderen gegenüber eine außergewöhnliche Vorsicht. Er antwortet nur, wenn er gefragt wird, er wagt es kaum, mit dem Anderen in einer Linie zu gehen, er ist gegen ihn mehr als zuvorkommend, er ist fast devot. Der auf solche Weise Ausgezeichnete schlendert durch den Saal, belächelt fast mitleidig das Treiben der Menge, flüstert seinem Gefährten oft bekrittelnde Bemerkungen zu und verläßt kaum nach einer Stunde Aufenthalt den Saal. Dieser Herr, eine hohe Person, scheint an der Luft, welche die bürgerliche Canaille athmet, kein Wohlgefallen gefunden zu haben — — —

Wieder drei unserer alten Bekannten, wir meinen die drei Nummern: der Lord, der Marquis und der Antiquar. Wie fröhlich sie mit den Lackirten über den gewichsten Boden dahingleiten, wie keck und unmanierlich sie wieder das

Frauengeschlecht belorgnettiren, ganz so, wie im Theater, nur daß Otto Stelzenkopf keine Spornen trägt. — — —

Jetzt, jetzt bemerken wir ein Pärchen. Beide jung, beide hübsch, beide nett und geschmackvoll gekleidet. Das Mädchen hängt am Arm des jungen Mannes. Sie trägt eine Camellie in den Haaren, und einen Blumenstrauß an dem Busen; ob die Blumen natürliche oder künstliche sind, wer wagt dieß aus der Ferne zu unterscheiden? So viel aber ist gewiß, die Lebhaftigkeit, mit der sich Beide unterhalten, die Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit, mit welcher sie sich behandeln, die sind natürlich, ganz natürlich. Selbst in der Ferne erkennt man es, daß sich diese jungen Leute nicht gleichgiltig sind, daß sie sich ganz glücklich fühlen.

Arme Marie!

Wie ist sie todtenblaß in ihrem Versteck geworden, als sie dieses Pärchen bemerkte.

Ja, rief eine Grabesstimme in ihrem Innern, das ist Wilhelm! das ist das Frauenzimmer, mit welchem er damals im Fiaker an dem Antiquarladen vorüberfuhr! Das also ist diese Mathilde!

Während das arme Mädchen, von Folterqualen gemartert, hinabstierte, lehnte die Feldweblin im Hintergrunde und grinste wie der Teufel, der eben im Begriffe ist eine arme Seele zu erschnappen. Schadenfroh beobachtete sie jede Bewegung des armen Opfers, sie sah das Beben des schwachen Körpers, sie merkte wie Dolch um Dolch in die Brust des Mädchens schnitt; doch einen Ausbruch der Lei-

denschaft fürchtend, suchte sie der Scene ein Ende zu machen und sagte: Kommen Sie, liebes Mamsellchen, kommen Sie!

Marie hörte nicht.

Kommen Sie! wiederholte Eulalia dringend, die Zeit ist verstrichen — Ihr Vater —

Diese Mahnung schreckte sie auf. Sie kam zu sich.

Mein armer Vater! stotterte Marie, faßte krampfhaft die knöch'rige Hand der Feldweblin und eilte mit ihr von dannen.

Die beiden Frauen schritten durch die finsteren Straßen.

Haben Sie sich nun überzeugt? fragte die Alte.

Ja, preßte das Mädchen mühsam hervor, jetzt weiß ich Alles —

Sie sehen also, wie er Ihre Liebe anerkennt, wie er die Opfer belohnt, die Sie ihm gebracht haben!

O, ich sehe Alles, Alles! Er ist ein Elender, ein Undankbarer!

Er verdient Ihre Liebe nicht, er ist es gar nicht würdig, daß Sie sich um ihn grämen. Sie müssen ihn vergessen und beweisen, daß er Ihnen eben so gleichgiltig ist. Sie sind jung, hübsch; ich kenne Herren, die sich in Ihrem Besitze glücklich schätzen würden. Wenn Sie mir vertrauen, so soll der Wortbrüchige bald sehen, welch einen Schatz er preisgab, als er Ihnen untreu wurde. Nun, so antworten Sie mir doch, liebes Mamsellchen, ich bin ja Ihre Freundin, Sie dürfen sich nicht scheuen, Wilhelm ist für Sie verloren.

Ja, hauchte Marie, er ist verloren! —

Sie geben ihn also auf? —

Ich gebe ihn auf.

Sie werden sich mir anvertrauen? —

Ich werde — aber heute und morgen nicht — so lange nicht, als der Vater lebt — so lange nicht, als — mein Gott! ich weiß nicht, was ich rede. Verschonen Sie mich, ich bin so unglücklich.

Der übrige Theil des Weges wurde schweigend zurückgelegt.

Als sie bei dem Hause anlangten, sagte Marie: Frau Riegel, Sie haben sich vorhin meine Freundin genannt, Sie wünschen, daß ich Ihnen vertrauen soll, ich werde dieß, aber Sie müssen mir einen Beweis Ihrer Freundschaft geben.

Was fordern Sie?

Ich werde jetzt eilig einige Zeilen schreiben. Mit diesen Zeilen eilen Sie zurück in den Sofiensaal und übergeben sie Wilhelm.

Was bezwecken Sie damit?

Ich will ihn noch einmal sprechen und dann — nie mehr!

Eulalia sann einige Augenblicke nach, dann sagte sie: Der Weg ist zwar weit und öd; aber damit Sie erkennen, welcher Aufopferung meine Freundschaft fähig ist, so will ich Ihre Bitte erfüllen.

Marie bat sie einige Augenblicke zu warten, dann trat sie leise in das Zimmer, eilte zum Lager des Vaters und horchte. Er hatte die Augen geschlossen, athmete sehr langsam und schwer, mitunter ließ sich auch ein Röcheln vernehmen.

Er schläft, lispelte Marie und eilte zum Tisch.

Bald waren die Zeilen geschrieben, und der Brief gesiegelt.

Marie eilte hinaus, übergab das Schreiben der Feldweblin und kehrte hierauf wieder in das Zimmer zurück.

Sie seufzte tief auf. Ihr irrer Blick durchflog den Raum, da fiel er auf ein Marienbild, welches an der Kopfseite ihres Lagers hing. Sie knieete vor demselben nieder, faltete inbrünstig die Hände, ließ den Thränen freien Lauf und betete!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Strahlenglanze des prachtvollen Ballsaales wogte noch immer die festlich geputzte, lebenslustige Menge.

Die Herren und Frauen erhitzt vom Tanze, oder glühend vom Blute der Reben, oder berauscht von den Freuden des Festes.

Wilhelm und Mathilde, mitten im Gewühle, überlassen sich ungetrübt den Wogen der Freude.

Wir tanzen heute sehr viel! sagte der junge Mann eben zu seiner Dame, die sich mit einem Fächer eifrig frische Luft zuwehte.

Sind Sie vielleicht schon erschöpft?

Noch nicht, liebe Mathilde.

Das freut mich, denn Sie hätten mir sonst bange gemacht; ich bin eine leidenschaftliche Tänzerin, und Eine Nacht genügt lange nicht, mich zu ermüden.

Wünschen Sie Eis?

Ich danke. Wir wollen die Raststunde zu einem Souper benützen. Begeben wir uns in den Speisesalon.

Wilhelm gehorchte der schönen Anordnerin.

Als man sich mitten im Mahle befand, kam ein Aufwärter und flüsterte dem jungen Mann einige Worte ins Ohr.

Wilhelm stutzte, und entgegnete: Schon gut, ich komme gleich.

Was gibt es? fragte Mathilde.

Eine alte Frau draußen wünscht mich zu sprechen. Es dürfte höchstens eine Wärterin aus meiner Abtheilung im allgemeinen Krankenhause sein.

Sonderbar!

Ich will mich überzeugen, ich werde gleich wieder zurück sein.

Er eilte hinaus.

Die Feldweblin bat ihn, ihr in ein Seitenzimmerchen zu folgen und sagte: Ich habe Ihnen diesen Brief zu übergeben.

Als Wilhelm die Aufschrift erkannte, wurde er blaß.

Mit zitternden Händen erbrach er das Siegel und las:

„Mein Vater befindet sich sehr schlecht, sein Zustand hat sich plötzlich verschlimmert. Er wünscht dich zu sprechen, denn, wie er sagt, würde es das letzte Mal sein. Beeile dich. Ich erwarte dich jeden Augenblick. Die Zeit drängt. Marie."

Wilhelm knitterte das Papier zusammen.

Sie kommen also von Marie?

Nicht geraden Weges. Ich suchte Sie früher in Ihrer

Wohnung, dort erfuhr ich, daß ich Sie wahrscheinlich hier treffen würde.

Kehren Sie wieder zurück nach dem Rennwege?

Nach dem Rennwege, ja; aber zu Marie nicht mehr, denn es ist schon spät.

Wilhelm vermochte seine Verlegenheit nur schwach zu verbergen, er reichte der Alten ein Geldstück und sagte: Ich muß Sie recht sehr ersuchen, Marien ja nicht zu verrathen, daß Sie mich hier gefunden haben. Sie verstehen mich wohl?

Oh! entgegnete die Feldweblin, ich verstehe; ich bin keine Plaudertasche, ich sehe, höre und schweige.

Wilhelm begab sich wieder in den Speisesalon.

Mathilde war schon sehr ungeduldig geworden.

Nun? fragte sie neugierig.

Was ich vermuthete, ist zur Wahrheit geworden. Es war eine Wärterin. Ich muß ins Krankenhaus. Es ist verrathen worden, daß um drei Uhr Morgens eine allgemeine Visitation Statt finden wird, ich habe Inspection und darf nicht fehlend betroffen werden.

Die Grisette war hiermit sehr unzufrieden, geberdete sich unwillig und sagte: Für solche Unterhaltungen danke ich schönstens! da wäre es gleich besser gewesen, gar nicht auf den Ball zu gehen. Nach der Raststunde fängt es auf den Bällen erst an interessant zu werden, und wir müssen fort. —

Wilhelm suchte Sie, so gut als es ging, zu trösten, sie

stieg schmollend den Fiaker, und war erst ausgesöhnt, als er sie vor ihrem Hausthore in der Alsergasse absetzte.

Er fuhr dann allein zurück in seine Wohnung, wechselte schnell die Kleider, fuhr nach dem Rennwege, wo er unweit von dem bekannten Hause abstieg und begab sich dann zu Fuß dahin.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Marie lag vor dem heiligen Bilde der Gottesmutter auf den Knieen.

Heilige Jungfrau! betete sie, was habe ich verschuldet, daß du mich so schwer heimsuchst? Der Vater todtkrank, mein Herz zu todt verwundet, solcher Heimsuchung muß ich erliegen. O heilige Mutter! sei du meine Fürbitterin, das Glück dieser Welt ist für mich unwiederbringlich verloren, laß' mir das Heil des Jenseits zu Theil werden! Ich bin keine Sünderin, ich habe vielleicht gefehlt, aber nie gefrevelt. Sei barmherzig mit mir, und übe ein mildes Gericht.

Obwohl die Lippen verstummten, betete sie doch noch lange fort, bis eine heftige Bewegung des Kranken sie in ihrer Andacht unterbrach.

Sie schloß das Gebet und eile zu dem Vater.

Die Lampe warf ihr düsteres Licht auf das Antlitz des Greisen, sein Auge war offen und blickte starr auf seine Tochter. Er schien nach Besinnung zu ringen.

Schon zurück? lispelte er.

Ja, mein Vater.

Du warst lange aus.

Nicht länger als ich angab. Du hast lange geschlafen.

Ich habe nicht geschlafen — in meinem Kopfe ist es so wüst — mir ist's so unheimlich — geh', liebes Kind, zünde eine Kerze an, die dunkle Lampe wirft fürchterliche Schatten.

Marie willfahrte dem Wunsche.

Als Kerzenschein das Zimmer erhellte, gewahrte sie große Schweißtropfen auf dem Antlitze des Kranken.

Sie berührte mit ihrer Hand die Stirne des Vaters, sie war kalt, kalt wie der Schweiß.

Heiliger Gott! jammerte sie, und sank vor dem Lager auf die Kniee.

Der Greis legte seine beiden Hände auf ihr Haupt und seine Lippen bewegten sich.

„Maria — heilige Maria — Jesus — Heiland — Segen —"

Einzelne geflüsterte Worte waren vernehmbar, das Uebrige bildeten unverständliche Laute, die kaum den Weg über die Lippen fanden.

Der Kranke lag ausgestreckt, seine Augen waren starr gegen die Zimmerdecke gerichtet, seine Lippen zusammengepreßt.

Marie faßte seine Hand, befühlte den Puls — sie verspürte die Schläge, aber schwach, leise.

Mein Vater, klagte sie, du fühlst dich schwach?

Er gab kein Zeichen des Verständnisses von sich.

Mein Gott! jammerte sie, er hört mich nicht, er versteht mich nicht mehr,

Von Seite des Kranken die frühere Theilnahmlosigkeit.

Mariens Versuche, ihm eine Antwort abzuringen, waren vergebens, er veränderte seine Lage nicht, nur der Athem rang sich immer schwerer aus der Brust, und an den Mundwinkeln bemerkte man zeitweilig ein gichtrisches Zucken.

Die Verlegenheit des Mädchens wuchs von Augenblick zu Augenblick, mit namenloser Sehnsucht harrte sie der Ankunft Wilhelms entgegen, mit noch größerer Angst fürchtete sie das Sterben des Vaters.

Die Zeit schlich dahin, jede folgende Minute schien die frühere an Pein zu überbieten.

Jetzt hörte sie die Hausglocke ertönen.

Sie erhob sich — horchte — ihr Busen wogte unruhig, erwartungsvoll — war dieß Wilhelm oder nicht?

Neue Zweifel.

Sie hörte Schritte die Treppe heraufkommen — endlich hörte sie außen die Thüre gehen — der Erwartete trat ein.

Marie kam ihm nicht entgegen. Sie saß am Krankenlager, ihr Antlitz ruhte in den hohlen Händen.

Wilhelm eilte auf sie zu, sie erhob den Kopf, sah ihn an und wehrte mit der Hand seine Umarmung ab.

Eine heftige Bewegung des Kranken zog Beider Aufmerksamkeit auf sich.

Er hatte sein starres Auge auf Wilhelm gerichtet,

der Anblick des jungen Mannes schien ihm wieder einige Kraft zu verleihen.

Erkennen Sie mich noch, lieber Herr Walter? fragte Wilhelm.

Der Kranke hauchte ein langes „Ja" durch die trockene Kehle.

Darauf streckte er seine Hand aus, der junge Mann reichte ihm die seinige. Walter faßte sie krampfhaft und sah mit großen, starren Blicken auf Marie.

Wilhelm ahnend was der Kranke wünsche, suchte Mariens Hand zu fassen und sagte: Er will unsere Hände in einander legen.

Und du wolltest dich fügen? fragte Marie, ihn finster anblickend.

Warum nicht? antwortete der junge Mann unbefangen.

Der Elende! klagte Marie in ihrem Innern, er lügt, und heuchelt selbst noch am Sterbebette meines Vaters; er ist unverbesserlich.

Sie drängte ihn bei Seite und warf sich weinend an die Seite ihres Vaters. Der Sturm in ihrem Innern tobte so heftig, daß sie die Zuckungen des Kranken nicht verspürte, und die tiefen Athemzüge nicht hörte.

Wilhelm ließ sich zu den Füßen des Kranken nieder.

Das heftige Spiel der Muskeln an den Schläfen, so wie die Zuckungen der Mundwinkel ließen ihn erkennen, daß Mariens Vater seine letzten Augenblicke lebe.

Er sagte daher mit ernster Stimme: Marie, laß

deinen kindischen Trotz, erhebe dich, wenn du nicht willst, daß dein Vater stirbt, ohne mit seinem letzten Blicke dich gesehen zu haben.

Marie willfahrte.

Der Sterbende schlug noch einmal die Augen auf, stieß einen herzzerreißenden Seufzer aus, als fühle er noch das ganze Weh seines Kindes, dann zogen sich die Glieder stramm, das Weiße der Augen wurde sichtbar, die Hände ballten sich, von den Ohren gegen den Mund zu zog sich sichtbar die unnachahmliche Farbe des Todes, der Mund verzerrte sich und blieb offen.

Die Seele war entflohen und hatte den irdischen Theil kalt und starr zurückgelassen.

Marie sank am Sterbelager nieder und betete.

Wilhelm blieb regungslos und nachdenkend sitzen.

Die Stille im Gemache wurde durch nichts gestört.

Eine düstere halbe Stunde verging.

Marie erhob sich. Ihr Auge war trocken, der Jammer war verstummt. Der Schmerz, welcher in ihrem Innern wüthete, wurde mit solcher Macht festgehalten, daß er nach außenhin nicht mehr wirken konnte. Marie schien kalt wie die Leiche des Vaters.

Wilhelm, sagte sie mit tonloser Stimme, ich habe dich so spät in der Nacht, oder besser gesagt, so früh am Morgen zu mir bemüht, weil ich hoffte und wünschte, daß du noch beim vollkommenen Bewußtsein des Vaters hierher gekommen wärest; leider ist dieß nicht geschehen, denn der

Weg ist weit, außerdem mußtest du die Kleider wechseln. Es war sehr unvorsichtig von dir, die weiße Cravatte zu behalten, denn man könnte vermuthen, du seiest zum Sterbebette deines Wohlthäters von einem Balle hergekommen.

Wilhelm wurde blaß und stammelte: Marie, ich glaube, es ist hier weder der Ort noch die Zeit, um zu scherzen.

Du hast recht, Wilhelm; aber ich scherze nicht, ich rede Wahrheit, bittere, tödtliche Wahrheit. Du warst im Sofiensaale auf dem Ball, ich selbst habe dich dort gesehen. Versuche nicht zu sprechen und die alten Lügen durch eine neue zu vermehren. Bedenke doch, Wilhelm, daß in deiner Nähe eine Leiche liegt, deren Anblick dich an das Jenseits mahnen sollte. Doch ich vergesse, dir ist dieser Anblick nichts Ungewöhnliches, du bist an Leichen gewohnt, so wie der Drechsler an die Knochen, aus welchen er die niedlichsten Spielzeuge dreht. Ich vergesse, daß deine Nase gegen Leichengeruch unempfindlich, daß deine Hand für Leichenkälte ohne Gefühl ist. Ja, ich selbst habe dich im Sofiensaale gesehen, du warst aber nicht allein, sondern befandest dich in Gesellschaft eines Mädchens. Die Arme, sie weiß nicht, daß sie eben so betrogen wird, wie ich! Dieses Mädchen kennst du schon längere Zeit, ich sah dich mit ihr schon spazieren fahren, ich weiß, daß sie eine Modistin ist und Mathilde heißt. Du siehst, ich weiß Alles, sogar die Wohnung deiner neuen Geliebten. — Wilhelm, du hast niederträchtig an mir gehandelt. Du hast in diesem Hause jahrelang Wohl-

thaten genossen; ich habe auf manche Bequemlichkeit, auf manches Angenehme verzichtet, um nur dich deinem Ziele zuzuführen; dieser Todte hatte die ganze Zukunft seines einzigen Kindes in deine Hände gelegt; der Glückliche, er ist gestorben, bevor er enttäuscht wurde. Wilhelm, was kannst du mir auf diese Anklagen antworten? Womit willst du deinen Leichtsinn, deine Lügen, deine Schändlichkeit entschuldigen? Du bleibst stumm, du hast nicht einmal die Rechtlichkeit dein Verbrechen einzugestehen; die Gelegenheit scheint dir erwünscht, um mit mir vollkommen brechen zu können. Du sollst dich nicht getäuscht haben; aber Eines will ich thun, ich werde Mathilde warnen, ich werde sie von unserem langjährigen Verhältnisse in Kenntniß setzen, deine Handlungsweise schildern, damit sie doch sehe, was auch ihr in der Zukunft bevorsteht.

Diese Drohung brachte den jungen Mann zum Sprechen. Er fuhr heftig empor und rief: Das wirst du nicht thun, Marie!

Wer wird mich daran hindern?

Ich! vorausgesetzt, daß du einer solchen ordinären Handlungsweise fähig sein solltest.

Ich bin deren fähig; sei dessen gewiß, daß Mathilde schon morgen Vormittag Alles wissen wird.

Marie, begann Wilhelm einlenkend, ich werde Mathilde nicht mehr besuchen.

Ich habe mich gegen alle etwaigen Betheuerungen und Versprechungen von deiner Seite gewappnet. Sieh, Wil-

helm, nicht daß du mir untreu wurdest, hat mich so empört, sondern deine Herzlosigkeit, deine völlige Verstocktheit! In dem Augenblicke, wo mein Vater, dein Wohlthäter, todtkrank darnieder liegt, in diesem Augenblicke führst du ein anderes Mädchen zum Tanz, um mit ihr eine Nacht zu durchschwelgen. Das, Wilhelm, kann man nicht mehr Bethörung oder Verirrung nennen, nein, es ist gefühllos, schlecht und niederträchtig. Dieser Gedanke ist es, welcher mich für deine Worte taub macht, dieser Gedanke hat mich gegen alle deine Versuche gefeit. Was ich beschlossen, werde ich vollführen. Wir sehen uns jetzt zum letzten Male!

Marie, du bist hart und eigensinnig.

Keines von beiden, ich bin nur gerecht. Du hast das Band zerrissen, welches uns zusammenhielt und ich will nicht, daß es wieder geknüpft werde. Geh, Wilhelm, geh!

Ich verlasse dich, aber wir sehen uns wieder. Ich werde dem Leichenbegängnisse beiwohnen.

Marie schwieg. Nach einer Weile antwortete sie: Ich kann dich daran nicht verhindern, wir werden uns also dann das letzte Mal sehen, heute aber haben wir uns für gewiß das letzte Mal gesprochen. Was aber auch immer mit mir geschehen möge, Wilhelm, das sage ich dir in diesem verhängnißschweren Augenblicke: du hast mein Lebensglück gemordet, du hast mich namenlos elend gemacht, du hast mein Dasein zerrüttet, mein Tod komme über dein Haupt!

Sie stürzte an der Leiche ihres Vaters nieder, stieß mit abgewandtem Haupte den jungen Mann von sich, als

er sich ihr nähern wollte, und rief: Fort! fort! ich mag dich nicht mehr sehen!

Nach einigen vergeblichen Versuchen verließ Wilhelm das Gemach.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Florian Walter wurde zu Grabe getragen.

Marie schwankte hinter dem Sarge. Eulalia Riegel führte sie am Arme. Hinter ihnen gingen die Bewohner des Hauses.

Wilhelm war nicht gekommen.

Sehen Sie, liebe Mamsell, lispelte die Feldweblin, er ist nicht nur lieblos und undankbar, sondern auch rachsüchtig. Ich habe die Modistin von Allem in Kenntniß gesetzt, eine heftige Scene erfolgte, und aus Rache entzieht er seinem Wohlthäter den letzten Liebesdienst.

Marie achtete dieser Rede nicht.

Der Weg auf den Marxer Friedhof ward unter Gebeten zurückgelegt. Während man den Sarg in die Erde senkte, kniete Marie am Grabe, sie weinte nicht, aber sie war furchtbar bleich, die Augen waren roth unterlaufen, der Blick starr und unbeweglich. Die Lippen säuselten Bitten nach oben.

Das Grab war geschlossen, der Hügel gebildet und noch kniete Marie an der früheren Stelle.

Der Abend war hereingebrochen, der Kirchhof leer und öde, nur Marie betete noch zum Himmel.

Jetzt tauchten einige Sterne am Firmamente empor, die Nacht webte den grauen Flor über die Erde, jenen Flor, der Schlummer auf die müden Augen und Träume an die Ruhestätten zaubert. Die Felder lagen schwarz und lautlos da, trauliches Schweigen hielt die Gegend umfangen, nur aus der fernen Stadt drang jenes Geräusch, welches nie verstummt und nur manchmal stärker, manchmal schwächer das nieruhende Leben anzeigt.

Marie neigte sich jetzt hinab, küßte dreimal die frische Erde, welche das Grab bedeckte, erhob sich dann und lispelte: Gute Nacht, mein Vater, gute Nacht! Du wirst dein Kind bald bei dir haben. Gute Nacht!

Sie schwankte wie ein Schatten durch die abgestorbene, öde Flur.

Zehntes Kapitel.

Wir sind gezwungen, unsere Blicke noch einmal nach rückwärts zu wenden.

Unweit von der Matzleinsdorfer Kirche, in einem Nebengäßchen, welches in die Hauptstraße mündet, liegt ein stockhohes Haus.

In diesem Hause befindet sich zu ebener Erde unter anderen eine kleine Wohnung. Ein Zimmer und ein Cabinet. Vor dem Zimmer befindet sich die Küche.

Indem wir diese Wohnung betreten, ist es zehn Uhr Vormittags.

Draußen tobt ein fürchterliches Wetter, Wind, Hagel und Schnee. Die Fenster, welche in das Nebengäßchen gehen, bieten nur eine einförmige Aussicht.

In den beiden Zimmern sieht es etwas unordentlich, aber nicht unfreundlich aus.

Eine Frau und drei Kinder sind die Bewohner dieses Quartiers.

Das älteste der drei Kinder, ein Knabe, ist zehn Jahre alt und heißt Bernhard; die beiden anderen sind Mädchen, von denen die ältere Anna acht, die jüngere Clara sechs Jahre zählt.

Die Mutter der Kinder ist damit beschäftiget, Wäsche und Kleidungsstücke in einen Schrank zu ordnen.

Ach, Mütterchen, sagte Bernhard, woher hast du dieß Alles gebracht?

Woher? mein Sohn, aus dem Leihamte. Du weißt, welche Noth wir diesen Winter litten. Um nicht mit euch zu erhungern, war ich genöthiget, unser Bischen Eigenthum ins Leihamt zu tragen und Geld darauf zu borgen.

Und jetzt hast du die Sachen wieder zurückerhalten?

Ja, ich habe sie eingelöst. Neti! rief die Mutter jetzt dem älteren Mädchen zu, komm her! hilf mir, ich werde die Betten überziehen; du mußt nicht müßig bleiben, mußt der Mutter die Arbeit erleichtern!

Bald war die geschäftige Frau mit der Arbeit zu Stande

gekommen. Die Schränke waren wieder voll, die Effecten nahmen ihre früheren Plätze ein. Die Möbel wurden gereinigt, der Boden gescheuert, der Ofen geheizt.

Bernhard saß im zweiten Zimmer an einem Tischchen und übte sich im Schreiben. In diesem Zimmer befand sich nur ein Bett, in welchem ehedem der Vater geschlafen hatte, der aber jetzt in kalter Erde ruhte. Anna und Clara spielten im ersten Zimmer, letztere sah noch sehr blaß und schwächlich aus, denn sie hatte erst jüngst eine schwere Krankheit überstanden.

Die Mutter, nachdem die Zimmer in Ordnung gebracht waren, wirthschaftete in der Küche herum.

Seit gestern war über diese Familie ein neuer Glücksstern hereingebrochen. Aus der größten Noth, aus dem schwersten Bedrängniß, wurde sie plötzlich in eine glücklichere Lage versetzt. Es war nicht nur das Eigenthum eingelöst, die Miethe bezahlt, die Bedürfnisse angeschafft, sondern es erübrigte noch so viel, um irgend einen weiblichen Erwerbszweig ergreifen zu können und sich vor fernerem Mangel zu schützen.

Die Frau, deren Wohnung wir nun betraten, war Frau — Johanna Winter.

Als die Arbeit auch in der Küche geschehen war, und die Mutter ins Zimmer trat, kam der Knabe zu ihr und sagte: Liebes Mütterchen, du sagtest mir vorhin, daß du unser Eigenthum, auf welches man dir Geld geborgt hatte, wieder einlösen mußtest; woher hast du aber das Geld genommen?

Von einem reichen Fräulein, lieber Bernhard, welchem ich unser Elend geschildert habe und welches mir so viel gab, daß wir nun, wenn ihr alle fleißig und folgsam bleibt, nicht mehr werden darben müssen.

O ja, liebes Mütterchen! riefen die Kinder, wir wollen fleißig und folgsam sein, wenn wir nur nicht mehr Frost und Hunger leiden dürfen!

Sie umsprangen die Mutter; diese lächelte unter Thränen und sagte: Bleibt eurem Vorsatze getreu und betet fleißig für eure Wohlthäterin.

Und von einem Gedanken erfaßt, eilten die Kinder zu dem Crucifix, vor dem sie gewöhnlich beteten, knieten dort nieder und hoben die kleinen Händchen empor. Die Mutter hinter ihnen that ein Gleiches und sprach laut ein Gebet, welches die Kleinen andächtig nachbeteten.

In diesem Momente ging die Zimmerthür auf. Eine Frau in einen Mantel gehüllt, mit Hut und Schleier, trat herein.

Die Knienden bemerkten sie nicht.

Die Eingetretene, von dem Anblicke überrascht, horchte.

Ihr Herz pochte, in ihre Augen drangen Thränen der Rührung und des Schmerzes.

Sie beten für mich, lispelte sie, der Himmel möge ihr Gebet erhören!

Frau Winter erhob sich und gewahrte die Fremde.

Diese schlug den Schleier zurück.

Heiliger Gott! rief die Frau, seh' ich recht? täuscht mich das Auge nicht? sind Sie es wirklich, gnädiges Fräulein?

Ja, Frau Winter, ich bin es! erwiederte Sofie.

Die Ueberraschung der Witwe war zu groß. Sie suchte die Hände des Fräuleins, um sie mit Küssen zu bedecken, allein Sofie reichte ihr die Lippen.

Kinder! rief jetzt die überglückliche Mutter, dieses Fräulein ist unsere Helferin in der Noth, sie ist eure Wohlthäterin!

Nun begann erst die Freude der Kleinen. Sofie vermochte kaum die stürmischen Liebkosungen zu erwiedern, Frau Johanna mußte ihre Kinder zur Mäßigung mahnen.

Ach, Fräulein, sagte sie, gestern um diese Zeit war ich noch so elend, und heute bin ich so glücklich, das ist Ihr Werk.

Gestern um diese Zeit, dachte Sofie in ihrem Innern, umgab mich ein Schein des Glückes, und heute bin ich elend. So wechseln die Geschicke der Menschen.

Sie haben wohl kaum gehofft, mich so bald wieder zu sehen? sagte sie dann laut.

Oh doch! entgegnete die Witfrau; ich war nämlich gesonnen, mit meinen Kleinen zu erscheinen, um Ihnen mindestens unsern Dank darzubringen.

Und nun bin ich Ihnen zuvorgekommen. Sie ahnen wohl nicht, was mich hieher führt?

Wie soll ich das, gnädiges Fräulein?

Ich will es Ihnen im Vertrauen mittheilen.

Die Witfrau leitete das Fräulein ins zweite Zimmer und schloß die Thür.

Frau Winter, begann Sofie, Sie sehen in mir in diesem Augenblicke ein obdachloses, unglückliches Mädchen, welches nicht weiß, wohin es seinen irren Fuß setzen soll. Vor kaum einer Stunde habe ich das Haus verlassen, wo ich noch gestern ein Wohlleben geführt, ich habe es verlassen, um es nie wieder zu betreten. Was ich seit gestern erlebt, kann Ihnen erst dann begreiflich werden, wenn Sie meine früheren Erlebnisse erfahren. Diese aber mitzutheilen, dazu bin ich im jetzigen Augenblicke unfähig, ich bin erschöpft, ergriffen, fast krank. Als ich mir gestern Ihre Adresse vormerkte, dachte ich wohl, Sie zu besuchen, allein nur, um mich von der Wahrheit Ihrer Angabe zu überzeugen; daß ich aber so bald, daß ich schon heute zu Ihnen kommen würde, um Sie um ein Obdach anzusprechen, das habe ich gestern eben so wenig als Sie selbst gedacht. Sie haben das Elend kennen gelernt, Sie werden das Unglück zu würdigen wissen, Sie werden mir Ihre volle Theilnahme nicht entziehen, wenn Sie erfahren, wie unverschuldet ich leide.

Ach, mein gnädiges Fräulein, wie können Sie so etwas von mir nur denken! Sie sollen sich in mir nicht geirrt haben. Meine Wohnung ist von diesem Augenblicke an die Ihre, mein Eigenthum das Ihrige.

Nicht doch, liebe Frau Winter; wenn auch wenig, so besitze ich doch im Augenblicke so viel, um einige Zeit vor Mangel geschützt zu sein —

Seien Sie nur außer Sorge, liebes Fräulein; wir wollen nicht so blind und leichtsinnig in die Welt hinein leben. Mir ist da ein sonderbarer Gedanke gekommen, den ich Ihnen zu gelegener Zeit mittheilen werde. Für jetzt machen Sie sich's bequem, Sie sind hier zu Hause, dieses Zimmer steht von heute an zu Ihrer alleinigen Verfügung.

Sofie reichte ihr die Hand und sagte mit tiefer Empfindung: Möge Gott unser Beisammensein segnen!

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Seit jenem Tage, es war derselbe, an welchem Sofie aus dem Privathause des Fürsten entfloh, waren Wochen verstrichen.

Sofie und Frau Winter hatten schon lange nicht so ruhig und so angenehm gelebt.

Der Ueberfluß im Fürstenhause war nicht mit jener Behaglichkeit, mit jener nur durch eine nützliche und regelmäßige Beschäftigung gewährten inneren Zufriedenheit verbunden, wie der beschränkte Haushalt bei der Frau Winter.

Welch eine mächtige Veränderung war in dem Innern des Fräuleins vor sich gegangen! Aus dem Hause ihrer Mutter, wo sie theils an die Gesellschaft Elisens und Mariens gewöhnt, theils aber mit Frauenarbeit ernstlich beschäftiget war, wurde sie plötzlich in den vornehmen Müßiggang des fürstlichen Privathauses versetzt, und von hier warf sie ihr Geschick in die Mitte einer Bürgerfamilie, wo die Arbeit kein Zeitvertreib mehr, sondern Bedingung war. Und dennoch

fühlte sich Sofie hier glücklicher als in ihren früheren Lagen. Die Qualen der letzten Tage, die trüben Erfahrungen hatten sie überzeugt, wie wenig sie von jenen Menschen hoffen durfte, die sie bisher umgaben; wie ganz anders wurde sie von Frau Winter behandelt! Die Theilnahme, die echt schwesterliche Besorgniß, der augenblicklich ertheilte Rath, wenn sie von einem Zweifel ergriffen wurde, die Zärtlichkeit, mit welcher die Kinder an ihr hingen, dieß Alles schuf einen Kreis noch nicht gekannter Lebensgenüsse um sie; ihre frühere Launenhaftigkeit verschwand; anfangs aus Dankbarkeit sich in Alles fügend, gewöhnte sie sich bald an die neue Lage, und es fiel ihr gar nicht auf, daß sie, die früher nur befehlen durfte, jetzt unwillkürlich auch gehorchte.

In Bezug auf ihre Lebensweise hatten sich die Frauen bald verständiget. Sofie hatte vor Allem die Aufsicht über die Kinder. Die Mädchen kamen mehrere Stunden des Tages in das Zimmer des Fräuleins, welches sie sonst nie betreten durften, wo sie Unterricht erhielten. Bernhard mußte die Schule besuchen. Frau Winter übernahm es, für mehrere Familien die Wäsche zu besorgen, an solchen Tagen versah Sofie auch die Küche. Den Nachmittag verwendete sie zu Frauenarbeiten, theils für den Hausbedarf, theils für Fremde; hiebei half auch Frau Winter mit, wenn sie sonst unbeschäftigt war, auch das ältere Mädchen mußte nach Kräften mitsteuern. Da Sofie das Haus nie verließ, und in strengster Verborgenheit zu leben beschlossen hatte, so be-

sorgte die Witfrau die Gänge außer Hause, auch der kleine Bernhard wurde dazu verwendet.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß das Fräulein aus dem Fürstenhause nichts als ein kleines Päckchen mitgenommen hatte. Der Schmuck, welcher sich darin befand, wurde veräußert, und ein Theil der gelösten Summe diente dazu, um Sofie mit Wäsche und Kleidungsstücken auszustatten.

Es war Unrecht von Ihnen, sagte Frau Winter, daß Sie nicht mindestens Ihr Eigenthum aus dem Fürstenhause mitnahmen.

Wie konnte ich das? entgegnete Sofie, ich fürchtete verrathen zu werden, außerdem hätten jene Seidengewänder wenig mit meiner jetzigen bürgerlichen Lage harmonirt und mich immer und ewig an die unglücklichsten Tage meines Lebens erinnert.

Frau Winter, mit dem Schicksale und der Lage des Fräuleins einmal bekannt, nahm öfters Gelegenheit mit ihr davon zu sprechen.

Ihre plötzliche Entfernung aus dem Fürstenhause war in der That das Klügste, was Sie thun konnten, denn war der Fürst einmal von Ihrem Zustande unterrichtet, so hatten Sie wenig Gutes zu hoffen. Und Ihre Mutter! Wie sehr mußten Sie erst diese fürchten, sie, die eigentlich an Allem Schuld trägt! Glauben Sie mir, der Fürst würde einen solchen Betrug kaum gewagt haben, wenn er nicht Ihre Mutter zum Schilde gehabt hätte. Er rechnete darauf, daß Sie Ihre Mutter nicht ins Unglück stürzen würden.

Sofie seufzte und entgegnete: Was würde ich auch bezwecken, selbst wenn dieß nicht der Fall wäre? Im günstigsten Falle, das heißt, wenn ein armes Mädchen einer Durchlaucht gegenüber Gerechtigkeit finden könnte, würde das Gesetz ihn verurtheilen, es würde ihn vielleicht zu einer schweren Strafe verurtheilen, aber meine Ehre bliebe gebrandmarkt wie früher; ich glaube kaum, daß wir ein Gesetz haben, welches für einen solchen Fall, früher den wirklichen Vollzug der Ehe, was doch gewiß nur gerecht wäre, und dann erst die Bestrafung des Betrügers anordnet. Was nützte mir die Züchtigung des Elenden? vermag sie mir das zu ersetzen, was ich verlor? gibt sie meinem Kinde einen Vater? — O, liebe Frau Winter, der Gedanke, mit meinen Ansprüchen vor die Gerichte zu treten, ist mir noch keinen Augenblick in den Sinn gekommen, und ich weiß im voraus, sie würden nicht jenen Erfolg haben, den ich wünsche; es ist jedoch möglich, daß ich, wenn das unglückliche Wesen, welches noch unter meinem Herzen ruht, das Licht der Welt erblickt haben wird, in dieser Beziehung einen anderen Entschluß fassen werde.

Ich hoffe, liebes Fräulein, daß Sie dieß thun werden, denn Sie sind es sich und Ihrem Kinde schuldig. Es wäre unverzeihlich, wenn so ein adeliger Sünder nach einer solchen Schandthat ganz unangefochten davonginge. Es ist wahr, Ihrer Ehre Genugthuung zu verschaffen, dazu können wir ihn leider nicht zwingen, aber wir werden es dahin bringen, daß Ihr Kind reichlich versorgt sein wird; oh! ich werde schon Jemand finden, der sich ein Vergnügen daraus machen

wird, Seiner lüsternen Durchlaucht ein wenig entgegenzutreten.

Liebe Frau Winter, Sie werden doch nicht —

Jemanden in's Geheimniß ziehen? Nein, liebes Fräulein, jetzt noch nicht, aber zu günstiger Zeit wird es geschehen, jedoch auch nicht ohne Ihr Wissen und Ihren Willen. Bei Allem, was ich unternehme, werde ich früher sorgfältig mit Ihnen zu Rathe gehen.

Damit war Sofie einverstanden.

Die Thätigkeit, welche in der kleinen Familie herrschte, die Sparsamkeit, noch mehr aber die kluge Benützung der Zeit und der vorhandenen Mittel, hatten zur Folge, daß der Erwerb noch einen kleinen Ueberschuß über den Bedarf abwarf. Dieses Ergebniß machte die beiden Frauen unendlich froh und gab oft zu Unterhaltungen Stoff, in welchen Pläne für die Zukunft geschmiedet wurden. Das Fräulein fühlte sich in solchen Augenblicken so glücklich, daß sie oft ausrief: „Ach, wie lieb wär' es mir, wenn ich meine Schwester Elise bei mir hätte!"

Da dieser Wunsch einige Mal ausgesprochen wurde, so faßte ihn Frau Winter auf, und man machte ihn oft zum Gegenstande reiferer Ueberlegung.

Bevor man noch zu einem Entschlusse kam, kehrte die Witfrau an einem Nachmittage von einem Geschäftsgange nach Hause.

Wie gewöhnlich, setzte sie das Fräulein von dem Ergebnisse in Kenntniß, zählte das erhaltene Geld, wies die neue

Arbeit vor u. s. w. Als dieses geschehen war, sagte sie: Nun kommt aber die Hauptsache, denn die Geschäfte waren heute fast nur Nebensache. Ich war auf dem Rennwege.

Sofie erschrak.

Bleiben Sie ruhig, liebes Fräulein, und fürchten Sie nichts. Wir haben oft von Ihrem Fräulein Schwester gesprochen, und Ihr Wunsch, sie zu sehen, sollte überraschend erfüllt werden; aber es ist für jetzt nicht möglich. Meine Freude ist mir verdorben. Ich begab mich in das Haus, in der Absicht, unbekannter Weise, unter einem ersonnenen Vorwande, um Elise zu sehen, oder wenn ich sie zufällig allein getroffen hätte, auch zu sprechen. Ich fand die Wohnung geschlossen, ich ging zum Nachbar, von dessen Tochter Sie oft Erwähnung thaten, und fand auch hier Alles gesperrt. Was blieb mir nun Anderes übrig, als beim Hausmeister nachzufragen? Hier erfuhr ich denn, daß Herr Walter vor vier Tagen gestorben und Mamsell Marie seit dem Leichenbegängnisse nicht zurückgekehrt sei. Ihre Mutter hat mit Elise Wien verlassen und ist nach Ungarn gereist.

Das Fräulein wurde von dieser Nachricht nicht wenig überrascht, nach einer Weile Nachdenkens sagte sie: Was die Reise nach Ungarn betrifft, so glaube ich nicht daran, denn auch bei meiner Entfernung wurden die Nachbarn durch diese Angabe getäuscht; ich vermuthe vielmehr, die Mutter hat eine andere Wohnung bezogen, um einem Zusammentreffen mit mir vorzubeugen. Doch fürchtet sie vielleicht

meine Vorwürfe weniger, als meinen Einfluß auf Elise, mit welcher sie, wer weiß welche, Pläne verfolgt.

Das arme Fräulein —

Ich bin nach meinen Erfahrungen für die gute Schwester sehr besorgt, doch ist die Gefahr bei ihr nicht so groß, denn Elise liebt und wird wieder geliebt, der junge Mann wird ihr eine Stütze sein, um sie vor den Ränken der Mutter zu bewahren, ihr Herz wird Jeden zurückweisen, der sich ihr nähern sollte; bei mir war es etwas ganz Anderes, ich kannte die Liebe nicht —

Wie? fragte Frau Winter erstaunt, Sie haben nie geliebt?

Niemals! entgegnete Sofie traurig.

Sonderbar, kaum glaublich!

Und dennoch ist es so. Ich blicke zurück in die Vergangenheit und finde nur Einen Mann, den ich öfter zu sehen bekam, als andere Männer. Zwei junge Herren fanden Zutritt bei uns, der Eine bewarb sich um Elisens Gunst, und errang sie; der Zweite versuchte es, sich mir zu nähern, allein ohne Erfolg; meine Mutter gab sich alle Mühe, mich gegen ihn einzunehmen und stellte mir ein viel größeres Glück in Aussicht. Daß ich ihr Glauben schenkte, daß ich so thöricht war, zu wähnen, das Glück des Lebens beruhe in Wohlleben und Genüssen, das war meine Schuld. Ich hätte ihren Einflüsterungen keinen Glauben schenken sollen, ich hätte das Gift, mit welchem sie meine Sinne und

mein Blut in Wallung brachte, nicht einschlürfen sollen; ach! Elise war klüger —

Sie irren sich, liebes Fräulein, entgegnete Frau Winter; so wie ich die Verhältnisse durchschaue, war Elise nicht klüger als Sie, aber sie überließ sich willig dem Zuge ihres Herzens, was Sie aber nicht thaten, — und darin haben Sie gefehlt. Wer weiß, ob sie den jungen Mann nicht geliebt haben würden, wenn Sie sich ihm genähert hätten?

Sofie schüttelte den Kopf und sagte: Ich habe immer gehört, die Liebe muß plötzlich mit Einem Schlage das Herz erschüttern —

Ei, warum nicht gar! rief die Witfrau; ich habe meinen seligen Mann sehr geliebt und habe das Gefühl erst wochenlang nach unserem ersten Zusammentreffen verspürt. Ist Ihnen vielleicht der Name von Elisens Geliebten bekannt?

Er hieß Emil —

Und wie nannte sich der Bewerber um Ihre Gunst?

Rudolf! —

Die Witfrau war ein wenig überrascht, wollte eine zweite Frage an das Fräulein richten, allein sie hielt sie zurück, und da gerade die beiden Mädchen hereinstürmten, um Sofie zur Schiedsrichterin eines kleinen Streites zu machen, so wurde das Gespräch unterbrochen.

Frau Winter vermied es, weiter über diesen Gegenstand zu sprechen.

Je fleißiger man am Tage gearbeitet hatte, desto mehr freute man sich auf den Abend, welchen man immer auf die

angenehmste Weise verlebte. Die Frauen waren mit Nähen oder Stricken beschäftigt und Bernhard mußte vorlesen. Frau Winter bekam von einem Nachbar die Bücher geborgt, und da es meistens Reisebeschreibungen waren, so nahm man keinen Anstand, sie von dem Knaben vorlesen zu lassen. Das Interesse, welche diese Lectüre Allen einflößte, war so groß, daß man den Abenden mit Sehnsucht entgegenharrte, um die kühnen Seefahrer oder Naturforscher auf ihren weiteren Abenteuern zu begleiten.

Manchmal geschah es auch, daß der Nachbar, dessen wir erwähnten, mit herüber kam und an der Unterhaltung Theil nahm, aber dann war es weniger die Lectüre, als die mündliche Unterhaltung, welche die Zeit kürzte.

Herr Schleicher, so nannte sich der Mann, war ein Original, wie man vielleicht kein Zweites in der Residenz finden konnte. Eine lange, hagere Figur mit schlotternden Beinen und ein Paar sehr dürren Händen. Sein Antlitz bestand aus Haut und Knochen, seine blaßblauen Augen sahen immer schläfrig aus und seine blonden Haare bedeckten nur spärlich den Kopf. Seine Erscheinung war eine kümmerliche. Herr Schleicher sagte, er wäre fünfundvierzig Jahre alt, aber er sah so alt und baufällig aus, als ob er schon sechzig zählte. Seine Lebensweise war eine merkwürdige. Da er sich mit Winkelschreiberei seinen Lebensbedarf verschaffte, so war er die meiste Zeit zu Hause beschäftiget; als Hagestolz bewohnte er ein Kämmerchen, er besuchte kein Gasthaus, auch zu Hause blieb seine Küche meistens kalt,

dagegen sah man ihn täglich drei-, manchmal auch viermal mit einem Töpfchen Milch daherkommen, und hierauf Kaffee in einer Maschine bereiten. Das einzige Lebensbedürfniß dieses Herrn schien der Kaffee zu sein. Außerdem besaß Herr Schleicher noch manche merkwürdige Eigenschaften. Er hatte die Wuth zu schriftstellern und schmiedete Verse, oder modernisirte alte Poesien, die er dann nach auswärts versendete. Schleicher stand mit den meisten Redactionen der Provinzblätter in Verbindung. Diese versah er mit neu aufgewärmten Epigrammen, Anekdoten, Xenien, Gedichten und anderen Kleinigkeiten. Die Sonderbarkeit dieses Mannes wird aber erst dann auffallen, wenn wir bemerken, daß er diese Einsendungen niemals unter seinem Namen erscheinen ließ und auch kein Honorar dafür bezog, es war also weder Eitelkeit, noch Gewinnsucht, die ihn leitete, sondern ein unerklärlicher Hang, eine Mühe, die höchstens darin ihren Lohn fand, daß Herr Schleicher, wenn er irgend einem Bekannten ein solches Blatt zeigte, sagen konnte: Sehen Sie, das habe ich geschrieben! — Und hierin war er auch vollkommen im Rechte, geschrieben hatte er es wirklich. Herr Schleicher besaß eine kleine Sammlung von Büchern, welche er einzeln bei Trödlern und Käsestechern zusammengekauft hatte. Es waren dieß aber keine werthvollen Antiqua, sondern alte Almanache, Reisebeschreibungen, Zeitungen aus den zwanziger Jahren, kurz Sammelwerke, die schon in Vergessenheit gerathen waren und die er nun zu seinem literarischen Zwecke benutzen konnte. Wenn man ihn

sprechen hörte, so waren seine Bücher die seltensten Werke, die man sich nur denken konnte. Von dem Einen waren alle Exemplare aufgegriffen, von dem Anderen hatte der Verfasser nur drei Exemplare drucken lassen, von denen er eines besaß, das dritte war bei Todesstrafe von der Censur verboten, von dem Vierten hatte man die ganze Auflage confiscirt und nur ihm allein blieb noch ein Exemplar, das Fünfte stammte aus Napoleons Hinterlassenschaft von St. Helena, das Sechste hatte ihm der Graf Jaroschinsky verehrt, bevor er hingerichtet wurde. Aber nicht nur diese Bücher, sondern auch noch andere Dinge, die er besaß, gehörten zu den Seltenheiten. Eine Tabakdose, eine gewöhnliche Büchse von Messing, in welcher niemals mehr als höchstens eine dürftige Prise anzutreffen war, trug er, da er kein Schnupfer war, nur deßhalb bei sich, um darauf hinweisen zu können, daß diese Dose aus der Sammlung Friedrich des Großen stamme. Obwohl er kein Tabakraucher war, sah man ihn doch öfters mit einer Pfeife von Wachholderholz und einem eben solchen Rohre; aus dieser Pfeife hatte der Räuber Grasel bis zu seinem Tode geraucht, und die Schnur, welche Pfeife und Rohr verband, zierte ehedem den Hut des verstorbenen Cardinal-Legaten. Zur abermaligen Vertheidigung des Herrn Schleicher müssen wir bemerken, daß er bei allen diesen Angaben weit davon entfernt war, sie zu bezweifeln; er war kein Betrüger, sondern ein Betrogener, der

sich entweder von Anderen oder durch eigene falsche Schlüsse täuschen ließ.

Daß ein solcher Sonderling Stoff zu Unterhaltung gab, wird Niemand bezweifeln, und Frau Winter, welche ihn und seine Eigenheiten schon längere Zeit kannte, verschmähte es nicht, ihn zu necken und Kurzweil mit ihm zu treiben.

An einem Abende, Bernhard las eben vor, klopfte es bescheiden an der Thür und Herr Schleicher, mit einem brennenden Wachsstocke in der Hand, schob sich herein.

Wir müssen noch erwähnen, daß der Sonderling sehr höflich, aber auch äußerst furchtsam war. Obwohl seine Thür nur einige Schritte weit von jener der Frau Winter entfernt war, so nahm er doch, sobald es dunkel wurde, jedesmal ein Licht mit. Er grüßte die Frauen höflich, löschte sein Wachslicht aus und ließ sich bedächtig nieder.

Ich bitte, meine Damen, lassen Sie sich nicht stören.

Es liegt nichts daran, sagte Frau Winter, wir sind gerade bei einem Ruhepuncte des Buches angelangt.

Die Reise im Inneren von Brasilien ist interessant, bemerkte Sofie.

Das will ich meinen, nahm Schleicher das Wort, ich habe das Werk schon zweimal gelesen und werde mich nächstens das dritte Mal darüber hermachen. Es ist ein kostbares Buch; Sie müssen wissen, aus diesem Buche, so wie Sie es hier sehen, hat der Herzog von Reichstadt lesen gelernt.

Kann man denn aus einem Buche lesen lernen? fragte die Witfrau.

Warum nicht? Man lehrt dem Kinde das Alphabet, dann lehrt man es die Sylben aussprechen und endlich die Worte. Sie werden doch wohl zugeben, daß man einem Prinzen nicht die Geschichte vom „dummen Peter" lesen lassen kann, und der Herzog von Reichstadt, auf den hat der selige Kaiser Franz große Stücke gehalten.

Haben Sie den Prinzen gekannt? fragte Sofie.

Ich habe ihn oft gesehen, aber das war damals, wie er schon mehr Soldat als Prinz war. Bald darauf ist er in Schönbrunn gestorben. Da ich gerade von einem Prinzen spreche, haben Sie meine Kaffeemaschine schon gesehen?

Die Frauen verneinten es.

Dann werde ich sie Ihnen morgen zeigen; die Kaffeemaschine ist eine Rarität, sie stammt vom alten General Laudon her.

Frau Winter lachte hell auf und rief: Aber lieber Herr Schleicher, was fällt Ihnen ein? Zur Zeit des siebenjährigen Krieges hat man noch lange nicht daran gedacht, den Kaffee in Maschinen zu kochen.

Sie müssen nur früher die Maschine sehen, sie ist nicht so complicirt. Ein Becher mit einer Handhabe wird in eine Schale gestellt, Alles ist von Blech, nur die Handhabe ist von Holz. In die Schale wird Spiritus geschüttet und angezündet, das ist Laudons Kaffeemaschine.

Aber wie ich hörte, soll Vater Laudon niemals Kaffee getrunken haben.

Das ist möglich; dann hat er Thee oder Glühwein getrunken; so viel ist gewiß und bestimmt: meine Maschine stammt von ihm.

Sie trinken gerne Kaffee? fragte Sofie.

Ich finde ihn schmackhaft, entgegnete der Sonderling, und trinke ihn so oft, als mich die Lust anwandelt.

Dieses scheint aber sehr oft der Fall zu sein?

Ja, so ziemlich; zum Frühstück, zur Jause und zum Abendmahl.

Und was speisen Sie zu Mittag?

Zu Mittag? Gar nichts. Wenn ich Frühstück, Jause und Abendmahl habe, so erspare ich den Mittagstisch.

Das ist eine sonderbare Lebensweise!

Es kommt nur darauf an, daß man sich daran gewöhnt. Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier, er gewöhnt ja sogar den Ehestand.

Herr Schleicher, Sie fangen an muthwillig zu werden! rief Frau Winter lachend; es ist gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie sich über den Ehestand belustigen, da Sie ihn noch gar nicht kennen.

Gerade deßhalb, entgegnete der Hagestolz; denn wäre ich einmal verheirathet gewesen, dann wäre es mit der Belustigung auch schon aus.

Und gedenken Sie niemals zu heirathen? fragte das Fräulein.

Früher habe ich nicht daran gedacht, aber jetzt —

Nun, jetzt —

Jetzt wäre es vielleicht möglich, daß ich mich dazu bequemen könnte.

Ei sieh da, welche Gesinnungsänderung! scherzte die Witfrau; ich habe Ihnen so oft meine Hand angeboten und Sie schlugen sie aus, und jetzt — aber ich ahne schon, Fräulein Sofie, nehmen Sie sich in Acht, Ihnen droht Gefahr.

Mir, wie so denn?

Herr Schleicher scheint es auf Ihr Herz abgesehen zu haben.

Die Frauen kicherten, der Sonderling versetzte: Sie müssen mich nicht für unempfindlich halten; meinen Sie, ich wisse die Liebenswürdigkeit des Fräuleins nicht zu schätzen?

Da haben Sie es, das Geständniß ist am Tage; nun schnell, liebenswürdiges Fräulein, eine Antwort darauf.

Sofie, in den Scherz eingehend, erwiederte: Auch ich bin nicht unempfindlich und hoffe, daß der Mann, der so viele Raritäten besitzt, auch ein merkwürdiges Herz haben wird — ein Herz, welches wenigstens von einem Wallenstein oder einem Pappenheimer abstammt.

Wenn Schleicher lächelte, verzogen sich seine Mienen so, daß man glaubte, er wolle weinen.

Mit einem solchen Herzen, sagte er jetzt mit einer derartigen Miene, würde Ihnen wenig geholfen sein. Wallenstein und der Pappenheimer waren wohl Kriegs-,

aber keine Liebeshelden. Wenn Sie von Petrarca oder Tasso gesprochen hätten —

Wie, unterbrach ihn Sofie, Sie werden mich doch nicht in Versen feiern?

Ob ich werde? Wer weiß, ob ich es nicht schon gethan habe?

Ach mein Himmel, welch eine Ueberraschung! rief Sofie.

Da hat man den heimlichen Sünder! nahm Frau Winter das Wort; ich habe ihn so lange angebetet, und er hat mir zur Ehre kein einziges Gedicht gemacht —

Werden Sie uns das Gedicht vorlesen?

Ja, doch nicht eher, als bis es abgedruckt ist; ich habe es schon vor einigen Tagen an eine Provinzredaction gesendet.

Nun, was sagen Sie, Fräulein Sofie? wendete sich die Witfrau zu ihr; hätten Sie es geglaubt, daß Ihnen in diesem Hause solche Auszeichnung zu Theil werden würde?

So etwas wäre mir selbst im Traume nicht beigefallen. Herr Schleicher, empfangen Sie meinen Dank, und zum Beweise, daß ich gegen solche zarte Aufmerksamkeit nicht unempfindlich bin, erlaube ich Ihnen, mich nach Herzenslust zu besingen.

Der Hagestolz schmunzelte und meinte: Ich habe erwartet, daß Sie mir, wie es einer gefeierten Dame ziemt, auch die Hand zum Kusse reichen.

Auch das sei Ihnen gewährt. Hier, mein Troubadour.

Die muntere Laune der beiden Frauen brachte unseren Raritätenbesitzer aus seinem Phlegma; man scherzte, lachte und er war nicht der Mann, der eine Scherz nicht verstanden oder gar übel genommen hätte.

Seit diesem Abende fand sich Herr Schleicher öfter ein; weit entfernt, irgend eine Neigung an den Tag zu legen, erschien er blos, um sich in Gesellschaft der Frauen zu unterhalten, las ihnen seine abgeschriebenen Gedichte vor, producirte seine Raritäten und trank, wie früher, fleißig seinen Kaffee.

In Verbindung mit seiner Vorliebe für Alterthümer und Raritäten besaß Herr Schleicher eine besondere Leidenschaft, die darin bestand, daß er nie bei einem Trödler vorbeigehen konnte, ohne nicht stehen zu bleiben und den Laden so wie die außen zur Schau gestellten Effecten zu durchmustern. Ja, wenn es gerade Zeit und Umstände gestatteten, so widmete er diesen Forschungen eigene Gänge, und diesen Gängen verdankte er seine auserwählte Büchersammlung, auf diesen Gängen gelangte er nach und nach in den Besitz jener Merkwürdigkeiten, welche er jetzt so sehr verehrte und die zu vermehren er keinen Anstand nahm, so oft es nur seine Verhältnisse gestatteten.

An einem Vormittage befand sich Herr Schleicher eben auf einem solchen Gange.

Wie bekannt, ist die Vorstadt Wieden mit Trödlern reich gesegnet. Unser Sonderling, durch langjährige Forschungen bekannt und eingeübt, bedurfte nur eines Blickes, um die

etwaigen neuen Schätze der einzelnen Trödler unter den älteren, die oft jahrelang vergebens einem Käufer entgegenharren, herauszufinden. Er kannte die alten Bücher, die da lagen, schon an den Einbänden, sein geübtes Auge fand jedes neu hinzugekommene Buch schon an dem Einbande heraus; war dieß der Fall, so durchblätterte er es, und wenn er es nicht an sich brachte, so ward es ein zweites Mal ja nicht in die Hand genommen, da er sich der Untauglichkeit dessen vom letzten Besuche her wohl entsann. So hatten sich durch die Reihe von Jahren und durch unausgesetzten Besuch in seinem Kopfe Kataloge von Büchern, Verzeichnisse von alten Effecten gebildet, daß er ohne viel Mühe ein Inventarium der vorzüglichsten Trödlerbuden hätte liefern können.

Herr Schleicher hatte an dem erwähnten Vormittage schon bei einigen Trödlern Revue gehalten, ohne etwas Neues entdeckt oder etwas Wichtiges bemerkt zu haben. Sein Weg führte ihn die alte Wiedner Hauptstraße herab.

Jetzt hielt er bei einem Trödler an. Ein altes, abgenütztes Damenbret zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er nahm es zur Hand, wendete und kehrte es nach allen Seiten, plötzlich bemerkte er am inneren Rande einige Buchstaben, welche in das Holz eingeschnitten waren. Er strengte sich an und las: „JOSEPH."

Schleichers Herz pochte hoch auf. Welch eine Entdeckung? Ein Damenbret, in welchem der Name »Josef" eingegraben war, wer konnte dieser „Josef" anders sein, als Josef der Zweite, der große Kaiser, den das

Volk noch jetzt verehrt und liebt? Wer konnte diese Buchstaben eingeschnitten haben, als seine Hand selbst, die so gerecht regierte? Wer Anderer konnte auf diesem Brete gespielt haben, als er, der Kaiser, und mit ihm Fürst Kaunitz, oder gar sie, die große Mutter des großen Sohnes, Maria Theresia.

Diese Betrachtungen flossen aus seiner Seele und er hatte Mühe, seine Freude über den glücklichen Fund zu verbergen, denn er wußte es aus Erfahrung, daß dergleichen Freudenbezeigungen den Trödlern immer zu höheren Preisen Veranlassung geben; ohne daher das Damenbret aus der Hand zu legen, trat er, dießmal Ruhe und Phlegma heuchelnd, in den Laden.

Der Trödler kam ihm entgegen.

Was kostet dieses Damenbret?

Der Krämer besah es und sagte: Wünschen Sie es zu kaufen?

Freilich! deßhalb frage ich eben.

Auch die Steine dazu?

O ja, wenn Sie welche haben.

Auch die Würfel, zum Langen-Puff-Spiel?

Auch die, wenn sie dazu gehören.

Der Trödler suchte eine Weile, dann brachte er Steine und Würfel hervor.

Nun sagen Sie mir, was kostet Alles zusammen?

Nachdem der Krämer das Bret eine Weile nach allen Richtungen besehen hatte, entgegnete er: Mein Gott! was

wird denn dieser alte Scherben kosten! Sie sollen ihn sehr billig erhalten.

Je billiger, desto besser, meinte unser Raritätenfreund und ergriff das Bret wieder, denn er fürchtete, der Trödler würde den eingeschnittenen Namen bemerken und den Preis höher anschlagen.

In diesem Augenblicke trat eine alte Frau in den Laden. Ihr Eintreten geschah mit solcher Hast, daß der Krämer und Herr Schleicher sich ihr zukehrten und für den Augenblick auf ihren Handel vergaßen.

Dieser Frau hart auf dem Fuße nach folgte ein Mann, eben so hastig wie sie.

Die Frau war verlegen, der Mann lächelte.

Ehe wir die Scene, die sich nun ergab, verfolgen, sehen wir uns gezwungen, zur Aufklärung des Lesers Einiges nachzuholen.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Leopold, der liebe Baron, von der Wichtigkeit, den Aufenthalt Sofiens erfahren zu müssen, durchdrungen, hatte nichts versäumt, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er zog im Fürstenhause bei Frau Katharina Erkundigungen ein; da man es jedoch verabsäumt hatte, dem Fräulein einen vertrauten Diener nachzusenden, so erfuhr er nichts, was ihn auf irgend eine Spur leiten konnte. Eben so erfolglos blieben seine Nachforschungen bei den Bezirkscommissariaten der Polizei in den verschiedenen Vorstädten;

nicht minder vergebens waren auch seine Gänge durch die Straßen, die er in der Hoffnung unternahm, um vielleicht durch einen günstigen Zufall die zu treffen, die er so lange schon vergebens suchte.

Der liebe Baron zerquälte sich in Gedanken; er hatte von Frau Katharina erfahren, daß Sofie in den letzten Tagen mehrere Frauenbesuche empfangen, darunter ihre Mutter, dann eine Arme, die mit dem Inspector den Auftritt im Hofe gehabt hatte; vor dieser noch eine Frau, von welcher man gar nichts anzugeben gewußt hatte, da das Fräulein mit dieser Frau lange allein war und von ihr gar keine Erwähnung that. Dem lieben Baron, indem er diesen Umstand erwog, fielen die Worte des Fräuleins ein, welche in einem Billet an den Fürsten zurückgelassen waren: „Ich weiß Alles!"

Daß Sofie in der That Alles zu wissen schien, bewies ihre plötzliche Flucht und die Verheimlichung ihres Aufenthaltes; allein durch wen hatte sie es erfahren? Etwa durch diese Frau? Das Geheimniß war außer ihm nur noch drei Personen bekannt: dem Fürsten, der Frau Berlau und Helene; von den ersteren war aber an einen Verrath nicht zu denken, sollte es also Helene —

Der Gedanke spann sich in seinem Gehirne fort.

Er eilte nochmals in das Privathaus. Frau Katharina mußte ihm die Frau schildern, welche seinen Verdacht erregt hatte. So viel sie sich entsann, war es eine große, wohlbeleibte Gestalt; obwohl sie sonst wenig anzugeben

wußte, so reichte doch diese Angabe schon hin, um Herrn Leopold zu überzeugen, daß diese Frau nicht Helene war, was er im ersten Augenblicke geglaubt hatte. Der Verdacht blieb nichtsdestoweniger in seiner Seele, und je länger er die Lage erwog, desto tiefer wurzelte er ein.

Er faßte den Entschluß, Helene zur Rede zu stellen.

Das Mädchen, nicht ahnend, welch eine Scene ihr bevorstand, war ganz arglos, als Leopold an einem Nachmittage sie zu sich rief und ihr befahl, sich auf einen Stuhl ihm gegenüber niederzulassen.

Liebe Helene, sagte er, wir leben jetzt viele Jahre mitsammen, du bist vor Gott mein Weib und Theodor ist unser Kind. Wir haben bisher Freud und Leid mit einander getheilt.

Ja, antwortete Helene lächelnd, ich habe dir zu Liebe Alles ertragen, es ist immer auf meinen Theil mehr Leid als Freud gekommen.

Je nachdem es gekommen ist, erwiederte der liebe Baron; du mußt nicht vergessen, liebe Helene, daß die Zeiten sehr schlecht sind und daß man oft froh sein muß, wenn man nur das nackte Leben davonbringt.

Ich habe das keinen Augenblick lang vergessen; aber die Summen, welche du im Laufe dieses Winters verdient hast, hätten für ein ganzes Jahr hingereicht, wir hätten uns nebstdem kleiden und einrichten können, so aber sind sie verschwunden und wir leben wie seit Jahren von einem Tage zu dem andern, das heißt, wir verzehren unser Geld,

ohne darauf zu denken, daß es außer dem Heute und Morgen auch noch Tage gibt.

Ich verdiene das Geld und habe auch ein Recht es zu verzehren.

O ja, das kann dir Niemand wehren, aber du verzehrst nicht nur deinen, sondern auch meinen Verdienst.

Zwischen Dein und Mein kann bei uns gar keine Rede sein; wir verdienen und verzehren, ich verdiene mehr als du, folglich kann ich auch mehr ausgeben, außerdem bin ich der Mann und du das Weib, du mußt gehorchen. Das Gespräch hat übrigens eine Wendung genommen, die ich gar nicht beabsichtigte; ich wies nur auf unser langjähriges Verhältniß hin, um dich darauf aufmerksam zu machen, daß du vor Gott mein Weib, mithin verpflichtet bist, mir treu und redlich zur Seite zu stehen.

Lieber Leopold, sagte das Mädchen, der allmächtige Gott, welcher unser Verhältniß so viele Jahre geduldet und mit einem Kinde gesegnet hat, wird es wissen, wie redlich ich an dir halte, und wie treu ich dir bin.

Liebe Helene, sagte Leopold, du mußt, wenn ich von Treue spreche, nicht etwa denken, ich hege irgend einen Verdacht gegen deine weibliche Ehre, in dieser Beziehung kenne ich dich zu gut und weiß deinen Werth auch zu schätzen; die Treue, welche ich meinte, ist jene Anhänglichkeit, jene Aufopferung, welche man bei den Frauen so selten findet, die ich aber von dir fordere.

Was Anhänglichkeit und Aufopferung anbelangt, glaube

ich dir Beweise genug gegeben zu haben. Ich habe so viel ertragen und gelitten —

Mein Gott, sagte der Baron etwas unwirsch, du kommst mir vor wie eine Katze, man kann dieses Thier werfen wie man will, es fällt immer auf die Pfoten; bei dir kann man sprechen, was man will, du kommst immer auf dein Dulden und Leiden zurück. Du weißt, dein ewiges Klagen nützt bei mir nichts, wozu also die Anstrengung? Jetzt höre mich an. Du wirst dich erinnern an den Beistand, den du mir vor einigen Monaten geleistet hast.

Helene wurde aufmerksam.

Es war an jenem Abende, wo du in Männerkleidern mich nach dem Privathause des Fürsten begleitetest.

Ich erinnere mich, antwortete das Mädchen.

Du weißt auch, was dort geschehen ist?

O ja, ich war ja Zeuge dabei.

Weißt du auch, was sich seither zugetragen hat?

Wie sollte ich? entgegnete Helene verlegen.

Das Fräulein ist aus dem Privathause entflohen und hat dem Fürsten schriftlich hinterlassen, daß sie Alles wisse, mithin ist unser Geheimniß verrathen.

Verrathen! rief Helene in großer Bestürzung, denn in diesem Augenblicke fiel ihr der Besuch jener unbekannten Frau ein, sie erinnerte sich, daß sie es war, welche der Unbekannten Alles verrathen hatte.

Leopold betrachtete sie mit aufmerksamen Blicken;

was er bemerkte, befestigte seinen anfänglichen Verdacht nur noch mehr.

So habe ich mich also nicht getäuscht! rief er, das ist deine Redlichkeit, Treue und Anhänglichkeit? Du bist die Verrätherin!

Die arme Helene wurde leichenblaß; die mit solcher Bestimmtheit ausgesprochene Beschuldigung machte sie fast besinnunglos, sie sank vor ihrem Geliebten nieder, umklammerte sein Kniee und stotterte: Leopold, verdamme mich nicht, bevor du mich gehört hast, ich bin unschuldig! und wenn ich sprach, so geschah es nur, um dich zu retten!

Um mich zu retten? fragte der Baron erstaunt, fasse dich, stehe auf und rede.

Das Mädchen richtete sich empor und begann unter Schluchzen und Thränen die Mittheilung jener Unterredung, welche sie mit der Unbekannten — wie wir wissen, war es Dame Riegel — gehabt hatte.

Der liebe Baron hörte aufmerksam zu, schüttelte oft unwillig den Kopf und sagte am Ende: Du bist in eine Falle gegangen, thörichtes Weib! Die Alte mochte vielleicht wissen, daß Sofie beim Fürsten sei, aber das Geheimniß war ihr unbekannt, die Drohung mit dem Zuchthause war eine leere, denn sie hatte keine Beweise, aber du hast ihr diese Beweise geliefert und das Geheimniß verrathen. Und warum entdecktest du mir dieß Alles nicht gleich?

Ach Leopold! die Furcht um dein Wohl —

Du bist eine Thörin! die Gefahr ist jetzt größer als je. Wer war die Unbekannte, welche dich Unglückliche so zu täuschen verstand?

Ich kenne sie leider nicht.

Wie sah sie aus?

Helene entwarf eine Schilderung so gut sie vermochte.

So wie ich merke, sagte Leopold, ist es dieselbe, welche auch bei dem Fräulein war; sie war also diejenige, von welcher das Fräulein Alles erfuhr. Wie sie aber auf den Gedanken kam, dich aufzusuchen, bleibt mir noch immer ein Räthsel; jedenfalls muß sie eine Bekannte des Fräuleins sein.

Dieser Schluß gab dem lieben Baron einen Faden, um den Weg in dem Labyrinthe weiter zu verfolgen.

Er begab sich auf den Rennweg, um bei Frau Berlau nach den weiblichen Bekanntschaften Sofiens nachzuforschen. Hatte er den Namen der Unbekannten erfahren, so glaubte er auch die Spur des Fräuleins zu haben, denn seiner Meinung nach mußte jene den Aufenthalt des Fräuleins wissen, da sie deren Flucht veranlaßt hatte. Voll froher Hoffnungen legte er also den Weg zurück, aber wie wurde er enttäuscht, als er die Wohnung der Frau Berlau leer fand und die Kunde von ihrer Abreise nach Ungarn erhielt!

Der Faden war gerissen, er befand sich wieder mitten im Irrgarten. Sollte Frau Berlau doch mit dem Fräulein einverstanden gewesen sein?

Betrogene Hoffnung, so wie seine ergebnißlosen Combinationen machten es, daß er ganz mißlaunig nach Hause zurückkehrte.

Helene war die Unglückliche, gegen die er seinem Unmuthe freien Lauf ließ.

Du hast das Vertrauen, welches ich in dich setzte, schlecht rechtfertiget, sagte er; ich habe geglaubt, ein kluges Mädchen zu besitzen und sehe, daß du eine einfältige Dirne bist, welche nur dann Verstand besitzt, wenn es darauf ankommt, mir durch Klagen und Heulen das Leben zu verbittern. Wenn die Geschichte üble Folgen nach sich ziehen wird, so trägst du ganz allein die Schuld an denselben. Dir werde ich also mein Unglück zu verdanken haben.

Helene brach in Thränen aus.

Der Himmel ist mein Zeuge, klagte sie, daß ich unschuldig bin! Ach, wenn ich nur wüßte, wie ich meinen Fehler wieder gut machen kann.

Das ist nicht leicht möglich, da du jene Frau nicht kennst, welcher du Alles verrathen hast.

Wenn ich sie sähe, sagte Helene, so würde ich sie wohl gleich wieder erkennen, ihr Bild steht noch lebhaft vor mir.

Der liebe Baron trug ihr nun auf, bei ihren Ausgängen aufmerksam zu sein, und falls sie der Unbekannten begegnen sollte, ihr unvermerkt bis in die Wohnung zu folgen.

Dieser Rath, so sehr ihm Helene auch nachkam, trug doch nicht die ersehnten Früchte, denn die Forschungen Leopolds und Helenens waren lange vergebens.

An einem Vormittage ging Leopold mit seiner Geliebten in die Stadt, um dort etwas einzukaufen. Als sie auf dem Rückwege das Kärntnerthor passirten, kam ihnen auf der Brücke eine Frau entgegen.

Diese, als sie das Paar erblickte und auf dem engen Pfade nicht ausweichen konnte, kehrte augenblicklich in der Richtung gegen das Glacis um.

Es war schon zu spät.

Helene hatte sie bereits bemerkt, riß Leopold am Arme und lispelte: Lieber Leopold, die große Frau vor uns mit der schwarzen Sammthaube und den feuerrothen Bändern ist die Unbekannte, welche wir suchen.

Der liebe Baron zuckte zusammen, faßte sich jedoch augenblicklich und sagte: Weißt du es bestimmt? hast du dich nicht getäuscht?

Wenn ich mich dießmal irre, sagte das Mädchen, so kannst du mich tödten.

Gut, versetzte Leopold. Du gehst jetzt längs der Wien nach Hause, ich werde der Alten folgen.

Die Frau mit der schwarzen Sammthaube war in der That die würdige Feldweblin. Sie hatte augenblicklich den lieben Baron, so wie seine Geliebte erkannt, und da eine Menge Gründe vorhanden waren, ihnen aus dem Wege zu gehen, so schlug sie die ihrer früheren entgegengesetzte Richtung ein und eilte vor dem Baron her.

Dieser folgte ihr rasch nach.

Das Wild und der Jäger waren dießmal gleich geschickt.

Die Feldweblin bedurfte nur einiger Seitenblicke, um zu bemerken, daß sie verfolgt wurde.

Sie ging mit sich zu Rathe. Nach dem, was sie und Frau Berlau in letzter Zeit unternommen hatten, was aber unsere Leser erst später erfahren werden, mußte sie es mit allen Mitteln verhindern, daß der Baron ihre neue Wohnung nicht erfuhr; außerdem lag ihr daran, ihm so wie bisher unbekannt zu bleiben; sie mußte also Alles aufbieten, um ihm auf eine Weise zu entkommen, daß er ihr nicht folgen konnte.

Anfangs war sie entschlossen, sich in einen Fiaker zu werfen, als sie aber hiezu Miene machte, stand der Baron schon bei einem zweiten Fiaker, um ihr nachzufahren. Sie vermied also die zwecklose Ausgabe und lavirte eine Weile in der Straße umher. Leopold überwachte sie mit Argusaugen. Sie machte den Versuch bei einigen Durchhäusern zu entschlüpfen, aber der Andere folgte ihr hart auf dem Fuße nach. Sie ging bald schneller, bald langsamer, durchirrte mehrere Seitenstraßen, vergebens; der Baron ließ sie nicht aus den Augen und folgte ihr mit eben so viel Aufmerksamkeit als Geduld.

Wie gesagt, das Wild und der Jäger waren diesesmal gleich geschickt und gewandt.

Frau Riegel bog nach vielen Umwegen wieder in die Wiedner Hauptstraße ein. Ihre Verlegenheit hatte von Augenblick zu Augenblick zugenommen, die Beharrlichkeit des Barons flößte ihr am Ende Furcht ein.

Von der Waffe, welche sie ihm gegenüber in den Händen hatte, nämlich als Mitwisserin des Geheimnisses, konnte und durfte sie keinen Gebrauch machen, denn sie mußte ihre Freundin und Genossin schonen, sie war also dem Feinde gegenüber machtlos, das fühlte sie, daher auch ihre Furcht; außerdem wußte sie, daß der Baron den mächtigen Fürsten zur Stütze hatte, während sie ohnmächtig und übel berüchtiget dem ersten Hauche der Justiz erlegen wäre.

In dieser Verlegenheit machte sie noch einen Versuch.

In der Hoffnung, daß der Baron ihr nicht folgen, sondern draußen warten werde, trat sie in den nächsten Trödlerladen, um dort etwas zu kaufen und wo möglich durch eine Seitenthür in das Innere des Hauses zu entschlüpfen.

Allein sie irrte sich auch hierin; sie war beim Trödler kaum eingetreten, so folgte ihr der Baron auf dem Fuße nach.

Nach diesen Ergänzungen nehmen wir den Faden unserer Schilderung wieder auf.

Der Trödler hatte Herrn Schleicher den Preis für das Damenbret noch nicht genannt, als Frau Riegel und hinter ihr der liebe Baron eintraten. Er kehrte sich also zu dieser und sagte: Was wünschen Sie?

Ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen, ich will warten, bis Sie mit diesem Herrn — dabei wies sie auf Herrn Schleicher — im Reinen sind.

Was mich betrifft, nahm jetzt der liebe Baron das Wort,

so werde ich auch warten, wollen Sie nur die früher Gekommenen befriedigen.

Nun, mahnte Herr Schleicher, was fordern Sie für das Damenbret?

Der Krämer nannte einen geringen Betrag, der Andere zahlte ihn gleich aus, und sagte dann: Jetzt, da das Damenbret mein ist, können Sie mir wohl sagen, von wem Sie es gekauft haben, denn Sie hatten es wahrscheinlich gar nicht bemerkt, hier am Rande ist der Name Josef eingeschnitten.

Der Trödler sann nach, dann erwiederte er: Ich kann mich wirklich nicht mehr entsinnen; wer kann bei tausend Kleinigkeiten die einzelnen Verkäufer im Gedächtnisse behalten?

Sie wollen mir nicht die Wahrheit gestehen, denn Sie sehen es jetzt, aber freilich schon zu spät, ein, daß Sie, ohne es zu wissen, eine Rarität um einen Spottpreis verkauft haben. Ja, schauen Sie mich nur an: dieses ist das Damenbret des seligen Kaiser Josef.

Der Trödler war überrascht, die beiden Anderen horchten neugierig zu.

Woraus schließen Sie das? fragte der Erstere.

Woraus? aus dem Namen.

Der Name allein entscheidet und beweist in diesem Falle nichts. Es gibt eine Menge Josefe auf der Welt —

O ja! aber bei einem gewöhnlichen Josef wird der Name nicht mit Lapidarschrift eingeschnitten, das muß ich besser

wissen. Meine Frauen zu Hause werden über diesen Fund nicht wenig in Staunen gerathen; Fräulein Sofie hat schon längst ein Damenspiel gewünscht, heute soll sie eines bekommen, und zwar eine Rarität von einem Damenspiel, jenes von dem großen Kaiser Josef.

Die Erwähnung eines Fräuleins, welches Sofie hieß, wirkte auf den Baron und auf die Feldweblin wie ein elektrischer Schlag. Beide durchzuckte es wie eio fieberhafter Schauer, Beide dachten zu gleicher Zeit an jene Sofie, welche aus dem Privathause des Fürsten entflohen war.

Sollte sie es wirklich sein? Diese Frage drängte sich ihnen natürlich auf, und das Verlangen sich zu überzeugen wurde in ihrem Innern wach; aber jedes von ihnen erkannte zugleich in dieser Angelegenheit in dem Andern einen Gegner, es galt nicht nur, selbst die Wohnung zu erfahren, sondern auch zu verhindern, daß dieß dem Gegner gelinge. Da Herr Schleicher nach obigen Worten den Laden verließ, so mußte man ihm natürlich folgen.

Der Baron, welcher merkte, daß seine Gegnerin hiezu Anstalt traf, wurde in seiner neugemachten Erfahrung, daß ihr der Aufenthalt des Fräuleins ebenfalls unbekannt war, nur gestärkt, und beschloß rasch, sie in ihrem Vorhaben zu verhindern.

Wir müssen in voraus erwähnen, daß nachfolgende Scene sich sehr rasch entwickelte, denn dem Baron wie der Feldweblin lag daran, so schnell als möglich aus dem La-

den zu kommen, um den Herrn mit dem Damenbrete nicht aus den Augen zu verlieren.

Als Frau Riegel sich der Thür zuwendete, trat der Baron ihr entgegen und sagte: Halt! liebe Frau. Sie sind hereingekommen, weil Sie, wie Sie selbst sagten, mit dem Herrn nothwendig zu sprechen hätten, thun Sie es jetzt gefälligst. —

Frau Riegel kam durch diese Worte nicht aus der Fassung und antwortete: Ich war ebenfalls gesonnen das Damenbret zu kaufen, und mußte natürlich abwarten, ob der frühere Käufer es an sich brachte oder nicht; da das Erstere geschehen ist, so habe ich jetzt mit dem Herrn nichts mehr zu sprechen.

Obwohl diese Ausrede eine sehr geschickte war, ließ sich Herr Leopold doch nicht irre machen, sondern sagte: Das ist nicht wahr, liebe Frau; ich folge Ihnen schon seit einer Stunde und Sie haben von dem Kärntnerthor bis hieher alle möglichen Kniffe angewendet, um mir zu entkommen, jetzt aber soll es Ihnen nicht mehr möglich sein.

Nach diesen Worten zog er den Trödler an sich und lispelte ihm einige Worte ins Ohr.

Dieser prallte einen Schritt zurück.

Die Feldweblin, welche nicht nur ein gutes Gehör, sondern auch die Spürkraft eines Hundes hatte, witterte Leopols List, ergriff ihn an der Hand und rief: Jetzt rufe ich: „Halt!" Ich weiß zwar nicht, was Sie diesem Herrn ins Ohr murmelten, aber wenn ich nicht irre, so habe ich etwas

von Polizeivertrauten gehört; wenn Sie ein Vertrauter der Polizei sind, wohlan! nehmen Sie mich mit, ich gehe mit Ihnen.

Der Baron wurde betroffen. Seine Gegnerin war der Schlinge entschlüpft. Wollte er den Mann mit dem Damenbret noch ereilen, so durfte er nicht mehr lange weilen, er mußte also schnell zu einem Entschlusse kommen, der es ihm möglich machte, dem Trödler gegenüber in seiner Angabe zu beharren.

Wenn Sie so sprechen, antwortete er der Feldweblin, dann ist es etwas Anderes; wenn Sie mit mir gehen, ohne Aufsehen zu machen, so ersparen Sie mir einen Gang. Also hier mein Arm.

Frau Riegel hing sich in den Arm des Barons, und Beide verließen den Laden. Auf der Straße angelangt, schlug man jene Richtung ein, welche der Herr mit dem Damenbrete genommen hatte.

Dieser bewegte sich langsam und ahnungslos vorwärts. Als unser Paar ihn gewahrte, athmeten Beide leichter.

Der Baron drückte den Arm der Feldweblin an sich, so daß dieselbe ihm nicht entschlüpfen konnte. Sein Auge ruhte starr auf dem vorangehenden Schleicher; da er seine Gegnerin um jeden Preis verhindern wollte, diesem zu folgen, so mußte er sich beeilen, denn dessen Wohnung konnte ja in der Nähe liegen.

Wie es scheint, sagte er zu seiner Begleiterin, liegt [illegible]en daran, jenem Manne mit dem Damenbrete zu folgen.

Ja, antwortete die Feldweblin, mir liegt eben so viel daran wie Ihnen —

Sie sind durch den Namen „Sofie" aufmerksam geworden?

Gerade wie Sie.

Sie hoffen in dieser Sofie das Fräulein Berlau zu finden?

Wir hoffen es Beide.

Wenn sie es aber nicht ist?

Dann begeben wir uns ruhig nach Hause.

Das heißt: Sie werden sich nach Hause begeben und ich werde Ihnen folgen.

Frau Riegel wurde betreten. Wie schon erwähnt, war ihr Alles daran gelegen, daß der Baron ihren Aufenthalt nicht erfahre. Nach einer Weile sagte sie: Sie möchten wohl gerne meine Wohnung erfahren?

Ich werde sie erfahren.

Auch meinen Namen möchten Sie wissen?

Er wird mir nicht verschwiegen bleiben.

Sie dürften sich irren, denn ich bin im Vortheile. Sie sind der Baron Güntersheim, haben eine Geliebte, die Helene heißt, und wohnen Nr. 88 im Freihause auf der Wieden. Sie sehen, ich weiß Vieles, aber dieß ist noch nicht Alles. Ich weiß auch, daß ein Wort von mir Sie ins Zuchthaus spazieren lassen kann.

Meine liebe Frau, lächelte der Baron, mich schrecken Sie nicht; sprechen Sie dieses Wort, man wird mich ein=

ziehen und in acht Tagen bin ich wieder frei; was aber dann mit Ihnen geschehen wird, diese Frage mögen Sie sich selbst beantworten.

Die Feldweblin antwortete nicht, aber sie dachte bei sich: Dieß Alles, du Schelm, weiß ich ohnedem, sonst säßest du schon lange im Trocknen.

Der Baron fuhr nach einer Weile fort: Hören Sie mich an, ich will einen Vorschlag machen.

Lassen Sie hören.

Wenn Sie mich verlassen und jenem Manne dort nicht mehr folgen, so verspreche ich Ihnen, meine heutige Nachforschung in Bezug auf Ihre Wohnung einzustellen.

Diesen Vorschlag gehe ich nicht ein, antwortete Frau Riegel trocken, denn ich habe noch Mittel genug, um Sie zu verhindern, daß Sie meine Wohnung erfahren.

Sie dürften sich irren, denn ich werde klug genug sein, alle Ihre Mittel zu vereiteln.

Ich will es darauf ankommen lassen.

Ist das Ihr fester Entschluß?

Ja, mein Herr!

Sie stehen von Ihrem Vorsatze nicht ab?

Um keinen Preis! versetzte die Riegel.

In diesem Augenblicke trat ihr der Baron mit solcher Kraft auf die Fußspitze, daß sie laut aufschrie und den betreffenden Fuß jammernd in die Höhe zog.

Der Baron eilte im schnellsten Lauf Herrn Schleicher nach.

Als er ihn ereilte, sagte er: Bester Herr, verdoppeln Sie Ihre Schritte; jene Frau, die Sie mit mir im Trödlerladen sahen, verfolgt uns. Sie möchte die Wohnung des Fräuleins Sofie erfahren, begeben Sie sich nicht geraden Weges nach Hause, sonst ist der geheime Aufenthalt des Fräuleins verrathen und das Fräulein ist verloren.

Der Raritätenfreund bekam Todesangst, die Zurückgezogenheit des Fräuleins machte die Aussage des Warners wahrscheinlich.

Mein Himmel! jammerte er, was soll ich thun, ich bin außer mir —

Wollen Sie mir folgen?

Folgen? wohin?

Ich wohne im Freihause, in meiner Wohnung sind Sie geborgen und der Aufenthalt des Fräuleins bleibt unverrathen. Am Abend werde ich Sie schon unbemerkt aus dem Hause bringen.

Ins Himmels Namen, murmelte Schleicher, wenn ich nur mein Damenbret —

Seien Sie ruhig, Ihr Damenbret bleibt Ihnen unangefochten.

Der Baron hing sich in Schleichers Arm und die Feldweblin, als sie hinten nach herhinkte, hörte nur noch vom Damenbrete sprechen.

Mit Staunen gewahrte sie, daß die beiden Herren die Richtung nach rückwärts nahmen, und als sie bald darauf in

die Schleifmühlgasse einbogen, wurde ihr die List des Barons klar.

Bei dem Freihause angelangt, wagte sie noch einen Angriff.

Mein Herr, wandte sie sich zu Schleicher, Sie haben sich von diesem Herrn überlisten lassen, ich warne Sie: Sie werden das Fräulein ins Unglück stürzen.

Der Hagestolz wurde betroffen. Liebe Frau, sagte er, Sie sind sehr zudringlich; was haben Sie sich um das Fräulein zu kümmern?

Ich bin eine langjährige Freundin des Fräuleins, dieser Herr ist aber ein Kuppler! —

Kennen Sie diesen Herrn? fragte Schleicher.

Ja! rief Frau Riegel, ich kenne ihn. Er ist der Baron Leopold von Günthersheim.

Und wer sind Sie? wie heißen Sie?

Ich — ich — stotterte die Feldweblin, die natürlich ihren Namen nicht verrathen wollte, ich heiße — doch was liegt Ihnen an meinem Namen, mein Name thut nichts zur Sache —

Ei so? rief der Sonderling. Sie getrauen sich also nicht Ihren Namen bekannt zu geben und erfrechen sich noch, den Herrn Baron einen Kuppler zu schelten? Mir däucht, Sie haben diesem Herrn Ihr eigenes Geschäft zugemuthet. Jetzt lassen Sie mich in Ruhe! Kommen Sie, lieber Herr Baron, ich begleite Sie in Ihre Wohnung.

Die beiden Herren gingen lachend die Treppe hinauf.

Verdammt! murmelte die Feldweblin, er hat mich überlistet; das ist wahr, wenn so ein Adeliger ein Spitzbube ist, dann ist er zehnmal schlechter wie unsereins, denn er ist pfiffiger und raffinirter. Und dieses bleiche Gerippe mit seinem Damenbret, ist das eine Mißgeburt! So ein Rindvieh, als ob ein Baron kein Kuppler sein könnte, — der Barontitel hat ihn ganz verblüfft. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend; wenn ich die Berlau nicht zu schonen hätte, ich wüßte schon, was ich thäte, aber so habe ich Rücksichten zu nehmen. Und in diesem Augenblicke muß ich gar jedes Aufsehen vermeiden. Was soll ich jetzt thun? Mir bleibt nichts übrig, als mich schleunigst zu entfernen, denn wer weiß, was der Lump von einem Baron noch im Schilde führt, er kommt am Ende herab und läuft mir wieder nach, wie ein räudiger Hund. Ich habe hier nichts mehr zu gewinnen und viel zu verlieren, also fort — fort!

Sie entfernte sich eiligst und athmete erst leichter, als sie sich unverfolgt bemerkte.

Der Baron forschte indessen seinen neuen Bekannten aus; was er nach und nach erfuhr, verschaffte ihm die Gewißheit, daß er das entflohene Fräulein gefunden habe.

Herr Schleicher war freilich nicht wenig verlegen, als er in die armselige Wohnung trat, welche mit dem Barontitel in so großem Widerspruche stand; aber Leopold beschwichtigte ihn bald, indem er einige Andeutungen von Familienzwistigkeiten und augenblicklichen Verlegenheiten fallen ließ.

Als der liebe Baron den Hagestolz hinlänglich ausgeforscht hatte, mußte Helene nachspähen, ob die Frau unten auf der Straße sich schon entfernt habe, hierauf begleitete Leopold seinen Gast auf dem Rückwege. Aus Vorsicht schlug man große Umwege ein, man ging über den Obstmarkt, die Wien, auf die Laimgrube. Dort lud der Baron seinen Begleiter zu einem Mittagmahle in ein Gasthaus; Schleicher konnte die freundliche Einladung nicht zurückweisen. Der Nachmittag wurde verplaudert. Als Herr Schleicher hierauf mit seinem Damenbrete den Heimweg antrat, mußte er dem Baron das Versprechen leisten, ihn öfters zu besuchen.

Die beiden Herren trennten sich auf die herzlichste Weise.

Der heutige Tag war ein glücklicher, sprach der Baron bei sich, ich bin heute mit mir vollkommen zufrieden. Doch bevor ich Ihre Durchlaucht von dem herrlichen Funde in Kenntniß setze, muß ich mich noch persönlich überzeugen; es könnte doch möglich sein, daß diese Sofie eine andere als die entflohene wäre, und das würde unangenehme Folgen nach sich ziehen. Also früher überzeugen und dann handeln. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, und heute bin ich sehr vorsichtig gewesen!

Die würdige Feldweblin hatte vollkommen Recht, wenn sie sagte: Wenn so ein Adeliger ein Spitzbube ist, dann ist er zehnmal schlechter wie unsereins, denn er ist pfiffiger und raffinirter.

Eilftes Kapitel.

Unser Raritätenbesitzer hatte auf dem Heimwege Stoff genug zum Nachdenken.

Jetzt, da er allein war, und den ganzen Vorfall in seinem Gedächtnisse durchging, gewann er eine freiere Anschauung, wozu die derangirten Verhältnisse des Barons, seine verwahrloste, ärmliche Wohnung nicht wenig beitrugen.

Es scheint, sagte er bei sich, daß der Herr Baron ebenfalls keine beneidenswerthe Bekanntschaft ist, er sieht aus wie ein Lump und wohnt wie ein Lump. Ich bin auch arm, aber bei mir ist's reinlich, und ich habe Bücher und Merkwürdigkeiten. Seine Frau sieht auch sehr verkümmert aus; warum hat er geheiratet? Wenn man kein Geld hat, muß man ledig bleiben, so wie ich, und wenn man schon nicht ledig bleibt, so sollte man sich wenigstens vor Kindern in Acht nehmen. Der Baron scheint ein guter Kerl, aber er ist jedenfalls ein leichtsinniger, liederlicher Patron, und einem solchen darf man nicht trauen. Woher mag er nur Fräulein Sofie kennen? Was hatte das Fräulein von der Alten zu fürchten? Diese Frau mit ihrem zerfetzten Gesichte und ihrem ganz respectablen Schnurbart sieht aus wie ein Dragoner; der Kukuk soll solche Bekanntschaften holen! Sie nennt ihn einen Kuppler und er schweigt dazu, sie will nicht ihren Namen nennen, das ist eine saubere Sippschaft. Es wäre mir lieber gewesen, ich hätte sie gar nicht kennen gelernt. Was soll ich jetzt thun? soll ich dem Fräulein Alles

mittheilen? Es dünkt mir wirklich, als ob das Fräulein Ursache habe, sich verborgen zu halten, denn ich sah sie noch niemals ausgehen; in diesem Falle würde ihr meine Mittheilung Unruhe verursachen, es ist also besser, wenn ich schweige, denn ich will das liebenswürdige Geschöpf nicht betrüben. Ihre Lage muß aber jedenfalls eine gefährliche sein, und ich möchte nicht, daß ihr Unangenehmes widerfahre; es wäre also gut, wenn sie gewarnt, oder noch besser, wenn sie, ohne daß sie es weiß, überwacht würde; diesen Ritterdienst möchte ich wohl gerne übernehmen, aber dazu müßte ich öfter um sie sein, und das kann ich nicht, ohne zudringlich zu werden. Halt! da kommt mir ein Gedanke; wie wär's, wenn ich mich an Madame Winter wendete? — Bei meiner armen Seele, das will ich thun, ich will Frau Winter Alles entdecken, sie kennt die Verhältnisse des Fräuleins, sie wird auch ihre Feinde und die Gefahr kennen, die ihr droht. Es bleibt dabei, die Nachbarin soll Alles erfahren und das Engelsfräulein beschützen.

Dieser Beschluß blieb fest, und sollte bei der nächsten Gelegenheit zur Ausführung kommen.

Der Nachmittag war schon weit vorgeschritten, als der Hagestolz zu Hause anlangte. Bald darauf sah man ihn mit seinem Milchtöpfchen über die Straße schreiten, und nicht lange währte es, so sprudelte der Mokka in Laudons Kaffeemaschine, dann steckte er Grasels Pfeife mit der Cardinalschnur in den Mund, und that als ob er rauchte, hierauf klopfte er an die Tabaksdose des großen Preußenkönigs,

wischte den Staub von Kaiser Josefs Damenbret, wickelte es in ein Tuch, und trippelte hierauf mit seiner neuen Rarität zur Nachbarin.

Die beiden Frauen waren gerade sehr beschäftiget. Frau Winter legte Wäsche zusammen, um sie zum Glätten herzurichten, Sofie saß am Fenster und nähte. Clärchen mußte der Mutter die Wäsche Stück für Stück in die Hände geben und die ältere Anna saß auf einem Schämel zu Füßen des Fräuleins und strickte. Bernhard hatte Erlaubniß erhalten, einen Schulcameraden im gegenüber liegenden Hause besuchen zu dürfen.

Als Herr Schleicher hereintrat, sagte Sofie: Welch eine Ueberraschung! mein dichterischer Verehrer kommt am hellichten Tage zu Besuch, wahrscheinlich um das Wachslicht zu ersparen, welches ihm am Abende immer herüberleuchtet.

Die Witfrau lächelte: Sehen Sie ihn nur an, liebes Fräulein, wie sein Auge heute glänzt, es ist ganz liebestrunken.

Ja, entgegnete der Hagestolz, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich trunken geworden, aber nicht von Liebe, sondern von Bier.

Bier? pfui! Sie prosaischer Troubadour! rief Sofie, Sie trinken auch Bier? Ich war der Meinung, Sie hielten es nur mit dem Kaffee.

Ich trinke selten Bier oder Wein, aber es gibt Gelegenheiten, wo man nicht leicht ausweichen kann; in solchen Fällen füge ich mich der Nothwendigkeit.

Was tragen Sie dort unter dem Arme? fragte die Witfrau.

Rathen Sie einmal.

Gewiß wieder eine Rarität! meinte Sofie.

Getroffen! liebenswürdiges Fräulein, versetzte der Hagestolz. Da sehen Sie einmal her! Ich habe einen Ihrer längst gehegten Wünsche erfüllt.

Mit diesen Worten lüftete er das Tuch.

Ein Damenbret! riefen beide Frauen zu gleicher Zeit.

Ja, ein Damenspiel! erwiederte Schleicher mit nicht geringer Selbstzufriedenheit, hier das Bret! hier die Steine! hier die Würfel!

Ah, das ist in der That eine schätzenswerthe Aufmerksamkeit! bemerkte das Fräulein.

Nur Geduld, meine Damen, das Wichtigste an der Sache werden Sie erst erfahren. Hier innen am Rande ist der Name des früheren Eigenthümers ausgeschnitten, — und wissen Sie, wer dieser war?

Nun, wer war er denn? fragten Beide zugleich.

Der Kaiser Josef!

Die Frauen erstaunten.

Sofie nahm das Bret zur Hand und las wirklich den Namen „Josef"; sie schüttelte verwundert den Kopf; da fiel ihr Auge zufällig auf den entgegengesetzten Rand des Bretes, und sie bemerkte dort ebenfalls Buchstaben.

Da haben wir's! rief sie, da steht noch ein Name.

Was, noch ein Name?

Ja, und zwar ganz mit derselben Lapidarschrift, er heißt: „SCHACHINGER.“

Was, Schachinger? das ist nicht möglich! rief der Hagestolz.

Josef Schachinger, schmunzelte Frau Winter, den Mann kenne ich ja, er war der frühere Wirth bei der blauen Kugel.

Die beiden Frauen lachten nun hell auf, der Raritätenfreund ärgerte sich, denn seine ganze Freude war ihn verleidet. Das Fräulein suchte ihn zu trösten und sagte: Da ich annehme, daß Sie das Damenspiel nur mir zu Liebe kauften, so erkläre ich Ihnen, daß ich Ihre Aufmerksamkeit jetzt eben so hoch schätze, wie früher. Ich bin zwar eine große Verehrerin unseres einzigen Volkskaisers, aber das Damenbret ist mir eben so willkommen, wenn sein früherer Besitzer auch nur ein ehrsamer Bürger war. Darin eben bestand die Größe des unsterblichen Kaisers, daß er den braven Bürger dem Fürsten gleich schätzte, und daß sein Herz für das Volk eben so warm, wie für die Bevorrechteten schlug. Ich werde übrigens dieses Damenbret niemals zur Hand nehmen, ohne nicht an den Gastwirth Schachinger, an den Raritätenbesitzer Schleicher und an den Kaiser Josef zu denken. Sind Sie damit einverstanden?

Vollkommen, erwiederte der Hagestolz; obwohl es noch nicht erwiesen ist, daß das Damenspiel wirklich nicht von Kaiser Josef herstamme; der Name Schachinger kann später

ausgeschnitten worden sein, — wie gesagt, es ist noch nicht erwiesen.

Die Frauen luden den Nachbar zum Abendmahle ein, allein dieser nahm für heute, wie er sagte, die Einladung nicht an, da er heute ohnedem schon einmal geladen war, er versprach also von der Gastfreundschaft der Frauen bei nächster Gelegenheit Gebrauch zu machen, und empfahl sich. Frau Winter gab ihm das Geleite.

Vor der Thür angelangt, lispelte er der Witfrau zu: Ich habe Ihnen Vieles mitzutheilen, was ich heute erlebt, es betrifft das Fräulein Sofie, verschaffen Sie mir morgen Vormittags Gelegenheit, daß ich Sie ohne Zeugen sprechen kann.

Frau Winter winkte ihm gewährend zu, und kehrte in das Zimmer zurück.

Der Abend war indessen herangerückt, die Dämmerung zwang die Frauen, ihre Arbeit ein wenig auszusetzen. Man unterhielt sich von gleichgiltigen Dingen.

Sie werden mit dem Glätten der Wäsche wohl bald zu Stande sein?

Ich bin schon fast außer Athem, entgegnete Frau Winter; die größeren Stücke habe ich mir indessen vom Halse geschafft, und es ist nur mehr der feinere Theil übrig.

Wenn Sie wünschen, so will ich Sie ablösen.

Lassen Sie es nur, liebes Fräulein, diese Arbeit —

Glauben Sie etwa, ich verstehe diese Arbeit nicht? Bei der Mutter zu Hause war dieß immer mein Geschäft.

Es ist etwas ganz Anderes, seine eigene Wäsche herrichten, als jene von fremden Leuten.

Sie müssen mich nicht so verzärteln, liebe Frau Winter; kurz und gut, wenn wir Licht angezündet haben, werden Sie sich niedersetzen und ausruhen, und ich werde den Rest zu Ende glätten.

Wenn Sie es nicht anders wollen, so muß ich nachgeben.

Nach einer Weile wurde Licht angezündet.

Was ist das für ein Neugieriger, der da hereinsieht? rief Sofie, welche noch immer am Fenster saß.

Frau Winter erschrak, und sagte: Wir waren unvorsichtig; wenn man zu ebener Erde wohnt und Fenster auf die Straße hat, so soll man immer früher die Vorhänge herablassen, bevor man Licht anzündet.

Es ist schon geschehen, sagte Sofie; dießmal freilich etwas zu spät.

Frau Winter war unruhig, doch ließ sie nichts merken.

An neugierigen Männern, sagte sie, hat es niemals Mangel gegeben, besonders dort, wo es Frauen gilt.

Das Sonderbare bei den Herren der Schöpfung ist nur, daß sie uns Frauen neugierig schelten, während sie selbst von dem Fehler nicht frei zu sprechen sind. Reichen Sie mir gefälligst das Glätteisen —

Aber liebes Fräulein —

Sie wollen mich kränken, liebe Frau Winter —

Das will ich nicht, darum gebe ich Ihnen nach; es ist

also nicht meine Schuld, wenn Ihnen die Arbeit schwer fallen sollte.

Sofie übernahm also das Geschäft, Frau Winter ließ sich ihr gegenüber nieder und behielt sie im Auge.

Die Arbeit geht Ihnen flink aus den Händen.

Sie ist mir nicht neu; überdieß ist es angenehm zu glätten, wenn die Wäsche so fein ist.

Gefällt Ihnen dieses Linnenzeug —

Der Faden ist fein, stark und gleichmäßig.

Das Stück, welches Sie gerade in Händen haben, gehört aber auch einem hübschen, jungen Herrn —

Ei, ei! lächelte das Fräulein, Sie haben also auch junge hübsche Herren zu Kunden, dieß ist sehr verdächtig. Ich muß doch einmal nach dem Namen des Herrn sehen —

Sie suchte am Rande. Ich habe ihn schon! rief sie, der Name ist mit chemischer Tinte aufgepreßt —

Sie las — das Stück entfiel ihrer Hand — sie mußte sich auf einen Stuhl niederlassen, und drückte das Antlitz in die hohlen Hände.

Der Name des Eigenthümers war — Rudolf Stein!

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

An demselben Abende schrieb der liebe Baron an den Fürsten Fridolin von Werdenfeld folgende Zeilen:

Euer Durchlaucht!

Der Aufenthalt des entflohenen Fräuleins ist entdeckt. Das Fräulein scheint in tiefster Verborgenheit den Zeitpunct

abwarten zu wollen, um mit einem unwiderlegbaren Documente von Fleisch und Blut ihre Ansprüche zu unterstützen. Ich ersuche Euer Durchlaucht, diesen Umstand wohl zu erwägen, er dürfte später große Schwierigkeiten bereiten. Wollen Euer Durchlaucht mir gefälligst Zeit und Ort bestimmen, so werde ich dann so frei sein, Ihnen meine Gedanken mündlich mitzutheilen. In diesem Augenblick ist nichts zu befürchten, denn das Fräulein hat sogar mit der Mutter gebrochen. Letztere hat augenblicklich ihre frühere Wohnung verlassen, und ist angeblich nach Ungarn abgereist. Wenn man erwägt, daß Frau Berlau noch eine hübsche Tochter hat, so kann man leicht den Kern finden, der in dieser Schale steckt. Eurer Durchlaucht Befehle gewärtig, zeichne ich mit besonderer Hochachtung u. s. w.»

Zwölftes Kapitel.

Wir versetzen unsere Leser in das riesige Lazareth, welches in Wien unter dem Namen: „Allgemeines Krankenhaus" bekannt ist.

Es ist, in Verbindung mit dem Militär-Hospitale, das weitläufigste Gebäude der Residenz.

Um auswärtigen Lesern die Menge Höfe, Verbindungsgebäude und Winkelwerke recht anschaulich zu machen, müßten wir einer ausführlichen Beschreibung noch mit einem Plane zu Hilfe kommen, denn es ist fast unmöglich, durch bloße Worte sich aus diesem Gewirre herauszufinden.

Wenn man den ersten, zugleich größten Hof, durch den Haupteingang von der Alsergasse betritt, so fühlt man unwillkürlich jenes Frösteln, welches jedem inneren Mißbehagen vorauszugehen pflegt. Mag es vielleicht Verweichlichung, oder Ungewohnheit, oder gar Einbildung sein, gleichviel; die meisten Menschen, wenn sie diese Räume betreten, scheuen sich fast die Luft zu athmen, welche, wie sie vorgeben, auf die Geruchsorgane einen ganz eigenthümlichen Eindruck hervorbringt. Abgesehen von dieser unvermeidlichen Beschwerde, gewährt dieser Hof zur günstigeren Tageszeit einen sehr traurigen Anblick. Kranke Gestalten schleichen unter den verkrüppelten Acacienbäumchen einher; bleiche, abgezehrte Gesichter, denen der Tod aus den Augen glotzt, stieren jeden Gesunden gleichsam neidisch an; aus den Fenstern lugen zahlreiche Köpfe, die selbst jene Kranken im Hofe glücklich preisen, weil sie schon, oder noch die Kraft besitzen, sich im Freien zu bewegen.

Wer für die Leiden seines Nebenmenschen nur einen Funken Gefühl im Herzen hat, wird, ohne die großen Säle dieser Zufluchtsstätte der kranken Armuth zu durchwandern, schon von diesem oberflächlichen Anblicke so ergriffen sein, daß er, Trauer und Bangen in der Brust, das tiefste Mitleid empfindet, und wenn nie im Leben, so hier, an die Nichtigkeit des menschlichen Körpers gemahnt wird. Darum wird man unter den Hunderten, welche täglich diese Anstalt besuchen, nur ernsten Gesichtern, traurigen Blicken begegnen hieher verirrt sich der Frohsinn selten; wer in diesen

Räumen laut zu lachen vermag, kann nur ein Arzt oder ein Krankenwärter sein.

Fürchten Sie sich nicht, freundliche Leserin, ich werde Sie nicht in die Krankensäle führen, in jene reichhaltige Niederlagen menschlicher Gebrechen, in jenes Fruchtfeld irdischer Leidenschaften; Sie sollen nicht schauen die Klinik, diese furchtbare Mustersammlung körperlicher Hinfälligkeit; noch viel weniger sollen Sie sehen jene trüben Hallen, deren Anblick den Schauer über die Haut jagt und das Herz im Leibe zusammenschnürt, jene Hallen, wohin man die Beute bringt, welche der Todesengel für sich erkoren, — dieß Alles haben Sie nicht zu fürchten, ich will Ihre Aufmerksamkeit nur auf einige Augenblicke in Anspruch nehmen, und dann verlassen wir eiligst diesen traurigen Aufenthalt.

Einige junge Männer spazieren durch den Hof.

Es ist Nachmittag.

Die jungen Leute scheinen gerade vom Tisch gekommen zu sein, rauchen jetzt gemüthlich ihre Cigarren, und plaudern von unverfänglichen Dingen.

Nach einer Weile gesellt sich noch Einer zu ihnen.

Schon gespeist, lieber Doctor?

Ja, meine Herren, und Sie?

Ebenfalls.

Werden Sie auch der Obduction *) beiwohnen?

Wir befinden uns deßhalb hier.

---

*) Gerichtliche Besichtigung eines Leichnams.

Ist die Todtenkammer stark belegt?

So ziemlich, doch monoton; meistens Lungenleiden.

Ich habe von einem Freunde auf der Universität den Auftrag, ihm einen Cadaver zu verschaffen, bei dem die Structur des Herzens so wenig als möglich afficirt ist.

Dürfte in diesem Augenblicke schwer zu finden sein.

Dann wird sich mein Freund schon noch gedulden müssen.

Wenn er Zeit zum Warten hat, so will ich ihm den Gefallen erweisen, und nächstens sterben, mein Herz ist vollkommen gesund!

Derjenige, welcher dieß sprach, war ein junger, hübscher Mann mit blondem Haar.

Glauben Sie es nicht, Herr Doctor; der Schalk lügt, sein Herz ist in diesem Augenblicke todtkrank. Er ist in eine nette, ganz annehmbare Modistin verliebt.

Der Blonde lachte: Sie glauben also auch, wie die dummen Romanschreiber, daß die Liebe das Herz krank mache? Ich kann Ihnen das Gegentheil beweisen; mein Herz ist nie gesünder, als wenn ich verliebt bin, da ist es thätig und frisch.

Ja, rief Einer, Sie scheinen die Herzensthätigkeit besonders zu lieben, weil sie mit einer anderweitigen Thätigkeit verbunden ist.

Die Anderen lachten, der junge Blondin entgegnete: Thätigkeit ist der Beruf des Menschen, ein Leben ohne Thätigkeit ist das Vegetiren einer Pflanze.

Ganz recht, sagte der, welcher zuletzt herbeigekommen

war, im ernsten Tone; Sie dürfen jedoch nicht vergessen, daß ein Uebermaß an Thätigkeit einen gänzlichen Stillstand herbeiführen kann —

Einen Stillstand? heiliger Christoforus! was wird die Modistin dazu sagen?

Heinrich, sagte der Blondin etwas pikirt, Sie sind heute zu muthwillig.

Der Ernste sprach: Herr Heinrich hat meinem Worte einen Sinn unterlegt, an den ich gar nicht gedacht habe; dem Reinen ist alles rein. Ich bin Arzt, meine Herren, Sie stehen im Begriffe, es zu werden. Das Hospital ist für uns ein zu heiliger Ort, um ihn durch solche Scherze zu entweihen. Der Arzt darf nicht empfindlich, er muß Cyniker sein, die Gewohnheit härtet ihn ab, damit er dort mit kalter Vernunft und sicherer Hand wirke, wo andere Menschen vor Bangen erstarren, und vor Schrecken schaudern; wie gesagt, der Arzt darf nicht empfindlich, aber er soll auch nicht gefühllos sein. Wer Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit zur Schau trägt, wird wenig Zutrauen einflößen; wer kein Gefühl hat, wird seine Kranken nicht zu trösten wissen. Mich verletzt nichts so tief, als jene abscheuliche Gleichgiltigkeit, mit welcher Viele von uns auf dem anatomischen Theater ihre lasciven Bemerkungen machen, und eine Herzlosigkeit zur Schau tragen, die an Barbarei gränzt. Wenn schon nicht Menschlichkeit, so sollte doch Ehrfurcht vor der Wissenschaft sie zum Ernste nöthigen, und ihre Unterhaltungen regeln. Wir sind keine Metzger, die

den Leichnam des Thieres zerhacken und das Fleisch verkaufen; wenn wir in den Cadavern herumwühlen und die Geheimnisse des Todes belauschen, so suchen wir das Leben. Ich bin überzeugt, meine Herren, Sie werden mit mir übereinstimmen, und meine Ansicht nicht Empfindelei schelten. Bei der Obduction sehen wir uns, ich muß früher noch meine Abtheilung besuchen.

Er reichte ihnen die Hand, welche sie freundlich drückten, und entfernte sich dann.

Der Studirende, welcher Heinrich hieß, sah ihm lächelnd nach und sagte: Obwohl der Strafsermon eigentlich mir galt, so muß ich ihm dennoch Recht geben.

Ich habe den Doctor schon unzählige Male gesehen, sagte ein Anderer, allein ich weiß noch immer seinen Namen nicht.

Der Blondin erwiederte: Es ist der Doctor — Adolf Fischhof.

Im Conservatorium der Musik ist ein Professor dieses Namens —

Ja, das ist sein Bruder.

Ein Leichenzug, welcher sich von der Capelle durch die rückwärtige Einfahrt bewegte, störte ihre Unterhaltung.

Sie eilten über den Hof, um die Mädchen zu mustern, welche sich gewöhnlich einfinden, und da mittlerweile vom nahen Thürmchen die dritte Stunde ertönte, so sagte der Blonde: Meine Herren, die Stunde schlägt, ich muß zur gerichtlichen Section.

Er eilte voran, die Anderen folgten bald nach.

In dem Hofe, hinter der Klinik, liegt ein kleines, ebenerdiges Gebäude. Den größten Raum seines Innern nimmt eine gewölbte Halle ein, in welcher gewöhnlich die gerichtlichen Leichenbeschauungen Statt finden.

Die Einrichtung dieser Halle ist eine einfache.

In der Mitte derselben befindet sich ein abschüssiger Leichentisch. Aus der Wand ragen bewegliche Wasserröhren herüber, so daß man die Flut nach Belieben auf die verschiedenen Theile des Leichnams leiten kann. Diese Röhren sind mit Pipen versehen. Das Licht in die Halle fällt durch eine Oeffnung, welche gerade oberhalb des Leichentisches in der Decke angebracht ist. Durch diese Vorrichtung wird der zu untersuchende Leichnam besonders günstig beleuchtet.

In einiger Entfernung vom Leichentische zieht sich um denselben ein eisernes Gitter, in welchem der Eingang zu dem Leichentische angebracht ist.

Den oberen Theil der Halle nimmt eine amphitheatralische Erhöhung ein, die für die Studirenden oder sonstigen Zuschauer bestimmt ist.

An diese große Halle gränzen mehrere kleine, in denen Leichen gewöhnlich zugedeckt liegen, darunter natürlich jene, die zur Obduction bestimmt sind.

Wir betreten die Halle.

Der Zuschauerraum ist gefüllt.

Diener bringen in hölzernen Gefäßen und Waschbecken frisches Wasser.

Die Halle ist von Weihrauch geschwängert.

Innerhalb des Gitters befindet sich der Professor der gerichtlichen Arzneikunde, ein politischer Commissär und ein Actuar an einem Tischchen.

Der zu secirende Leichnam liegt bereits auf dem Tische.

Er ist der Länge nach zugedeckt.

Der junge blonde Mann, welchen wir kurz früher verlassen, war dazu bestimmt, die Leiche zu seciren.

Der Leichnam, sagte der Professor, ist ein weiblicher, und wurde gestern aus dem Wasser gezogen.

Der Blondin legte seine Instrumente in Bereitschaft und schürzte seine Aermel auf.

Jetzt zog ein Diener die Hülle von dem Leichnam.

Ein blühend weißer Körper —

Der Blonde sieht ihn an, taumelt zurück, stößt einen Wehruf aus und fällt zu Boden.

Unter den Zuschauern Bangen und Verwirrung.

Ein anderer Arzt muß die Section übernehmen.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der junge blonde Mann war Wilhelm Hellrath, die Leiche, welche er seciren sollte, war die unglückliche, durch ihn gemordete — Marie Walter!

Ende des zweiten Bandes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Breier, Eduard

Eine Maria Magdalena in Wien Sittenroman aus unserer Zeit

Bd.: 2

Wien 1849

P.o.germ. 170 rag-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106249-8